

Kabarett

Kabarett

Roman

von

Freiherr von Schlicht

Otto Janke Verlag / Berlin

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright by Otto Janke, Berlin 1926.

In der „Blauen Maus“ war die letzte Vorstellung des ganzmonatlichen Programms. Die sonstige Reihenfolge der künstlerischen Darbietungen hatte geändert werden müssen, denn glücklicherweise hatten alle, wenngleich einige auch erst im letzten Augenblick, noch Anschluß gefunden, so daß keiner und keine im nächsten Monat stillzuliegen und mit Nahrungssorgen zu kämpfen brauchte. Gewiß, allzu groß waren die Gagen, die der nächste Vertrag brachte, bei der schwierigen Geschäftslage der Kabaretts für einige nicht, aber sie verdienten doch immerhin, selbst das Wenige war besser als gar nichts, und wenn man Glück hatte, brachte der übernächste Monat dann dafür ein desto besseres Engagement. Und wenn nicht, dann würde man auch da wieder mit dem Wenigen zufrieden sein, zufrieden sein müssen, was sich bot. Lieber alles annehmen, als einen Monat, wenn nicht noch länger, stillliegen und nicht wissen, wovon man die Miete und das Essen bezahlen soll. Na, für den nächsten Monat waren alle untergebracht und über das, was dann kam, brauchte man sich heute noch keine Sor-

gen zu machen, der liebe Gott und die Agenten würden schon weiterhelfen.

Erst fuhren nun alle einmal in das neue Engagement, die Hauptsache war jetzt, daß man seinen Zug erreichte, um, wie es der Tarifvertrag verlangte, morgen vormittag in dem neuen Kabarett rechtzeitig zur Probe einzutreffen. Einige von ihnen hatten eine weite Reise vor sich, viele mußten die ganze Nacht durchfahren und dann ging es, am Reiseziel angelangt, auch erst auf die Wohnungssuche, falls die neue Direktion nicht irgendwo ein Zimmer für sie bereit hielt. Dann kam das Auspacken der Sachen, im Anschluß daran vielleicht ein kurze Nachmittagsschlaf, und abends standen schon alle wieder vor einem neuen Publikum, arbeiteten vor diesem dieselbe Nummer, die sie schon hier und in so vielen anderen Städten gearbeitet hatten, und mußten doch immer wieder bei dem ersten Auftreten damit rechnen, daß der Beifall, den sie in der einen Stadt erzielten, in der nächsten mehr oder weniger ausblieb, denn das Publikum war ja nicht nur in jeder Stadt, sondern beinahe an jedem Abend verschieden. Was heute stürmisches Händeklatschen oder schallende Heiterkeit auslöste, ging am nächsten Tag, wenn das Publikum „doof“ war, wie sie es nannten, spurlos vorüber. Aber den Beifall brauchten sie alle, den fast noch notwendiger als die mo-

natliche Gage, denn er brachte ihnen die neuen Verträge, er entthob sie der Sorgen für die nächste Zukunft. Und auch die Kritiken mußten gut sein, obgleich viele Direktoren auf die nicht allzuviel Gewicht legten, weil sie häufig darin weiter nichts sahen, als den Dank der Zeitungen für die Annoncen, die sie täglich in ihnen aufgaben, aber schaden konnte eine gute Kritik natürlich nie. Noch besser aber war eine mündliche oder schriftliche Empfehlung des Direktors an seine Kollegen oder eine briefliche Anerkennung über die Güte der Nummer und über den starken Beifall, den sie allabendlich gefunden. Das konnte man dann in dem „Organ der Varietéwelt“, dem Fachblatt der Direktoren, oder in dem „Programm“, das die Internationale Artistenloge, der fast alle angehörten, herausgab, veröffentlichen und dadurch neue Abschlüsse erzielen. Gewiß, ein solches Inserat kostete Geld, und an Steuern, für die Kostüme, für die Agentenprovisionen, für die Loge ging ohnehin genug von der Gage ab, aber fast immer machte sich ein solches Inserat auch wieder bezahlt.

Auf der Bühne stand Baron Altenborn und konferierte. Seine geistreiche, amüsante, lustige Art, über alles mögliche zu plaudern, hatte ihm, wie überall so auch hier, viele, viele Freunde erworben, und sein Direktor hätte seinen Vertrag gern ver-

längert, er hatte ihm auch eine erhöhte Gage geboten, aber der Baron ging mit einem dreimonatlichen Vertrag in eine große Stadt Norddeutschlands. So hatte er das Anerbieten seiner Direktion für den Augenblick ablehnen müssen, wohl aber versprochen, daß er nach einiger Zeit gern wieder hierherkommen würde.

In der Seitenkulisse wartete Dori Dorietta, wie sie sich mit ihrem Künstlernamen nannte, eine mittelgroße, schlanke, auffallend hübsche, junge Tänzerin mit unergründlich tiefen schwarzen Augen. Und während sie auf den Augenblick ihres Auftretens wartete, dachte sie: Hoffentlich faßt der Baron sich heute ganz kurz, ich habe noch meine Kostüme einzupacken, ich muß im Bureau noch die letzte Gage holen, meine paar Mark Trinkgelder geben, auch noch den Kollegen und Kolleginnen Lebewohl sagen, ich habe noch viel zu tun, und der Zug wartet nicht.

Aber gleich darauf verscheuchte sie ihre Befürchtungen, die in der Hauptsache der Nervosität entsprangen, von der alle am letzten Abend befallen sind. Der Baron würde es schon einrichten, daß sie ihren Zug nicht versäumte, denn er mußte ihn auch benutzen, sie ginge zusammen in dasselbe neue Engagement, das sich ihr allerdings erst vor ein paar Tagen geboten, und das sie dem Baron ver-

dankte, der sich bei deiner neuen Direktion telephonisch für sie verwandt hatte, als die Direktion, mit der sie für den nächsten Monat abgeschlossen, sie ganz unerwartet bat, ihren Vertrag auf einen späteren Termin verlegen zu dürfen, da sie sich überengagiert habe und das Programm unbedingt kürzen müsse. Sicherlich, auf ihrer Gage hätte sie, wenn sie mit der Verlegung des Vertrages nicht einverstanden gewesen wäre, oder wenn sie kein anderes Engagement gefunden hätte, bestehen können, aber man erzürnt sich nicht gern mit einem Direktor, und selbst wenn sie die Gage erhalten hätte ihr das Stilliegen und das Faulsein einen ganzen langen Monat hindurch nicht gepaßt. Dafür tanzte sie viel zu gern, und dafür war sie viel zu sehr mit Leib und Seele bei ihrem Beruf.

Aber Baron, nun machen Sie schon wirklich mak Schluß, dachte sie von neuem, als ein lautes Gelächter des Publikums an ihr Ohr schlug, und sie warf ihm, ohne daß er es bemerkte, einen Blick zu, der ihm ein Zeichen geben sollte, sich zu beeilen, Und als ihr Blick nun doch einmal auf ihm ruhte, sah sie mit Gefallen auf seine große, schlanke, untadelhafte Figur, der der Frackanzug ausgezeichnet stand, und auf sein scharfgeschnittenes, bartloses, kluges Gesicht, mit den dunkelblauen Augen, dem dichten, dunklen Haar und den schönen, weißen Zähnen,

die er in unauffälliger Weise bei dem Sprechen zeigte. Und er war nicht nur ein sehr hübscher, sondern auch, wie das bei ihm, dem früheren Offizier wohl etwas Selbstverständliches sein mochte, ein Mensch von tadellosen Manieren, der seine sehr gute Kinderstube niemals verleugnete. Er war und blieb, trotzdem er niemals den Adeligen herauskehrte, gerade wegen seiner vornehmen Zurückhaltung, die aber nie etwas Verletzendes oder Herablassendes hatte, immer der Herr Baron, an den sich nie eine plumpe Vertraulichkeit heranwagte. Er hielt mit allen gute Kameradschaft, er hatte für jeden stets ein freundliches Wort, mehr aber auch nicht, und das genügte den meisten auch, wenngleich es natürlich wie wohl überall, so auch in diesem Programm hier, den einen und den anderen Kollegen gegeben hatte, der hinter seinem Rücken auf ihn schimpfte, ihn stolz und hochnäsig nannte und gegen ihn zu intrigieren versuchte, ohne damit allerdings bei den anderen Glück zu haben.

Dori gestand es sich auch jetzt wieder ein, der Baron war bei dem Kabarett wirklich eine der ganz wenigen Ausnahmerecheinungen. Er war und blieb immer der Gentleman, auch im Verkehr mit seinen Kolleginnen. Er stand sogar in dem Ruf, daß er noch nie den Versuch gemacht habe, eine seiner Kolleginnen für die Dauer ihres Zusammenseins zur

Freundin zu gewinnen, und so hatte sie es selbst zuerst auch gar nicht glauben wollen, als er mit ihr, gerade mit ihr Freundschaft zu schließen versuchte. Und sehr gute Freunde waren sie denn auch geworden, mehr aber auch nicht, weil sie ihm, so gern sie ihn auch hatte, nicht mehr sein konnte, und obgleich sie ihm deutlich anmerkte, daß er sie mit der Zeit immer mehr und mehr begehrte. Das war wohl auch mit der Grund gewesen, daß er sich bei der neuen gemeinsamen Direktion so für sie verwandte, daß er sich noch mehr, als sie es selbst tat, freute, als auf seine Vermittlung hin telegraphisch der neue Vertrag für sie eintraf. Ja, sie glaubte zu wissen, daß er bestimmt hoffte, das neue Zusammensein würde ihm die Erfüllung seiner Wünsche bei ihr bringen, aber sie wußte ja selbst am besten, daß es auch in Zukunft nichts damit werden würde.

„Raus, Doril!“

So sehr hatte sie in Gedanken versunken dagestanden, daß sie es ohne seinen Zuruf überhört hätte, daß er seine *Conférence* beendete, ihre Nummer ansagte, und daß die Musik bereits mit ihrem Tanz begann. Wie immer vor ihrem Auftreten tauschte er mit ihr noch einen schnellen Händedruck, wie immer schlug er ihr noch rasch dreimal leise mit der Hand auf den Leib, da das nach einem uralten

Artistenglauben Glück bringen soll, dann eilte sie auf die Bühne, um von dem Beifall des Publikums empfangen, ihre drei Tänze zu arbeiten; zuerst den Spitzentanz, dann nach einem blitzschnellen Umzug einen schottischen Ländler und nach einem abermaligen raschen Umkleiden den Jockeitanz. Namentlich bei dem letzteren sah sie bildhübsch aus, das flotte Kostüm, die enganliegenden Beinkleider mit den hohen Stiefeln, die kurze rote Jacke, über die von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte eine blaue Schärpe hing, auf dem dichten Haar die Jockeimütze, in der Rechten die dünne Gerte, das alles kleidete sie ausgezeichnet und ließ ihren bildschönen Wuchs zur besten Geltung kommen. Und die Eigenart dieses Tanzes mochte auch ihrem Temperament am besten entsprechen, denn der löste auch heute einen nicht endenwollenden Beifall aus, der sich noch verstärkte, als ihr nun am Schlusse zwei große Blumensträuße auf die Bühne gereicht wurden. Mit einem glücklichen Lächeln trat sie an die Rampe, um die Blumen in Empfang zu nehmen, während ihr dabei erst vereinzelt, dann immer stärker der Ruf entgegenschallte: „Wiederkommen — bald wiederkommen!“

Mit der Mütze, die sie vom Kopf genommen, winkte sie glücklich und erfreut in das Publikum hinein, dann ließ man sie endlich fort, und von der

Anstrengung ihrer Arbeit erschöpft, stand sie, nach Atem ringend, in dem kleinen Vorraum zur Bühne, in den Händen die beiden großen Sträuße haltend. Und für den Augenblick atmete sie so schwer, daß sie noch gar nicht die den Sträußen angehefteten Kuverts geöffnet hatte, um die Spender der Blumen festzustellen.

Vor ihr stand der Baron, ohne mit ihr zu sprechen, denn er wußte, daß sie in den ersten Minuten nach ihrem Auftritt dazu nicht in der Lage war, und zwar, wie so viele Tänzerinnen, ihres nicht ganz taktfesten Herzens wegen. Jetzt aber fragte er: „Von wem ist denn der zweite Strauß, Dori?“

Aus seiner Frage ersah sie, daß er selbst ihr den einen Strauß geschickt habe, und sie dankte ihm dafür mit einem herzlichen Blick. Aber als er nun nach dem zweiten griff, um von dem das Kuvert abzulösen, und um es ihr geöffnet zurückzugeben, hielt sie die Sträuße hinter ihrem Rücken und neckte ihn: „Aber Baron, wer wird denn so neugierig sein?“

Das sollte ganz harmlos, lustig und übermütig klingen, aber es gelang ihr nicht, sich zu verstellen, und nicht nur das, sie fühlte, wie ihr unter der leicht aufgelegten Schminke das Rot in die Wangen stieg. Der Baron aber war bei ihren Worten er-

blaßt und rief ihr jetzt, sie verstehend, zu: „Also doch wieder, Dori! Und dabei habe ich so ernstlich mit dir gesprochen, daß du daraus hervorhörtest, wie gut ich es mit dir meine, und daß du mich als Dank dafür gebeten hast, dich du zu nennen. Und worin besteht nun der Dank in Wirklichkeit? Daß du auch hier wieder hinter meinem Rücken Geheimnisse hattest.“

„Nicht böse sein, lieber Baron,“ bat und schmeichelte sie, „bitte, bitte, nicht böse sein, denn von Geheimnissen in der Mehrzahl kann gar nicht die Rede sein, sondern es handelt sich nur um ein einziges. Das schwöre ich Ihnen, und das eine war dazu noch so —“

Aber er ließ sie nicht aussprechen, sondern unterbrach sie mit strenger, vorwurfsvoller Stimme: „Schäm' dich, Dori.“

Die Tränen traten ihr in die Augen, aber er hatte kein Mitleid mit ihr, sondern befahl ihr nur kurz: „Gehe in deine Garderobe und ziehe dich um, damit du nachher rechtzeitig fertig bist. Trotzdem du mir eben so weh getan hast, bleibt es dabei, daß du mit mir zusammen zur Bahn fährst.“

Schon um seinen vorwurfsvollen, traurigen Blick nicht länger ertragen zu müssen, eilte Dori schnell davon. Der Baron aber betrat gleich darauf die Bühne, um auch seinerseits, als er angekündigt

hatte, daß er jetzt für seine Person den Versuch machen wolle, heute, wenn auch nicht zum letztenmal für immer, so doch für längere Zeit die Anwesenden zu unterhalten, mit jubelndem Beifall begrüßt zu werden, der zum Schluß gar kein Ende nehmen wollte, als ihm zwei Lorbeerkränze auf die Bühne gereicht wurden, die ihn zwar erfreuten, aber nicht sonderlich überraschten, da er die Spender im voraus kannte. Den einen stiftet ihm sein Direktor, den anderen die Schlaraffenbrüder, denen er seit zwei Jahren angehörte, und in deren Kreisen er, wie überall wohin er kam, so auch hier, soweit seine Zeit es ihm erlaubte, frohe Stunden verlebt hatte.

Es dauerte lange, bis man ihn endlich abgehen ließ, dann war es für ihn aber auch wirklich die höchste Zeit, sich reisefertig zu machen, im Bureau die Schlußabrechnung zu unterschreiben und den Rest der Gage in Empfang zu nehmen, denn wie fast überall, wurde diese auch hier erst nach dem letzten Auftreten bezahlt. Das Warum hatte er sich zu Beginn seiner Kabaretttätigkeit nicht zu erklären vermocht, bis er darüber belehrt wurde, es sei schon oft vorgekommen, daß Künstler, wenn sie die letzte Gage wie an den anderen drei Zahltagen des Monats am Mittag erhielten, einfach abgereist wären, ohne ihren Verpflichtungen am Abend nachzukommen.

Das große Gepäck war sowohl von ihm wie von Fräulein Dorietta bereits am Vormittag zur Bahn befördert und expediert worden. So hatten sie beide nur ihr Handgepäck, als sie sich am Bühnenausgang trafen, vor dem bereits das bestellte Auto hielt. Die beiden Lorbeerkränze hatte der Baron zurückgelassen, nur die Schleifen mit der Widmung in seinen Handkoffer gelegt, und auch Dori hatte von ihren beiden Blumensträußen nur den von ihm in der Hand, den anderen hatte sie der Garderobenfrau geschenkt. Schuldbewußt, wie sie sich ihm gegenüber fühlte, wollte sie ihm das auch gleich sagen, um ihn dadurch vielleicht wieder zu versöhnen, aber sie kam nicht dazu, denn er drängte: „Einsteigen, Dori, es wird Zeit.“

Gleich darauf fuhr das Auto los, und schweigend saßen sie beide nebeneinander, Dori in einem zwar einfachen, aber sie sehr gut kleidenden Reisekleid, er selbst in einem untadelhaften Sakkoanzug, über den er einen weiten Ulster gezogen hatte, die Hände in englischen Handschuhen, auf dem Kopf einen weichen Hut nach der neuesten Mode.

„Sind Sie immer noch böse, lieber Baron?“ erklang da nach einer Weile Doris leise bittende Stimme.

„Böse?“ gab er zurück, „nein, Dori, nur traurig.“

Es kam ihm so vor, als höre er ihr leises Schluchzen, aber so weich und gut er auch sonst immer war, er achtete nicht darauf.

Ohne daß sie weiter ein Wort miteinander gewechselt hätten, verlief die Fahrt. Aber als sie den Bahnhof erreicht hatten, war er ihr doch in ritterlicher Weise behilflich, er winkte für sie einen Dienstmann herbei, der ihr das Handgepäck abnahm, stieg mit ihr zusammen die Treppen zu dem Bahnsteig empor und suchte mit ihr und für sie ein Abteil 3. Klasse, das nicht allzu voll war. Und erst als er das gefunden und sie den Umständen nach gut untergebracht hatte, verabschiedete er sich von ihr: „Hoffentlich kannst du etwas schlafen, Dori, und vielleicht sehen wir uns morgen früh im Speisewagen zum Frühstück, sonst bei dem Aussteigen.“

Er war freundlich und liebenswürdig, aber ihr wie sonst die Hand zu reichen, brachte er nicht fertig. Dann ging er zu dem Schlafwagen, in dem er sich ein Abteil hatte reservieren lassen, denn das war der einzige Luxus, den er sich auf seinen Reisen leistete. So sparsam und solide er auch sonst lebte, 3. Klasse zu fahren, widerstrebte seinem Empfinden, obgleich er sich deswegen oft selbst ausschalt, und obgleich er sich eingestand, daß heute viele, viele Dritter, ja selbst Vierter fahren mußten, die es sich früher in der Zweiten, wenn nicht gar in der Ersten

bequem gemacht hatten. Aber er selbst brauchte glücklicherweise nicht so mit dem Groschen zu rechnen. Er bekam eine sehr gute Gage, er verdiente sich auch noch dadurch ein ganz nettes Stück Geld, daß er Mitarbeiter verschiedener Zeitungen und Zeitschriften war, er bezog seine Militärpension, die monatlich schließlich auch noch einen reichlichen Hundertmarkschein ausmachte, und für alle Fälle hatte er auch noch seine Tante Thekla, die einzige in seiner ganzen Familie, die auch heute, nachdem seine Eltern vor einigen Jahren gestorben waren, noch treu zu ihm hielt, obgleich er zum Entsetzen aller anderen zum Kabarett gegangen war. Von Zeit zu Zeit schickte sie ihm ein paar hundert Mark, die er aber regelmäßig mit zu seinen Ersparnissen legte, denn im Gegensatz zu so vielen anderen, konnte er bei seinem Einkommen sparen und tat es auch, wie fast alle es taten, die dazu irgend in der Lage waren. Die Künstler, die alles, was sie verdienten, gleich wieder um die Ohren schlugen, die am Letzten des Monats nicht einmal soviel besaßen, um das Reise-geld 3. Klasse, das sie von der neuen Direktion ersetzt bekamen, auslegen zu können, die in dem neuen Vertrag sofort um Vorschuß bitten mußten, um bis zum ersten Gagetag, den Achten des Monats, überhaupt leben zu können, die gehörten zu den Ausnahmen, deren gab es zwar immer noch genug, aber

im Verhältnis zu der großen Zahl der Artisten waren sie doch stark in der Minderheit, und sie wurden in den Kreisen der Kollegen wegen ihres Leichtsinns nicht allzu hoch bewertet.

Er hatte es sich in dem Schlafabteil 2. Klasse, in dem er allein war, und nach Aussage des Schlafwagenkontrolleurs glücklicherweise auch allein bleiben würde, da das obere Bett nicht bestellt sei, bequem gemacht, den Pyjama angezogen, die seidene Decke, die er stets bei sich führte, über das Bettlaken und über das Kopfkissen gebreitet und legte sich bald darauf nieder, nachdem er noch rasch eine Zigarette am offenen Fenster geraucht hatte. Aber als er nun lag und daran dachte, daß nicht nur die Dori, sondern viele hundert andere Artisten, die in das neue Engagement fuhren, im Gegensatz zu ihm die ganze Nacht hindurch, und viele bis zum morgigen Nachmittag, auf den harten Bänken der 3. Klasse sitzen mußten, ohne dort vielleicht mehr als einen nur ganz kurzen Schlaf zu finden, da wollte er sich wieder einen Verschwender nennen, und er schämte sich fast der Bequemlichkeit, beinahe hätte er gesagt, des Luxus, der ihn umgab. Aber dann verscheuchte er doch wieder diese Gedanken. Er war ja in ganz anderen Verhältnissen aufgewachsen und groß geworden wie, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, die anderen Kollegen und Kolleginnen,

wenn er die so nennen wollte. Viele von ihnen waren Artistenkinder, von Jugend auf an dieses Reiseleben gewöhnt und in den ärmlichsten, oder wenigstens in sehr bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen. Sie waren ihr Leben lang nie anders als dritter, wenn nicht gar vierter Klasse gefahren, kannten es gar nicht anders, als in der billigsten Wirtschaft für wenig Geld zu essen und waren so anspruchslos wie nur möglich, um sparen und nochmals sparen zu können. Jeder dachte an seine alten Tage und ganz besonders an die Zeit, in der die Ungunst der Konjunktur ihn zwang, mit seiner Nummer einmal einen Monat oder länger stillzuliegen. Aber so sehr er sie deshalb auch bewunderte und so groß seine Hochachtung vor ihnen auch war, er konnte es nicht über sich bringen, ebenso einfach zu leben. Dafür steckte der frühere Offizier ihm noch zu sehr in den Gliedern, dafür war die Erinnerung an sein schönes Elternhaus, in dem man früher keinerlei Not und Sorge gekannt hatte, noch zu stark. Und wenn er auch Conférencier, oder wie seine Verwandten es verächtlich nannten, Artist geworden war, er wollte trotzdem der bleiben, der er war, der Baron, nicht aus Hochmut, sondern weil er sich das selbst schuldig zu sein glaubte, sich selbst, aber auch seiner jedesmaligen Direktion und auch dem Publikum. Denn je höher man sich nicht nur als Künstler,

sondern auch als Mensch selbst bewertete, desto höher wurde man auch von anderen bewertet.

Und noch eins ließ es ihm auch jetzt wieder als Entschuldigung dienen, daß er mit solcher Bequemlichkeit reiste, das war seine Tätigkeit als Conférencier, die ihn jeden Abend von Beginn der Vorstellung bis zum Schluß in Anspruch nahm, während die anderen Nummern oft erst so spät erschienen, daß sie gerade noch Zeit hatten, sich umzuziehen. Dann arbeiteten sie ihre zehn oder fünfzehn Minuten, zogen sich abermals um und gingen ihres Weges, entweder nach Hause oder in die sich in jeder Stadt vorfindende Artistenkneipe, um dort zur Nacht zu essen, noch ein Glas Bier zu trinken und sich etwas zu unterhalten. Allerdings bestand diese Unterhaltung, wie er aus eigenem Mitanhören wußte, in der Hauptsache darin, daß Logen- und Berufsfragen erörtert wurden, bis man sehr bald damit anfang, auf die Direktoren zu schimpfen, die nicht genug Gage zahlten, die sie sogar beständig zu drücken versuchten, anstatt sie zeitgemäß zu erhöhen, obgleich wohl alle von ihnen selbst einsahen, daß gerade die Kabarett- und Varietédirektoren bei den sie erdrückenden Steuern und Abgaben von Jahr zu Jahr immer mehr einen Verzweiflungskampf um ihre Existenz führten. Oder man sprach von den eigenen Erfolgen, die man dort und dort

früher erzielt haben wollte, von der einmütigen Anerkennung, die man bei dem Publikum und bei der Presse fand, oder von ähnlichen Dingen.

Aber um was sich diese Unterhaltung auch immer drehte, die anderen waren, wenn sie ihre Nummer gearbeitet hatten, fertig und konnten gehen, wohin sie wollten. Er aber mußte, wie jeder *Conférencier*, jeden, aber auch jeden Abend bis zum Schluß durchhalten. Das war sehr anstrengend und ermüdend, und die erhöhte *Gage* bot dafür auch nicht immer einen genügenden Ausgleich. Und ganz besonders schwer war die *Conférence* am ersten Abend eines neuen Programms, wenn man selbst zum erstenmal einem fremden Publikum gegenüber stand und die neuen Mitglieder ansagen mußte, deren Namen man kaum kannte und deren Arbeit einem selbst noch vollständig neu war. Da war es nicht leicht, Stimmung für die anderen zu machen und für alle gleich Föhlung mit den Zuschauern zu gewinnen. Das kostete Nerven und geistige Anspannung.

Und weil ihm morgen wieder ein so schwerer Abend bevorstand, wollte er nun endlich schlafen. Aber statt dessen mußte er doch wieder an Dori denken, schon weil sie mit ihm in demselben Zug fuhr, dann aber auch, weil sie ihm vorhin zugegeben hatte, daß sie auch im letzten Engagement –

Unverständlich war sie ihm, einfach unverständ-

lich. Sie hatte ihm doch selbst erzählt, daß sie früher lange einen Freund gehabt hatte, der sie, wenn die Entfernung nicht gar zu groß gewesen, in jedem Engagement wenigstens einmal besuchte und mit dem sie frohe, schöne, glückliche Tage verlebte, denn sie hatte ihn geliebt wie er sie. Dann hatte sie vorübergehend ihre Solonummer aufgegeben, mit einer Partnerin zusammen getanzt, mit dieser schon aus Gründen der Billigkeit ganz zusammen gelebt und mit der im Laufe der Zeit eine so innige Freundschaft geschlossen, daß sie sich zuerst, wie sie ihm offen gestanden, mit Selbstmordgedanken trug, als äußere Verhältnisse sie beide zwangen, sich zu trennen und als sie wieder ihre Solonummer arbeiten mußte.

Das lag nun schon Jahre zurück, denn die Dori war, wie er zufällig einmal auf ihrer Steuerkarte gesehen hatte, inzwischen auch schon fünfundzwanzig geworden, obgleich sie selbst beständig behauptete, erst dreiundzwanzig zu sein, eine Behauptung, der er nie widersprach. Aber um wieviel Jahre das Zusammenleben mit der Partnerin zurücklag, war ja auch gleich, das Traurige war nur, daß Dori auch heute noch nicht die Erinnerung an das Zusammenleben mit ihrer Kollegin vergessen und überwunden hatte, und daß sie auch heute noch nur zu leicht geneigt war, neue Freundschaften mit jun-

gen Mädchen zu schließen, wenn sich ihr dazu Gelegenheit bot. Die aber bot sich ihr, wie sie ihm erzählt, und wie sie ihm durch manchen Brief, den sie ihm gezeigt, bewiesen hatte, in jeder Stadt. Und nun hatte sie trotz aller gegenteiligen Versprechungen, die sie ihm gegeben, auch in dem jetzt beendeten Engagement wieder eine solche Freundschaft gehabt. Allerdings nur eine, wie sie ihm geschworen, und da er sie genau kannte, glaubte er ihrem Schwur auch. Aber trotzdem, ob eine oder mehrere, das blieb sich in seinen Augen gleich.

Seinen Gedanken nachhängend, lag er noch lange, wie immer, wenn er grübeln und denken wollte, auf der rechten Seite, denn schlafen konnte er nur auf der linken. Und nun wollte er schlafen. So änderte er denn seine Lage und verfiel gleich darauf in einen tiefen, ruhigen, traumlosen Schlummer, aus dem er erst erwachte, als der Kontrolleur ihn zu der vereinbarten Stunde, und zwar so rechtzeitig weckte, daß er sich in aller Ruhe anziehen, sein Handgepäck wieder ordnen und erst recht in aller Ruhe frühstücken und seine geliebte Morgenzigarre rauchen konnte, bevor er an seinem Reiseziel anlangen würde.

Bald darauf betrat er den Speisewagen, in dem das erste Frühstück serviert wurde. Er liebte es nicht, mit vielen Leuten zusammen an einem Tisch

zu sitzen, schon um nicht Zeuge sein zu müssen, wie die meisten in sehr wenig hübscher und anständiger Weise aßen. So sah er sich denn auch jetzt nach einem kleinen Tisch um, den er nur mit einem anderen hätte teilen müssen, aber die waren alle besetzt. So blieb ihm nichts anderes übrig, als sich einem für vier Personen bestimmten Tisch zu nähern, an dem noch ein Stuhl frei war.

Er machte eine leichte Verbeugung: „Die Herrschaften gestatten?“

„Bitte sehr“, klang es zurück, und als er seinen Platz eingenommen, rief ihm sein Gegenüber ein halblautes: „Lu-lu!“ zu.

Unwillkürlich sah er auf. Ihm gegenüber saß ein sehr gut angezogener, etwas behäbiger Fünfiger mit lachenden, fröhlichen Augen, der ebenso wie er selbst auf der linken Klappe seines Jacketts die weiße Nadel der Schlaraffen trug.

„Lu-lu“, gab er nun seinerseits den Erkennungsruf halblaut zurück, dann tauschten sie beide miteinander den Schlaraffenhändedruck.

Hoffentlich stellt er sich nun dir nicht auch gleich vor, dachte der Baron, denn einmal fand er diese Sitte, um nicht zu sagen, die Unsitte der Deutschen, keine drei gleichgültigen Worte miteinander wechseln zu können, ohne sofort hinzuzusetzen: „Gestatten Sie, mein Name ist soundso“, an und für

sich schrecklich, dann aber kam bei ihm persönlich noch etwas anderes hinzu. Er hatte ein sehr schlechtes Physiognomien- und ein noch viel schlechteres Namensgedächtnis. Unter dem letzteren hatte er schon als Offizier zu leiden gehabt, wenn es galt, sich die Namen seiner Rekruten und außerdem noch die der alten Leute seiner Kompanie merken zu müssen. Das war für ihn ein Kunststück gewesen, das er ganz einfach nicht fertig brachte und das ihm manchen Rüffel seitens seiner Vorgesetzten eintrug, ohne daß der allerdings etwas geholfen hätte, denn es lag bei ihm kein böser Wille vor.

Und wie es ihm früher in der Hinsicht gegangen war, so erging es ihm damit auch noch heute. Jeden Abend stellten sich ihm wenigstens zehn Leute im Kabarett vor, und wenn er auch grundsätzlich niemals, schon um der zu bleiben, der er war, von ihm persönlich nicht näher Bekannten eine Einladung zu einem Glase Wein oder auch nur zu einem Likör annahm, ein paar freundliche Worte mußte er doch mit ihnen wechseln, und wie sollte er sich alle diese Namen merken, die ihm da genannt wurden? Das war einfach eine Unmöglichkeit, das mußten die anderen doch selbst einsehen; aber leider taten sie das nicht, sondern waren meistens sogar sehr ernstlich beleidigt, wenn er sie später nicht gleich wiedererkannte und sie nicht so-

fort mit ihrem Namen und Titel anredete, während es ihm selbst längst entfallen war, daß er die Betroffenen überhaupt schon jemals gesehen habe.

Schon auf Grund seines miserablen Namensgedächtnisses hatte er vor jeder neuen Bekanntschaft eine unbegrenzte Hochachtung und ging ihr, soweit er es nur immer konnte, ohne unhöflich zu sein oder zu erscheinen, aus dem Wege. Deshalb erkannte er es nun auch dankbar an, daß der Schlaraffenbruder sich ihm nun nicht gleich vorstellte, vielleicht weil er, der Ältere, von ihm, dem Jüngeren, erwarten mochte, daß der ihm seinen Namen zuerst nennen würde. Aber daran, das zu tun, dachte er nicht, schon weil ihm nichts daran lag, in ein Gespräch verwickelt zu werden. Aber das machte sich während des Frühstücks dann ganz von selbst, und bei dem Plaudern erfuhr er denn auch, daß die junge Dame, die ihm schräg gegenüber saß, die Tochter des Schlaraffenbruders sei. Er machte auch ihr eine leichte Verbeugung und kam, während er einige gleichgültige Worte mit ihr wechselte, zu der Erkenntnis: hübsch ist sie nicht. Allerdings sah sie sehr müde und abgespannt aus. Hübsch waren an ihr eigentlich nur ihre großen rehbraunen Augen. Von ihren Haaren, die unter einer weichen Mütze steckten, war nur so viel zu sehen, daß sie keinen ihm auf den Tod verhaßten Bubikopf trug, dafür

zeigte sie, als sie sich nun noch während des Frühstücks eine Zigarette anzündete, zwei Reihen auffallend schöner Zähne. Die waren wirklich schön, aber daß sie rauchte, fand er schauerhaft. Gegen rauchende junge Damen empfand er eine ausgesprochene Antipathie, besonders, seitdem er sich bei nahezu jeden Abend über die Rücksichtslosigkeit der jungen Damen ärgern mußte, die ihm, wenn er oben auf dem Podium oder der Bühne stand, mit der größten Ungeniertheit ihren Zigarettenrauch in das Gesicht bliesen. Einmal hatte er von der Bühne herab in humoristisch-satirischer Weise dagegen protestiert, aber das hatte böses Blut gemacht. Die Gäste, es waren noch dazu Sektgäste gewesen, hatten den Kellner gerufen, bezahlt und waren gegangen, und an dem Abend hatte er zum ersten- aber auch zum letztenmal mit einem Direktor eine ziemlich scharfe Auseinandersetzung gehabt. Von dem Tage an hielt er den Mund, aber im stillen ärgerte er sich weiter und immer aufs neue über die rauchenden jungen Mädchen und Damen. Ja, die rauchende Weiblichkeit war für ihn, wie er das zu nennen pflegte, einfach geschlechtslos. Er vermochte sich nicht einmal vorzustellen, daß er einem jungen Mädchen, dessen Lippen nach Tabak und einem Zigarettenstummel schmeckten, einen Kuß geben könne.

Nein, hübsch war die junge Dame nicht, allerdings auch alles andere als häßlich, denn sie hatte etwas Sympathisches in ihrem Wesen und in ihrer Sprache, und sie tat ihm leid, als sie ihm nun erzählte, das Reisen sei für sie das Entsetzlichste, das sie sich nur denken könne; bei Tage wäre sie dazu überhaupt nicht imstande, schon weil sie da meistens nicht genug Platz fände, um sich lang auszustrecken, und liegen müsse sie, sonst hätte sie noch mehr als ohnehin mit der Seekrankheit zu kämpfen.

Daher also wohl in der Hauptsache ihr jetziges schlechtes Aussehen, dachte er, da muß sie anscheinend eine böse Nacht gehabt haben. Um so unbegreiflicher erschien es ihm, daß sie schon wieder rauchte und noch dazu den Rauch in die Lungen einzog. Aber als er darüber eine Bemerkung fallen ließ, meinte sie: „Rauchen muß ich, denn wenn ich nicht rauche, bin ich entweder ganz krank oder ich werde es.“

„Ja, das Rauchen ist dem Mädels leider nicht abzugewöhnen,“ mischte sich da der Vater in das Gespräch, „und dabei ist es mir ein Dorn im Auge. Ich qualme ja selbst wie ein Fabrikschornstein, und warum soll ein junges Mädels nicht mal hin und wieder eine Zigarette rauchen, dagegen will ich nichts sagen, aber so vom frühen Morgen bis zum späten Abend, das verstehe ich nicht,“ und

halb lachend, halb ärgerlich schloß er: „Und das allerschlimmste ist, daß man heutzutage als Vater nichts mehr zu sagen hat. Man kann dicke Konversationsbände reden, aber Zweck hat es keinen.“

„Dann rede doch auch nicht weiter, Papi, und vor allen Dingen ärgere dich nicht“, meinte die Tochter, ihre Hand beschwichtigend auf die seine legend.

„Ich mich ärgern?“ lachte der Vater. „Noch dazu wegen deiner Zigarettenqualmerei? Nein, mein Kind, das kannst du nicht von mir verlangen, dafür gibt es leider genug andere Dinge, über die ich mich wirklich ärgern muß. Im übrigen habe ich es dir schon hundertmal gesagt, daß du dir das Rauchen eines Tages schon ganz von selbst abgewöhnst, oder daß dein Mann es dir später abgewöhnen wird, wenn du erst mal verheiratet bist.“

„Und ebensooft habe ich es dir schon erklärt, Papi,“ widersprach die Tochter lachend, aber doch mit einem ernsten Unterton, „daß ich nie, aber auch niemals, meine Liebe einem Mann schenken werde, der von mir verlangen sollte, ich müsse mir ihm zuliebe das Rauchen abgewöhnen.“

Auf der Stirn des Vaters zog sich eine Falte des Unmutes zusammen, trotzdem klang seine Stimme anscheinend ganz ruhig, als er jetzt sagte: „Streiten wir uns nicht weiter darüber, mein Kind, die

Zukunft wird lehren, wer von uns beiden recht hat. Im übrigen aber hat die Liebe schon ganz andere Opfer fertiggebracht, als eine Zigarette zum Fenster hinaus zu werfen und der nachzurufen: Du warst die letzte in meinem Leben."

Anstatt gleich etwas darauf zu erwidern, zündete sich die Tochter erst eine neue Zigarette an, und als sie dem Vater etwas zurief, achtete der Baron nicht mehr darauf, nicht nur, weil er das für indiskret gehalten hätte, sondern auch, weil ihn das Thema absolut nicht interessierte. Und er wandte dem Gespräch auch schon deshalb seine Aufmerksamkeit nicht weiter zu, damit nicht der Vater oder die Tochter ihn etwa um seine Ansicht befragten, und damit er dann nicht etwa gezwungen sei, sich in die Debatte einzumischen und für den Vater gegen die Tochter Partei zu ergreifen. So sah er denn zum Fenster hinaus, freute sich der schönen Natur, durch die der Zug an dem herrlichen Oktobermorgen, der noch ein frühherbstliches Gepräge hatte, dahinsauerte, bis sich nun eine leichte Hand auf seine Schulter legte und eine frische Stimme ihm zurief: „Guten Morgen, Baron, gut geschlafen?“

Vor ihm stand, als er sich schnell zur Seite wandte, die Dori, etwas übernächtig, aber trotzdem jung, hübsch und verführerisch wie immer.

Er reichte ihr die Hand: „Danke für gütige Nachfrage, Dori, ich habe geschlafen wie drei Tote; und du?“

„Eigentlich überhaupt nicht, Baron, mal genickt, mal wieder aufgewacht, so ging das immer abwechselnd, und ich habe mich auf der harten Bank krumm, lahm und steif gesessen.“

„Deine jungen Glieder werden schon wieder geschmeidig werden, Dori,“ tröstete er sie, um gleich darauf zu fragen: „Hast du schon gefrühstückt?“

„Noch nicht, Baron, nun aber wird es damit für mich die höchste Zeit, ich habe einen mordsmäßigen Hunger. Ich habe vorhin schon mal hier in den Speisewagen hineingesehen, da war alles besetzt, aber wenn der Stuhl an Ihrer Seite frei ist —“

Ja, der war vor reichlich fünf Minuten frei geworden. Dori nahm neben ihm Platz, und als gleich darauf der Kellner erschien, bestellte er für sie ein reichliches Frühstück mit Eiern und kaltem Aufschnitt. Dann fing er an, mit ihr zu plaudern, und nun freute er sich erst recht, daß er sich dem Vater und der Tochter nicht vorstellte, sonst hätte er auch Dori mit ihnen bekannt machen müssen, und wer konnte bei den beschränkten Ansichten vieler Leute wissen, ob die sich nicht daran gestoßen haben

würden, wenn sie es im Laufe des Gespräches erfahren hätten, daß Dori eine Tänzerin war. Die meisten Menschen waren ja so unglaublich dumm. Vor bekannten Namen ersterben sie in Ehrfurcht, bei unbekanntem rümpfen sie hochmütig die Nase, ohne zu bedenken, daß jeder große Künstler und jede große heute weltberühmte Künstlerin auch einmal hat klein anfangen müssen. Selbst ein Caruso und eine Anna Pawlowa waren nicht gleich berühmt gewesen.

„Der halbe Zug steckt voll von Kollegen und Kolleginnen, die ins neue Engagement fahren,“ erzählte Dori jetzt. „Das heißt, wenn ich eben sagte, der halbe Zug, dann ist das natürlich fürchterlich übertrieben; aber als ich vorhin mal durch die Gänge ging, um mich danach umzusehen, habe ich viele Bekannte getroffen. Für unser Programm ist keiner darunter, wohl aber für das große Varieté in unserer Stadt,“ und sie zählte einige Kollegen und Kolleginnen, die sie begrüßt hatte, mit Namen auf.

Mit einem immer erstaunter werdenden Gesicht hörten Vater und Tochter, wie er ihnen deutlich anmerkte, als er jetzt einmal zu ihnen hinüber sah, dem Geplauder der Dori zu. Die Anrede „Baron“, mit der Dori ihn vorhin begrüßte, war ihnen nicht entgangen, aber jetzt konnten sie sich anscheinend

keinen Vers daraus machen, wie er, der Herr Baron, zu der Dori käme, oder wie die ihn so vertraulich hatte ansprechen können; denn daß sie eine Artistin war, ging ja nicht nur deutlich genug aus allem hervor, was sie erzählte, sondern das sah man ihr auch an. Denn wenn sie auch alles andere als auffallend angezogen ging, sie hatte in ihrem Äußeren doch etwas, was die Künstlerin verriet, auch wenn es nur das Frische, Flotte, Ungezwungene ihres Wesens war, das aber absolut nichts Burschikosenhaftes, auch nichts Lautes und unangenehm Auffallendes an sich hatte.

Die immer erstaunter werdenden Gesichter der beiden, die ihnen gegenüber saßen, entgingen ihm niucht, aber er machte sich nichts daraus. Im Anfang seiner jetzigen Berufstätigkeit war es ihm ja manchmal etwas peinlich gewesen, wenn er auf der Reise im Speisewagen, zumal wenn er Bekannte aus früheren Zeiten getroffen hatte, von einem Artisten, den er in einem gemeinsamen Engagement oder sonst irgendwie kennengelernt, angesprochen und begrüßt worden war, und wenn er dann hinterher auf Befragen hatte zur Antwort geben müssen: Das war der Komiker X, der Bauchredner Y, oder der Steptänzer Z. Aber das war längst überwunden, seitdem er eingesehen und erfahren hatte, daß die Artisten keine Leute waren,

deren Bekanntschaft man sich zu schämen, oder die man zu verleugnen brauchte. Im Gegenteil, er war mit vielen zusammengetroffen, denen er auch heute noch das denkbar beste Andenken bewahrte.

Und ganz erbärmlich wäre er sich vorgekommen, wenn er Dori hätte verleugnen oder sie hätte bitten wollen, an einem anderen Tisch als dem seinen Platz zu nehmen. Gar manches Mal hatte er sie im letzten Moment eingeladen, mit ihm des Mittags oder abends nach der Vorstellung zusammen zu essen, und war sie für seine eigene Gesellschaft gut genug gewesen, dann war sie das für andere, die er nicht einmal näher kannte, erst recht.

Endlich erschien das Frühstück, das sie sich mit sichtbarem Behagen schmecken ließ, und eine ganze Weile saß man noch zu viert an dem Tisch, ohne daß allerdings eine gemeinsame Unterhaltung aufgekommen wäre, aber dem Baron war das nur lieb, und auch Dori schien deswegen nicht weiter traurig zu sein. Im Gegenteil, sie atmete hörbar erleichtert auf, als Vater und Tochter sich von ihnen in freundlicher und liebenswürdiger Weise verabschiedet hatten, um ihr Abteil wieder aufzusuchen; und kaum waren die beiden außer Hörweite, da rief sie ihm mit einem glücklichen, frohen Lachen zu: „Endlich allein!“

Unwillkürlich mußte auch er lachen, dann neckte

er sie: „Aber Dori, wir sind doch nicht auf der Hochzeitsreise.“

Doch kaum hatte er das gesagt, da mußte er wieder an alles denken, was ihn schon sooft, und auch gestern vor dem Einschlafen, solange beschäftigte, das er aber vorübergehend ganz vergessen hatte, bis es ihm jetzt erneut einfiel, so daß sein Gesicht einen starren, kalten Ausdruck bekam, und daß er die eben ausgesprochene Bemerkung bereute.

Ihr aber hatte das Wort von der Hochzeitsreise das Blut in die Wangen getrieben, bis sie gleich darauf erblaßte und ihn, während sie nun ihre Hand auf die seine legte, fragte: „Sind Sie mir immer noch böse, lieber, lieber Baron?“

„Das bin ich nie gewesen,“ gab er zur Antwort, „das habe ich dir schon gestern abend erklärt, ich bin nur traurig.“

„Immer noch?“ fragte sie ganz schuldbewußt, und als er nichts darauf erwiderte, fuhr sie leise fort: „Jetzt aber dürfen Sie nicht mehr traurig sein, lieber Baron, bitte, bitte nicht. Ich habe heute nacht, wenn ich wach war, und ich war oft wach, soviel über alles nachgedacht wie noch nie. Ich will mich bessern, Baron. Wenigstens in diesem Engagement, das ich doch nur Ihnen verdanke, will ich ganz bestimmt keinerlei Geheimnisse

vor Ihnen haben, und nicht nur das." Für einen Augenblick machte sie eine kleine Pause, dann setzte sie leise und stockend hinzu, während ihr das Blut jetzt abermals in die Wangen stieg: „Fest versprechen kann und will ich Ihnen in diesem Augenblick noch nichts, lieber Baron, aber wenn — dann —“

Dori sprach den Satz nicht zu Ende, aber er las die Fortsetzung in ihren Augen und fühlte sie an dem warmen Druck ihrer Hand. Und im Zusammenhang damit wurde ein ganz großes Glücksgefühl in ihm wach.

Er erwiderte ihren Händedruck so fest, wie er es nur konnte, und wenn sie jetzt auch ganz allein im Speisewagen saßen und sicher waren, nicht gehört zu werden, er dämpfte, so gern er laut aufjubelt hätte, seine Stimme, als er ihr nun zurief: „Wenn das wahr würde, Dori, wenn das wirklich eines Tages wahr würde —“

Aber auch jetzt, als sie deutlicher als je seine Wünsche erriet, als er die ihr so klar wie noch nie zuvor zu verstehen gab, versprach sie ihm nichts Festes, sondern sagte nur: „Warten Sie es ab, lieber Baron. Vielleicht ist der Tag schon sehr bald da, vielleicht erst in einigen Wochen, vielleicht erst an dem Abend, an dem wir voneinander Abschied nehmen müssen, das kann ich heute noch nicht

wissen. Aber nicht wahr, lieber Baron, bis dahin sprechen Sie mit mir kein Wort davon, auch jetzt nicht mehr?"

Das gelobte er ihr mit Wort und Handschlag, und im harmlosen, lustigen Gespräch blieben sie noch lange zusammen sitzen, bis es für sie beide Zeit wurde, ihr Abteil aufzusuchen, da sie sich dem Ziel ihrer Reise näherten.

*

Der erste Abend hatte allen mit dem Baron und mit der Dori zusammen neu engagierten Künstlern in dem Kabarett „Libelle“ einen durchschlagenden Erfolg gebracht, der von der gesamten Presse, die allerdings erst zu Beginn der zweiten Woche einer Vorstellung beiwohnte, und deren Besprechungen erst heute erschienen waren, einstimmig anerkannt und bestätigt wurde. Alle hatten glänzend gefallen, und ganz besonderen Beifall zollten die Zeitungen der als ebenso hübsch wie graziös und talentreich bezeichneten Tänzerin Dori Dorietta, deren geschmackvolle Kostüme ein Extralob verdienten, und deren Jockeitanz in seiner rassigen Ausführung eine Sehenswürdigkeit für sich bilde, zumal die Künstlerin in dem Jockeianzug einfach zum Küssen hübsch aussähe.

Aber so außerordentlich günstig die andren auch kritisiert wurden, hauptsächlich beschäftigten sich die Blätter doch mit dem Baron Altenborn, der, erst seit einigen Jahren eine neue Erscheinung am Kabarett, es trotzdem wohl schon mit jedem der bekannten Conférenciers aufnahme, soweit er einige derselben heute nicht bereits übertreffe. Die Diktion wurde beglückwünscht, daß es ihr gelungen sei, diesen Künstler zu gewinnen, dessen Vorträge in gleicher Weise Geist, Witz und Satire verrieten und dessen Vortragsart, was bei seinem adeligen Namen und bei seiner Herkunft — er solle früher aktiver Offizier gewesen sein — allerdings ja etwas Selbstverständliches wäre, durchaus dezent und völlig einwandfrei seien, während er selbst in seinem ganzen Auftreten des Typus des echten vornehmen Kavaliere verkörpere.

Wie immer, wenn er wie jetzt solche Kritiken las, war der Baron dabei etwas verlegen geworden, da sie nach seiner Ansicht des Guten zuviel taten, und weil es ihn im Interesse der anderen engagierten Mitglieder immer wieder aufs neue unangenehm berührte, wenn man ihm dreißig, vierzig und noch mehr Zeilen in den Zeitungen einräumte, während die anderen oft mit einigen ganz kurzen, wenn auch anerkennenden Worten abgetan wurden. Das machte bei den anderen böses Blut, denn alle

waren nicht nur auf ihn, sondern auch unter- und aufeinander eifersüchtig. Keiner gönnte dem anderen eine bessere Besprechung in den Blättern, keiner gönnte es dem anderen, wenn dessen Name auf dem Programm oder auf den Plakaten der Anschlagssäulen auffallender und größer gedruckt war als der seine. Keiner gönnte seinem lieben Nächsten, in diesem Falle dem Kollegen oder der Kollegin, den Applaus, mit dem er bei seinem Erscheinen auf der Bühne vom Publikum begrüßt wurde, denn jeder war ehrgeizig, jeder gab sein Bestes. Jeder wollte schon in den Augen der Direktion als die beste Nummer des Programms gelten, um womöglich mit einem neuen, besseren Vertrag für den nächsten Monat verlängert oder für einen der nächsten Monate neu verpflichtet zu werden.

Und wie sie einander den größeren Erfolg bei der Presse und bei dem Publikum mißgönnten, so gönnte erst recht keiner dem anderen die höhere Gage. Was der einzelne an Gage erhielt, hütete jeder natürlich als sein strengstes Geheimnis, schon weil er ja sonst nicht mit der Bezahlung, die er angeblich erhielt, und bei der immer gewaltig übertrieben wurde, hätte renommieren können. Aber meistens kam die Wahrheit in Gestalt der wirklichen Gagen doch heraus, wenn nicht anders, dann

an dem Tag der Gagenzahlung, wenn man auf das Bureau gegangen war, um sein Geld zu holen. Da stand man neben dem Buchhalter, der die Beträge auszahlte, und sah mit neugierigen Augen zu, bis er in seinem Buch die gesuchte Seite gefunden hatte, auf der der Künstler quittieren sollte. Aber vorher, bei dem Umschlagen der anderen Blätter, las man dann, natürlich nur ganz zufällig und unabsichtlich, was die Kollegen in Wirklichkeit bekamen. Das Geld regiert die Welt, aber der Neid tat und tut es erst recht.

Der Baron legte die Zeitungen, in denen er die Kritiken gelesen, und die ihn einmal wieder veranlaßt hatten, seinen Gedanken nachzuhängen, beiseite und machte sich von neuem an die Arbeit, in der er vorhin gestört worden war, als der kleine Page ihm die Morgenblätter, die er für ihn besorgt hatte, brachte. Wie immer war er auch jetzt wieder in einem Hotel abgestiegen, denn da er ja in jeder Stadt vier Wochen blieb, hier sogar viel länger, und sich in volle Pension gab, stellte sich das für ihn auch nicht nennenswert teurer, als wenn er privat gewohnt und seine Mahlzeiten bald in diesem, bald in jenem guten Restaurant eingenommen hätte. Und an ein schlechtes Restaurant konnte er sich ebensowenig gewöhnen wie an eins der sogenannten Artistenzimmer, die die Direktio-

nen in jeder Stadt für ihre engagierten Mitglieder zur Verfügung hielten. Einmal hatte in irgendeiner Stadt ein Direktor ihm das Hotel auszureden versucht und ihn auf ein angeblich schönes Privatlogis aufmerksam gemacht. Da war er hingegangen, um es sich anzusehen. Drei Treppen hoch war er gestiegen, aber was für entsetzlich schmutzige Steintreppen; auf sein Klingeln hin hatte eine liederlich aussehende Frau ihm geöffnet und ihn durch einen dunklen Korridor, der voll von Schränken, Körben und anderen Sachen stand, in ein Zimmer geführt, aus dem ihm eine Luft entgegenschlug, die ihm den Atem benahm. Und dann das Zimmer selbst: Ein Bett, bei dessen Anblick ihn schauderte, ein entsetzlicher Waschtisch mit einer winzig kleinen Waschschüssel und einem ebenso winzig kleinen Wasserkrug. An der Wand ein einziges dürftiges Handtuch, vor den kleinen Fenstern zerrissene Gardinen, und alles so schmutzig und so unordentlich.

Immer wieder sah er sich voller Entsetzen in dem Zimmer um, bis er endlich, nur um überhaupt etwas zu sagen, fragte: „Ja, aber wo ist denn der Kleiderschrank?“

Da hatte die Wirtin ihn ganz beleidigt angesehen und ihm erklärt: „Ja, wenn Sie so vornehm sind, daß Sie einen Kleiderschrank gebrauchen, dann bleiben Sie man lieber im Hotel. Alle anderen

Künstler, die bisher bei mir gewohnt haben, hingen ihre Sachen entweder an den Kleiderständer oder ließen sie in ihrem Koffer."

Da hatte er den Rat der Vermieterin befolgt, war im Hotel wohnen geblieben und hatte auch nie wieder den Versuch gemacht, sich eine Privatwohnung anzusehen. Und doch wußte er ja, daß alle anderen Künstler und Künstlerinnen privat wohnten, die meisten in einem noch sehr viel schlechteren Zimmer als in dem, vor dem er damals geflohen war. Und er war einmal mit einem großen und berühmten Humoristen zusammen engagiert gewesen, der ihm im Laufe eines Gespräches erklärte: „Auf Reisen lebe ich so einfach und so billig wie nur möglich; da frage ich auch nicht danach, ob mir mein Zimmer gefällt, sondern nur, was sparst du dadurch, daß du diese billige Wohnung behältst, anstatt dir eine teure zu nehmen. Und wenn ich in einem Restaurant für achtzig Pfennige oder für eine Mark satt werde, warum soll ich da für das Essen eine Mark zwanzig oder vielleicht noch mehr ausgeben? Meine Bequemlichkeit und alles, was ich mir sonst wünsche, habe ich, wenn ich von meiner Reise zurückkomme, in dem Hause, das ich mir von meinen Ersparnissen ganz nach meinen Wünschen und ganz nach meinem persönlichen Geschmack habe bauen lassen. Wenn ich unterwegs bin, will

ich nicht bequem und behaglich leben, sondern viel Geld verdienen und sparen, sparen, sparen."

Und er wußte ja auch, wie die anderen Künstler sparten, wenigstens zu sparen versuchten, namentlich wenn sie verheiratet waren. Da hauste das Ehepaar in einem kleinen Zimmer, und die Frau besorgte die Wirtschaft. In einem besonderen Koffer führten sie den Spirituskocher, das Kochgeschirr und Teller und Tassen mit sich. Und auf diesem Spirituskocher kochten sie nicht nur den Kaffee, sondern das ganze Mittagessen, das sie am Morgen in den Geschäften einkauften, und auf dem bereiteten sie auch das Abendbrot, soweit es da nicht nur belegte Schnitten oder häufig nur Butterschnitten gab. Zuweilen erlaubte ja die Wirtin, bei der sie gemietet, die Mitbenutzung des Herdes in der Küche, aber meistens wurde in demselben Zimmer, in dem sie wohnten und schliefen, gekocht, gebraten und abgewaschen. Und die Leutchen waren glücklich und zufrieden, und nicht nur das, sie waren dankbar, daß es ihnen so gut ging, ja, sie zogen sogar, weil es ihnen besser schmeckte und nahrhafter zubereitet war, die eigene Küche der in jedem Restaurant vor. Immer wieder stand er selbst voll ehrlichster Bewunderung vor dieser Anspruchslosigkeit, aber die anderen verstanden es gar nicht, was es da nach seiner Ansicht zu bewundern

gäbe, und die begriffen ihn ebensowenig, wie er sie. Er hätte nicht einen Tag so zu leben vermocht; allerdings war er ja auch, und zuweilen sagte er sich, wenn er darüber nachdachte, „leider“ in ganz anderen Verhältnissen groß geworden. Aber das war, wie Dori ihm einmal, als sie darüber sprachen, auseinandersetzte, lediglich eine ganz faule Ausrede, weil er nicht anders leben wolle. Können könne er auch das, wenn er nur den ernststen Willen habe, und wenn er dann am Ende des Monats ein paar hundert Mark mehr auf seine Bank schicken könne, würde er sehr froh darüber sein. Und im Anschluß daran hatte sie ihm erklärt, wenn sie einmal wieder mit ihm in einem Engagement zusammentreffen solle, dann wolle sie mit ihm zusammenziehen; sie würden sich dann zwei Zimmer nehmen, sie wolle für ihn kochen, und voller Stolz hatte sie hinzugesetzt, sie könne kochen, und es würde ihm schon bei ihr schmecken, sie wolle auch seine Strümpfe stopfen, seine Wäsche und seine Anzüge in Ordnung halten und ihm auch seine Taschentücher und andere Kleinigkeiten waschen, denn es sei doch ein Blödsinn und eine wahnsinnige Verschwendung, daß er für jede Kleinigkeit den Schneider und die Waschfrau gebrauche. Ganz ernsthaft hatte Dori es mit ihrem Vorschlag gemeint, aber er hatte es trotzdem abgelehnt,

und das hatte sie so verstimmt, daß sie auf ihr Anerbieten auch nicht wieder zurückkam, als es sich entschieden hatte, daß sie nun hier wieder zusammen sein würden.

Nein, ein solches Leben, wie andere es führten, schon weil sie es nicht anders kannten, war nichts für ihn. In einem solchen Milieu und in einer solchen Umgebung hätte er auch nicht arbeiten können, und im Gegensatz zu allen oder zu den meisten anderen arbeitete er geistig. Die akrobatischen oder die Varieténummern, von denen die eine oder die andere jetzt zuweilen auch bei einem Kabarett Engagement fanden, waren selbstverständlich auch fleißig. Die Dori übte jeden Morgen wenigstens eine Stunde, meistens noch länger, auf der Bühne, um ihren schönen Körper schlank und geschmeidig zu erhalten. Die Akrobaten übten beständig ihre alten Tricks und studierten sich immer neue ein. Kartenkünstler und Illusionisten probierten neue Sachen, aber im allgemeinen führten die Kollegen und Kolleginnen doch ein fürchterlich faules und geistig entsetzlich einförmiges Leben. Mit ihren fünf, sechs Vorträgen, oder wie viele sie sonst in ihrem Repertoire hatten, zogen sie von Stadt zu Stadt, sangen allabendlich dasselbe, und wenn sie mit einem Reversvertrag einmal in dieselbe Stadt zurückkehrten, brachten sie auch nichts Neues, son-

dern arbeiteten wieder ihre alte Nummer. Darüber hatte er sich am Anfang oft gewundert, es einfach nicht begriffen, wie sie das konnten, ohne dabei vor Stumpsinn eine Gehirnerweichung zu bekommen. Ganz klar war ihm das auch heute noch nicht, aber zum Teil lag das ewige Einerlei der Sänger und Sängerinnen wohl daran, daß ein neues Repertoire, wenn der Vortragende es nicht mit vielen anderen teilen wollte, Geld, viel Geld kostete. Die Komponisten und die Textdichter ließen sich ihre Schlager teuer bezahlen. Ein solcher kostete unter Umständen tausend Mark und mehr. Und selbst wenn man das Geld zusammen hatte, wer garantierte dafür, daß die neuen Sachen wirklich ebensogut einschlugen wie die alten?

Viele waren finanziell nicht in der Lage, sich ein neues Repertoire zu verschaffen, viele waren dafür aber auch zu träge. Hatte ein Komiker, ein Chansonnier oder sonst jemand einmal sein Repertoire und „stand“ es, wie der Fachausdruck lautete, dann stand es aber auch häufig Jahre hinaus, und es wurde an dem nicht gerüttelt und geschüttelt. In gewisser Hinsicht hatten die Künstler damit auch recht. Auf ihr Repertoire hin, das in der einen Stadt bei dem Publikum und der Presse einschlug, bekamen sie neue Verträge, und der neue Direktor, der sie vielleicht persönlich in dem letzten Engage-

ment hörte, und der sich gesagt hatte: Die Sachen, die der bringt, wären auch etwas für mein Haus, würde sicher häufig ein sehr erstauntes und keineswegs erfreutes Gesicht gemacht haben, wenn der von ihm Engagierte nun bei ihm ganz andere Sachen zum Vortrag brachte.

Aber wie dem auch immer war, er selbst begriff es nicht, wie jemand jeden und jeden Abend immer dieselbe Walze abdrehen konnte. Allerdings lag die Sache bei ihm ja schon dadurch wesentlich anders, daß er sich seine Sachen selbst schrieb. Natürlich erwies sich längst nicht alles, was er verfaßte, als bühnenwirksam. Im Gegenteil, auch er schrieb sich manche Niete, die er einmal und nicht wieder vortrug, denn ebenso wie kein Mensch, und sei es der gerissenste Theaterdirektor, den Erfolg eines Bühnenwerkes voraussagen kann, ebenso wenig vermag ein Mensch die Wirkung irgendeines Vortrages im voraus zu beurteilen. Wie oft hatte er nicht geglaubt, es sei ihm ein ganz großer Wurf gelungen, und am Abend hatte sich dann keine Hand zum Applaus gerührt. Und umgekehrt wurde häufig eine nach seiner Ansicht sehr faule, fade und langweilige Sache ein stürmischer Erfolg. Aber wenn ihm auch lange nicht alles glückte, er hatte sich im Laufe der Zeit so viele wirkungsvolle Vorträge und so viele verschiedene Conferenzen geschrie-

ben, daß er beständig wechseln konnte. Vieles von dem, das er des Abends im Kabarett vortrug, veröffentlichte er auch in Zeitungen und Journalen, bei denen er bereits gut eingeführt war, und er hoffte, in absehbarer Zeit so weit zu sein, ganz von dem Ertrag seiner schriftstellerischen Tätigkeit leben zu können, zumal ein Berliner Verleger, den er ganz zufällig einmal kennenlernte, und der an ihm persönlich und an seinen Arbeiten Gefallen fand, ihm den guten Rat gegeben hatte, sich einmal an einem Roman zu versuchen, den er gern verlegen wolle, falls er ihm gelänge.

Mit tausend Freuden war er auf den Vorschlag eingegangen, und der Vertrag war sofort in allen Einzelheiten festgelegt und von beiden Seiten unterschrieben worden. Das Honorarangebot war für ihn, der mit seiner ersten größeren Arbeit herauskommen würde, ein sehr günstiges. Allerdings hatte der Verleger sich natürlich das Recht vorbehalten, die Arbeit abzulehnen, oder wenigstens Änderungen und eine teilweise Umarbeitung zu verlangen, falls sich das eine oder das andere als nötig erweisen sollte. Damit hatte er sich gern einverstanden erklärt, denn ihm selbst mußte ja in erster Linie daran gelegen sein, nur etwas Gutes herauszubringen, damit die Kritiker und seine Leser seinen späteren Arbeiten mit Interesse entgegensehen.

So hatte er sich voller Eifer an den Roman gemacht, aber so leicht, wie er sich das gedacht, fiel es ihm doch nicht. Es war, wie er einsehen mußte, ein gewaltiger Unterschied, ob man eine kleine Skizze und Erzählung oder einen Roman niederschrieb, der erforderte Handlung, Spannung, Verwicklungen, Charakteristik der einzelnen Personen und noch vieles andere mehr. Der Anfang war schwer genug gewesen, und gar manches Mal, wenn er geglaubt hatte, so, nun wird es werden, hatte er bald darauf einsehen müssen, daß es doch wieder nichts sei. Dann hatte er alles, was er geschrieben, wenn auch schweren Herzens, durchgerissen, um nach ein paar Tagen der Entmutigung von neuem anzufangen. Aber nun war er wirklich im Zug, und die ersten beiden Kapitel, die er dem Verleger geschickt, hatten diesem außerordentlich gefallen.

Wie immer, wenn er erst mit all seinen Gedanken wirklich bei der Arbeit war, ging ihm das Schreiben auch nun leicht von der Hand, kaum daß er zwischendurch mal eine kleine Pause machen mußte, um über das richtige Wort oder die genaue präzise Fassung eines Satzes einen Augenblick nachzudenken. Mit seiner schönen klaren Handschrift schrieb er eine Seite nach der anderen, bis er endlich ermüdet und abgespant die Feder beiseitelegte. Der Kopf, aber auch die Hand wollten nicht mehr, und nach-

dem er sich eine Zigarre angezündet, lehnte er sich in seinem bequemen Schreibsessel hintenüber und sann und träumte eine kleine Weile vor sich hin, bis ein Blick auf seine Uhr ihn darüber belehrte, daß es für ihn Zeit würde, wenn er wie alltäglich so auch heute noch vor Tisch seinen Spaziergang oder wenigstens einen Bummel durch die Straßen machen wolle. Allzu verlockend war der rauhe und kalte Oktobertag allerdings gerade nicht, aber trotzdem, Bewegung mußte sein.

Noch drei tiefe Züge aus der Zigarre, dann erhob er sich, um sich umzuziehen, und eine kleine halbe Stunde später schritt er durch die Straßen der Stadt. Wie immer tadellos korrekt angezogen, lenkte er durch seine äußere Erscheinung und durch seinen Gang manchen Blick auf sich, aber das war er gewöhnt, schon weil ja auf Veranlassung seines Direktors überall zu Reklamezwecken seine Bilder aushingen und ausstanden. So war es selbstverständlich, daß viele ihn schon deshalb ansahen, weil sie ihn nach seiner Photographie zu erkennen glaubten. Er war es auch gewöhnt, daß junge Mädchen, die zusammen ankamen, sich gegenseitig anstießen, und daß eine die andere halblaut fragte: „Du, ist das nicht der Baron Altenborn?“ Und er wußte auch, daß die, wenn sie an ihm vorübergegangen waren, sich neugierig nach ihm

umsahen. Aber er selbst wandte nie den Kopf zurück, denn nichts lag ihm ferner, als überall auf Eroberungen auszugehen. Bot sich ihm eine solche zufällig, dann hatte er die früher stets gern und dankbar mitgenommen, aber jetzt dachte er darüber ganz anders. Einmal, weil für ihn augenblicklich nur ein einziges junges Mädchen existierte, die Dori, dann aber auch, weil er sich durch irgendwelche Liebesabenteuer nicht von seiner Arbeit ablenken lassen wollte, die ihn, auch wenn er nicht am Schreibtisch saß, fortwährend beschäftigte, so daß er auch jetzt, während er dahinschritt, ausschließlich an die Personen seines Romans und an deren Schicksal dachte, die ihn viel mehr interessierten als die an ihm Vorübergehenden.

Bis ihm nun plötzlich ein junges Mädchen, nein, eine junge Dame entgegenkam, die ihm, der für so etwas Sinn und Verständnis hatte, schon dadurch auffiel, daß sie ganz außerordentlich hübsch und geschmackvoll angezogen war, dann aber auch, weil sie, ohne eigentlich hübsch zu sein, doch irgend etwas in ihrem sympathischen Gesicht hatte, das wohl jeden gleich für sie einnehmen mußte. Weiß Gott, das Mädchel gefiel ihm, soweit ihm eine andere außer der Dori überhaupt gefallen konnte, und das nicht allein, er schien auch ihm zu gefallen, denn als es an ihm vorüberging, sah es ihn an, natür-

lich nicht kokett und herausfordernd, aber doch anders, als eine wohlerzogene junge Dame sonst wohl einen Fremden anzusehen pflegte. Und plötzlich fand er für ihr sonderbares Verhalten, oder wie er das sonst nennen sollte, auch eine ganz einfache Lösung. Sicher war die junge Dame bereits im Kabarett gewesen, hatte ihn dort gesehen und ihm nun durch ihre Blicke zu verstehen geben wollen: ich kenne dich, ich habe dir neulich abend zugehört.

Aber nein, gestand er sich gleich darauf ein, so lag die Sache in diesem Falle doch nicht, denn so wie in ähnlichen Fällen der Blick anderer junger Damen war der ihrige nicht gewesen, vielmehr so, als sähe sie in ihm einen näheren Bekannten wieder, und als er jetzt darüber nachdachte, war ihm auch so, als hätte er ihr Gesicht heute nicht zum erstenmal gesehen, oder als habe das wenigstens eine Ähnlichkeit mit einem anderen, das ihm irgendwann und irgendwo schon einmal begegnet war. Doch darüber weiter nachzudenken, hatte ja gerade für ihn absolut keinen Zweck, aber gerade das mochte die Veranlassung sein, daß ihm jetzt einfiel: Herrgott noch mal, war das nicht die junge Dame, die dir letzthin auf der Fahrt hierher mit ihrem Vater im Speisewagen gegenüber saß? Und je länger er sich nun die Frage vorlegte, desto mehr

glaubte er die bejahen zu müssen, obgleich die junge Dame von heute mit seinem damaligen Gegenüber eine nur flüchtige Ähnlichkeit hatte. Das lag aber sicher daran, daß sie an jenem Morgen müde und abgespant war und auch nicht annähernd so hübsch und geschmackvoll gekleidet ging wie heute. Aber trotzdem, ganz bestimmt, sie war es. Deshalb ihr Blick, der ihm sagen wollte: ich kenne dich. Und vielleicht hatte der auch die Frage enthalten: warum grüßt du mich nicht? Du hast dich mir zwar nicht vorgestellt, aber wir haben doch eine ganze Weile an demselben Tisch zusammengesessen und einige wenn auch nur flüchtige Worte miteinander gewechselt.

Wie schon sooft, verwünschte er sein schlechtes Wiedererkennungsvermögen, bis er sich dann aber sagte: und wenn du auch mit ihr zusammen am Tisch saßest, wenn du auch ein paar gleichgültige Worte mit ihr wechseltest, hättest du sie da, gerade weil du dich ihr und ihrem Vater nicht vorstelltest, grüßen müssen oder auch nur grüßen dürfen? Hätte sie deinen Gruß unter Umständen nicht als eine Vertraulichkeit, wenn nicht gar als Zudringlichkeit auffassen können? Was wäre, selbst wenn er sie rechtzeitig erkannt hätte, richtiger gewesen, zu grüßen oder nicht zu grüßen? Das war eine Frage, über die wohl selbst in den Kreisen der wohlherzogsten

Herrn, zu denen auch er sich in aller Bescheidenheit rechnete, die Ansichten sehr weit auseinandergingen. Immerhin, die junge Dame hatte anscheinend seinen Gruß erwartet, und daß er ihr den nicht gab, hatte sie sicher als Unfreundlichkeit, wenn nicht gar als Unhöflichkeit empfunden. Vielleicht, daß sie es nicht einmal als Entschuldigung gelten ließ, wenn er ihr bei einer etwaigen neuen Begegnung erklären würde, daß er sie im ersten Augenblick nicht wiedererkannte. Aber selbst dazu würde sich ihm wohl kaum Gelegenheit bieten, höchstens daß er vielleicht einmal mit ihrem Vater bei einer Sitzung der Schlaraffen zusammentraf und diesen dann bitten konnte, ihn bei seiner Tochter zu entschuldigen.

Nicht in der besten Laune setzte er seinen Weg fort. Das Bewußtsein, vielleicht nicht ganz korrekt gehandelt zu haben, bedrückte ihn, und er war mit alledem so in seinen Gedanken beschäftigt, daß er nicht nur überrascht, sondern mit sichtbarem Ärger aufblickte, als eine weibliche Stimme ihm jetzt zurief: „Ach, Herr Baron, Herr Baron, ich glaube, Sie schickt mir der Himmel.“

„Aber ich kenne Sie doch gar nicht“, gab er verständnislos zur Antwort.

„Dafür sind Sie ja auch bekannt, Herr Baron, daß Sie niemand kennen, aber ich kenne Sie und

Sie mich sicher auch, wenn ich Ihnen sage, daß ich die Frau des Komikers Mertens bin, der mit Ihnen in der ‚Libelle‘ engagiert ist.“

Aber auch nun erkannte er sie nicht, denn an dem Künstlertisch des Kabarettts, an dem er selbst nie Platz nahm, saßen allabendlich so viele, um die er sich nicht kümmerte und auch nicht kümmern konnte. Auch sonst war sie ihm in keiner Weise aufgefallen, obwohl die junge Frau, die nun mit ihren höchstens fünfundzwanzig Jahren vor ihm stand, nicht nur jung, sondern auch hübsch war. Aber ihr sonst sicher frisches und lustiges Gesicht zeigte einen so traurigen Ausdruck, daß sie ihm unwillkürlich aufrichtig leid tat. Deshalb meinte er jetzt, wenn seine ersten Worte auch nicht ganz der Wahrheit entsprachen: „Richtig, richtig, Frau Mertens, jetzt erkenne ich Sie natürlich wieder, aber nun sagen Sie mir bitte, warum soll denn der Himmel gerade mich Ihnen gesandt haben?“

Mit ihren hübschen Augen, in denen plötzlich die hellen Tränen standen, sah sie zu ihm auf, dann sagte sie mit leiser Stimme, als schäme sie sich, es sagen zu müssen: „Da drinnen in der Likörstube sitzt mein Mann schon seit zwei Stunden und trinkt einen Kognak und einen Schnaps nach dem anderen. Ein paarmal habe ich ihn schon gebeten, herauszukommen, aber er hört nicht auf mich, und nun

habe ich solche Angst, daß er da womöglich noch stundenlang sitzenbleibt und dann heute abend betrunken zur Vorstellung kommt."

„Na, bis zum Abend ist doch noch lange hin,“ versuchte er die kleine Frau zu beruhigen, „bis dahin wird er seinen etwaigen kleinen Rausch schon ausgeschlafen haben.“

„Ach, wenn es sich nur um einen kleinen Rausch handelte, wollte ich ja gar nichts sagen,“ klagte die junge Frau weiter, „aber Sie kennen meinen Mann nicht. Wenn der erst mal beim Trinken ist, kommt er hinterher immer so betrunken nach Hause, daß er nicht mehr weiß, was er sagt und tut. Dann fällt er wie ein Klotz in das Bett und schläft und schnarcht, und wenn er aufwacht, trinkt er wieder, um seinen Brand zu löschen,“ und seine Hand umklammernd, bat sie: „Ach, lieber Herr Baron, helfen Sie mir. Vielleicht daß er auf Sie hört, wenn Sie ihm gut zureden und ihn darauf aufmerksam machen, daß er heute nicht betrunken zur Vorstellung kommen darf, wenn er es nicht riskieren will, daß der Direktor ihn sofort entläßt, und was sollte dann wohl aus uns werden? Zweimal habe ich das schon in anderen Städten mit ihm durchgemacht, zweimal hat er mir geschworen, es solle nun auch nie wieder vorkommen, daß er am Tage trinkt, aber er hält sein Versprechen ja nicht. Er

trinkt schon aus Langeweile, weil er nicht weiß, was er sonst den ganzen Tag über anstellen soll."

Voller Teilnahme hatte er der jungen Frau zugehört, ihr Klagen und Jammern griff ihm an das Herz, aber so gern er ihr auch geholfen hätte, er konnte sich doch nicht dazu entschließen, ihre Bitte zu erfüllen. Er sah es voraus, daß seine Bemühungen nicht nur erfolglos sein würden, sondern daß ihr Mann, von dem er früher schon gehört hatte, und der dafür bekannt war, daß er, wenn er betrunken, Streit und Händel suchte, auch mit ihm einen Streit anfangen, und daß er selbst damit das Gegenteil von dem erreichen würde, was er bezweckte.

„Ihnen zuliebe täte ich es ja gern, Frau Mertens," erklärte er ihr deshalb nun, „aber glauben Sie mir, es hat gar keinen Zweck, im Gegenteil, wenn Ihr Mann merkt, daß ich ihn vom Trinken abhalten will, trinkt er erst recht."

Abermals griff sie nach seiner Hand, sie wollte auch ihre Bitte wiederholen, aber sie konnte vor Weinen und Schluchzen nicht sprechen. Sie sah ihn nur hilfeflehend an, und dieser ihr Blick war so verzweifelt, daß er dem unterlag, und daß er sagte: „Schön, liebe Frau Mertens, ich will mein Glück versuchen."

Gleich darauf betrat er die Likörstube, und es dauerte wohl zehn Minuten, bis er allein wieder herauskam, aber da war er so totenblaß, daß Frau Mertens darüber im Augenblick ganz ihre eigenen Sorgen vergaß, und daß sie ihn angsterfüllt nur fragte: „Um Gottes willen, Herr Baron, was haben Sie nur, was ist Ihnen geschehen?“

Anstatt gleich darauf zu antworten, bog er mit ihr in eine kleine Seitenstraße ab, wo sie sicher waren, nicht gehört zu werden, dann sagte er mit einer vor innerer Erregung zitternden Stimme: „Angepöbelt hat mich Ihr Mann, angepöbelt, daß ich ihn am liebsten zu Boden geschlagen hätte, wenn er nicht schon jetzt beinahe sinnlos betrunken wäre. Und dabei habe ich ihm natürlich keinerlei Vorwürfe gemacht, sondern ihn nur gebeten, mit Ihnen nach Hause zu gehen. Ich habe so freundschaftlich und so kameradschaftlich mit ihm gesprochen, wie ich nur konnte, und ich habe ihn herauszuholen versucht, bis ich einsehen mußte, daß meine Gegenwart ihn immer mehr reizte und ihn erst recht zum weiteren Trinken verleitete, wie ich das ja voraussah.“

Frau Mertens weinte herzzerbrechend, und immer wieder schluichzte sie; „Ich schäme mich, ich schäme mich, ach wie schäme ich mich.“ Bis sie endlich fragte: „Und wann — wann glauben Sie, Herr

Baron, daß mein Mann nach Hause kommen wird?"

„Vorläufig jedenfalls nicht, liebe Frau Mertens, und an Ihrer Stelle würde ich nicht darauf warten, sondern ruhig nach Hause gehen, denn wenn Ihr Mann sieht oder hört, daß Sie hier länger stehenbleiben, kommt er erst recht nicht.“

Das leuchtete der jungen Frau schließlich ein, so schickte sie sich denn an zu gehen, nachdem sie ihm nochmals dafür gedankt, daß er versucht habe, ihr zu helfen. Aber im letzten Augenblick bat sie nochmals mit herzerreißender Stimme: „Nicht wahr, Herr Baron, wenn mein Mann heute abend betrunken zur Vorstellung kommen und wenn der Direktor Krach schlagen sollte, nicht wahr, dann legen Sie ein gutes Wort für ihn ein, damit er nicht vielleicht gleich entlassen wird. Tun Sie es mir zuliebe, tun Sie es für mich, ich bin doch guter Hoffnung, im dritten Monat, was soll da werden, wenn mein Mann entlassen wird? Wir müssen doch für die kommenden Zeiten sparen, und mein Mann vertrinkt sowieso schon das meiste Geld und schimpft und tobt über jede fünf Mark, die er mir zur Wirtschaft geben soll, und wenn ich ihm nichts Gutes zu essen vorsetze, tobt er erst recht.“

So gut er es nur vermochte, versuchte er die arme kleine Frau zu trösten, und ihr Leid und ihr

Jammer ergriffen ihn so, daß er darüber die ekelhafte Szene ganz vergaß, die sich vorhin zwischen ihrem Mann und ihm abgespielt hatte.

Es war später als gewöhnlich geworden, als er das Hotel wieder erreichte und gleich in den Speisesaal trat, um dort in der kleinen Nische, die er sich ein für allemal hatte reservieren lassen, zu Mittag zu essen. Zu seiner rechten und linken Seite war er durch eine halbhohe Holzwand von den Nachbartischen getrennt, die es allerdings nicht verhinderten, daß er, wenn die Unterhaltung dort besonders laut geführt wurde, die, wenn auch gegen seinen Willen, mit anhören mußte. Und zu seiner Rechten ging es heute besonders lebhaft zu. Während er sich alltäglich, bis sein Essen kam, in seine Zeitung vertiefte, die er sich jeden Morgen auf seinem Spaziergang kaufte, hörte er, ohne vorläufig auf die Worte zu achten, die lauten Stimmen mehrerer Herren, die schon ziemlich scharf getrunken haben mußten, die aber trotzdem noch nicht genug zu haben schienen, da sie nach dem Kellner und nach der Weinkarte verlangten.

Seine Suppe wurde aufgetragen, und er legte seine Zeitung beiseite, denn die häßliche Unsitte, während des Essens mit der linken Hand die Zeitung zu halten und mit der rechten den Löffel oder die Gabel zum Munde zu führen, hatte er sich noch

nicht angewöhnt, und er wußte auch, daß er das nie tun würde.

Da klang plötzlich von nebenan sein Name an sein Ohr. Nein, er wollte auch jetzt ganz bestimmt nicht hinhören und nicht lauschen, aber trotzdem interessierte es ihn doch, was die Herren, die letztlich im Kabarett gewesen sein mochten, über ihn sagen würden, denn ein anerkennendes Urteil, das sie im Kreise ihrer Bekannten weiterverbreiteten, konnte für seinen Direktor und für sie alle von ebensolchem Nutzen sein, wie ein Tadel oder eine schlechte Kritik zu schaden vermochte. Man sprach von ihm, und man verglich ihn mit den ganz großen Kanonen, mit Paul Morgan, Kurt Robitscheck, Helmuth Krüger, Heinz Spangenberg und den anderen anerkannt ersten Conférenciers. Der eine der Herren hatte diesen, der andere jenen, der dritte mehrere von ihnen entweder in Berlin oder in einer anderen Stadt gesehen und gehört. Dem einen gefiel dieser, dem anderen jener besser, ihn selbst fanden einige zu ernst, zu klug, zu geistreich, eigentlich beinahe zu gut, da ein Teil des Publikums seine Vorträge sicher gar nicht verstände oder die wenigstens ihrem Wert nach nicht zu schätzen wisse. Es fielen Ausdrücke wie „Kaviar für das Volk“ und „Perlen vor die Säue werfen“, so daß eigentlich alle, selbst diejenigen, die etwas an ihm auszu-

setzen hatten, ihn lobten. Alle erkannten seine persönliche Note an, ebenso daß er Eigenes gäbe und brächte und sich als Conférencier nicht darauf beschränkte, lediglich uralte Witze oder gar mehr oder weniger pikante Geschichten zu erzählen.

Im stillen gab er sich, als die Unterhaltung über ihn beendet war, selbst die Zensur „gut, vielleicht sogar noch etwas besser“. Und als dann die anderen Nummern durchgesprochen wurden, freute es ihn aufrichtig, daß alle gleich gut davorkamen. Namentlich der Komiker Mertens hatte ihnen gefallen, so daß er sich fest vornahm, das heute abend für ihn bei dem Direktor in die Wagschale zu werfen, falls das überhaupt nötig sein solle. Aber wenn, dann würde das schon helfen, denn einem Künstler gegenüber, der dem Publikum gefällt, drückt selbst der strengste Direktor einmal ein Auge zu.

Aber hoffentlich würde es gar nicht dahin kommen, daß er drücken mußte, und plötzlich sah er die junge, hübsche Frau des Komikers in Gedanken wieder vor sich, er sah die Tränen in ihren Augen, den verzweifelten Ausdruck in ihren Mienen und das Zittern der Angst, das durch ihren Körper lief. Er fühlte von neuem ihren Händedruck und glaubte ganz deutlich wieder ihre Stimme zu hören: „Ach bitte, bitte, Herr Baron, helfen Sie mir.“ Und das lenkte seine Gedanken nun wieder so ab, daß

er gar nicht mehr auf das hinhörte, was nebenan gesprochen wurde. Na, die hatten ja auch das ganze Programm kritisiert, bis ihm nun plötzlich auffiel, daß die Dori mit keiner Silbe erwähnt worden war, und das tat ihm der Dori wegen aufrichtig leid. Fanden die Herren die, noch dazu sehr ungerechterweise, so schlecht, daß sie es nicht einmal der Mühe wert hielten, sie überhaupt zu erwähnen?

Aber kaum hatte er das gedacht, da erklang plötzlich am Tisch nebenan die laute, etwas angetrunkene Stimme eines Herrn, der im Anschluß an eine Debatte, die schon, bevor er selbst seinen Platz einnahm, geführt sein mußte, jetzt ausrief: „Und ich wette doch ein Dutzend Flaschen Sekt, daß ich die Tänzerin bekomme.“

Ein schallendes Gelächter war die Antwort, bis einer zurückrief: „Und die Wette verlieren Sie so todsicher, Doktor, wie das Amen in der Kirche der Predigt folgt, denn das sieht man dem Mädels doch leider auf den ersten Blick an, daß es, wenn überhaupt, nur sehr schwer zu haben ist. Und haben Sie es, als wir letzthin im Kabarett waren, nicht selbst gesehen, wie sie von der Bühne herab mit der hübschen, jungen Rothaarigen, die in größerer Gesellschaft neben unserem Tisch saß, kokettierte?“

Einen Augenblick herrschte Stille, dann rief der erste wieder: „Das wäre ja noch schöner, wenn

man gerade das Mädel nicht haben könnte, denn das ist weiß Gott eine Sünde wert."

„Sogar zwei Sünden," stimmte ihm jemand bei.

„Nur zwei?" lachte ein anderer. „Ich sage sechs."

„Renommieren Sie nicht, lieber Freund," neckte die Tafelrunde ihn.

Aber der verteidigte sich: „Man soll von der eigenen Schlappeheit nicht auf andere schließen."

Den Vorwurf aber wollte der nun wieder nicht auf sich sitzenlassen, und mit lautem Hallo und mit vielen faulen und teilweise sehr derben Witzen wurde das Thema noch weiter erörtert, bis dann die erste Stimme fragte: „Und wer hält die Wette, die ich vorhin vorschlug?"

„Ich — und ich — und ich — und ich!" riefen fast alle gleichzeitig, bis man sich dahin einigte, daß die anderen Herren zusammen die zwölf Flaschen Sekt dagegen halten sollten, bis sich einer erkundigte: „Und bis wann wollen Sie Ihre Wette gewonnen haben, Doktor?"

Aber so ganz sicher, daß er sie so leicht gewinnen würde, schien der seiner Sache doch nicht zu sein, denn es dauerte eine geraume Weile, bis er zur Antwort gab: „Na, sagen wir mal von heute ab gerechnet in acht Tagen."

Damit war die Wette erledigt, aber noch nicht das Thema Dori, und der Doktor, der sie sich er-

obern wollte, berauschte sich selbst durch eine umständliche Schilderung ihrer Reize, die er zum besten gab. Besonders in dem Jockeikostüm hatte die Dori es ihm angetan, in dem wollte er sie auch zu sich einladen und in dem sähe man doch erst, wie bildhübsch das Mädel gewachsen sei.

Bis sich nun einer der Herren erkundigte: „Und wie wollen Sie die Dorietta, oder wie das Mädel sich sonst nennt, kennenlernen?“

Der Doktor lachte hell auf: „Freundchen, stellen Sie sich doch nicht an, als hätten Sie noch nie eine derartige Bekanntschaft gemacht. Ich schicke ihr gleich heute abend einen mächtigen Blumenstrauß mit meiner Karte auf die Bühne, lade sie auf der zum Essen ein, und das Weitere wird sich dann nach und nach historisch entwickeln.“

„Und wenn das Mädel, wie wir es glauben, Ihre Einladung nun einfach ablehnt?“

„Dann stecke ich mich hinter den Conférencier und bitte den, mich der Tänzerin vorzustellen, denn für so was ist der Conférencier doch schließlich auch da.“

„Verzeihen Sie, meine Herren, aber für so etwas ist der Conférencier nicht da, und ich persönlich schätze und achte meine Kollegin viel zu hoch, um meine Hand dafür zu bieten, daß sie verkuppelt wird.“

Totenblaß stand der Baron plötzlich vor der Tafelrunde. Mehr als einmal hatte er bei dem Gespräch, das so laut geführt wurde, daß er es hatte mit anhören und verstehen müssen, aufspringen wollen, um der Unterhaltung ein Ende zu machen und um für die Dori einzustehen. Aber immer wieder hatte er sich bezwungen und war sitzengeblieben, weil er sich sagte: Du kannst es den Herren nicht verbieten, so über die Dori zu sprechen, wie sie es tun. Ob das taktvoll und anständig ist, das ist eine andere Sache, aber verbieten kannst du es ihnen nicht, denn wenn ein Mädels, das öffentlich auftritt, den Herren gefällt und ihre Sinne reizt, wenn sie den Wunsch haben, es zu erobern, dann ist das auch nichts anderes, als wenn du selbst die Dori begehrt, und daß du es tust, gibt dir nicht das Recht, anderen zu verbieten, dieselben Wünsche zu haben. Und unwillkürlich hatte er an vergangene Zeiten zurückdenken müssen, wenn im Kasino im Kameradenkreise über ein Mädels gesprochen wurde, und da hatte es sich häufig um eine junge Dame der ersten Gesellschaft gehandelt, die man am Abend vorher zu Tisch geführt oder mit der man getanzt hatte. Da war über die jungen Mädchen auch nicht anders und auch kaum anständiger gesprochen worden als hier von der Dori.

Und noch eins hielt ihn an seinem Platz zurück: konnte er sie gegen den Vorwurf, daß sie für die Herren leider nicht zu haben wäre, in Schutz nehmen? Mit einer Lüge gewiß, und sicherlich hätte man ihm die auch geglaubt. Aber würde der Doktor dann nicht erst recht erklären, seine Wette mit Leichtigkeit zu gewinnen?

Tausend und abertausend Gedanken waren auf ihn eingestürmt, er war kaum imstande gewesen, seine Erregung zu bekämpfen, während er dem Gespräch zuhörte, und als er aus dem auch noch erfuhr, daß Dori letzthin im Kabarett mit einer Dame kokettiert haben solle, und damit doch wieder ihrem ihm gegebenen Versprechen untreu werden zu wollen schien, vorausgesetzt, daß das, was die anderen beobachtet haben wollten, auch der Wahrheit entsprach. Aber als man ihm dann zumutete, daß er auch noch die Bekanntschaft zwischen dem Doktor und der Dori vermitteln solle, und zum Überfluß auch noch den Ausdruck gebrauchte, für so etwas wäre der Conférencier doch auch da, war es mit seiner Selbstbeherrschung zu Ende. Sicherlich, an und für sich war ja gar nichts dabei, wenn jemand ihn im Kabarett bat, ihn dieser oder jener Kollegin vorzustellen. Hin und wieder entwickelten sich dann allerdings aus einer solchen zuerst nur flüchtigen Bekanntschaft intimere Beziehungen, aber

daraus konnte man ihm dann keinen Vorwurf machen, und das kam auch sehr viel seltener vor, als das Publikum glaubte, denn wenn die Kolleginnen natürlich auch meistens zu jung und zu temperamentvoll waren, um ein Nonnenleben zu führen, so hielten sie doch fast alle auf ihren Ruf, und auch schon die Direktoren hielten in ihrem eigenen Interesse nach Möglichkeit darauf, daß das Renommee ihres Hauses keinen Schaden erlitt.

Sicher, die Herren ahnten nichts davon, daß er alles mit angehört hatte, aber er hatte es gehört. Er sah es selbst ein, es war nicht sehr klug, und es war auch von seiner Seite aus nicht ganz gerechtfertigt, daß er der Unterhaltung nebenan ein Ende machen wollte, aber nun war es geschehen.

Auf den ersten Blick erkannten ihn alle, die ihn schon im Kabarett auf der Bühne gesehen hatten, wieder, und sein plötzliches Erscheinen schlug wie die berühmteste aller Bomben ein. Mit einemmal herrschte Totenstille, auf allen Gesichtern zeigte sich peinlichste Verlegenheit und Überraschung, und alle tauschten miteinander einen kurzen unsicheren Blick. Keiner wußte recht, wie er sich benehmen und der peinlichen Situation so oder so ein Ende machen solle.

Da ergriff der Baron selbst das Wort: „Ich darf wohl annehmen, meine Herren daß derjenige

von Ihnen, der die letzte Äußerung tat, gegen die ich mich ja bereits verwehrt habe, sie hier in Ihrer aller Gegenwart zurücknimmt."

Gott sei Dank, die Sache schien nicht so schlimm enden zu sollen, wie sie im ersten Augenblick aussah, und deshalb erhob sich jetzt auch der Doktor gleich von seinem Platz: „Ich habe die Worte gebraucht, Herr Baron, die Sie leider ernster aufgefaßt zu haben scheinen, als sie gemeint waren. Jedenfalls habe ich nicht die leiseste Absicht gehabt, Sie dadurch zu kränken oder Ihrer persönlichen Ehre irgendwie zu nahe treten zu wollen. Das erkläre ich gern, und ich hoffe, daß das Sie in jeder Weise befriedigt."

„Ja, das tut es," erklärte der Baron, bis er nun hinzusetzte: „Ich freue mich aufrichtig, daß die Angelegenheit damit aus der Welt geschafft ist und danke Ihnen für die Bereitwilligkeit und für die Form, in der Sie es taten."

Dann machte er der Tafelrunde seine Verbeugung und wollte sich verabschieden, aber damit waren die Herren nicht einverstanden. Von allen Seiten rief man ihm zu: „Davon, daß Sie ebenso schnell wieder verschwinden, Herr Baron, wie Sie vor einer Minute auftauchten, kann nicht die Rede sein, ein paar Minuten müssen Sie wenigstens bei uns Platz nehmen, wenn auch nur, um uns allen zu

beweisen, daß Sie wirklich wieder versöhnt sind. Ein Glas müssen Sie unter allen Umständen mit uns trinken," und während diese und ähnliche Zurufe erfolgten, waren einige der Herren schon zusammengerückt, um für ihn Platz zu machen, und einer war auch bereits aufgesprungen, um für ihn einen Stuhl von einem anderen Tisch zu holen.

Er sah es ein, er würde bleiben müssen, wenn er die Herren nicht verletzen und nicht beleidigen wollte, und einen Augenblick dachte er dabei nun auch an seine Direktion. Die Herren hatten die Absicht, heute abend wieder in das Kabarett zu kommen und würden dort sicher sehr gute Gäste sein, vorausgesetzt, daß jetzt keinerlei Spannung und Mißstimmung zwischen ihm und den anderen zurückblieb. Im entgegengesetzten Falle würden sie vielleicht den für heute abend gefaßten Plan auf später verschieben, wenn nicht ganz aufgeben. Trotzdem zögerte er nun noch einen kurzen Augenblick, aber als er dann doch seinen Platz eingenommen hatte, überfiel ihn plötzlich die Angst: was dann, wenn die Herren sich jetzt bei dir nach der Dori erkundigen, wenn sie von dir wissen wollen, wes Geistes Kind sie ist?

Aber glücklicherweise kam keiner von ihnen auch nur mit einer Silbe auf Dori zurück. Im Gegenteil, man tat, als wenn das Gespräch von vorhin

gar nicht geführt worden wäre. Man unterhielt sich über alle möglichen Dinge, und zu seiner Freude quälte man ihn auch nicht damit, etwas anderes als seinen Kaffee, den er sich bestellt hatte, trinken zu sollen. Wohl aber nahm man ihm das Versprechen ab, heute abend nach der Vorstellung mit ihnen zusammen das nachzuholen, was er jetzt versäume. Das versprach er gern, und es erfüllte ihm mit besonderer Freude, als der Doktor, der eine ganze Weile nachdenklich dagesessen hatte, plötzlich erklärte: „Wir werden bereits heute abend die zwölf Flaschen Sekt trinken, um die ich vorhin gewettet habe, ich gebe die Wette freiwillig verloren, nicht als ob ich jetzt etwas an die Behauptungen glaubte, die hier gefallen sind, sondern weil ich es dem Herrn Baron schuldig zu sein glaube, daß ich gar nicht erst den Versuch mache, die Wette zu gewinnen.“

Ein lautes „Bravo“ ertönte, in der Hauptsache allerdings wohl, weil nun schon für heute abend die Aussicht auf ein lustiges Sektgelage bevorstand. Er selbst aber empfand es sehr dankbar, daß der Doktor auch jetzt Doris Namen gar nicht erwähnte, sondern nur ganz im allgemeinen von einer Wette die abgeschlossen worden sei, sprach.

Wohl noch länger als eine Stunde saßen alle zusammen, und es wurde, nachdem man sich zwi-

schendurch für den Abend im Kabarett die große Loge telephonisch hatte reservieren lassen, noch manche Flasche getrunken, bis man endlich aufbrach.

Die Herren begaben sich nach Hause, und auch er selbst suchte sein Zimmer auf, um sich, wie stets nach Tisch, eine Stunde niederzulegen, denn es wurde des Abends doch immer ein Uhr, wenn nicht später, bis er zu Bett kam, und er war im Gegensatz zu vielen seiner anderen Kollegen, schon seiner Arbeit wegen, ein ziemlicher Frühaufsteher. Aber während er sonst nach dem Essen immer sehr bald einzuschlafen pflegte, lag er heute noch lange wach, und es half ihm auch nichts, daß er sich beständig von einer Seite auf die andere wälzte. Er dachte an die junge Frau des Komikers und an das Leid, das sie ihm geklagt, an das Gespräch, das er vorhin hatte mit anhören müssen, und namentlich daran, daß Dori letztthin mit einem jungen Mädchen, oder vielleicht sogar mit einer jungen Frau, so auffallend kokettiert haben sollte. War es möglich oder denkbar, daß sie alles, was sie ihm in der Hinsicht versprach, schon wieder vergessen hatte? Hing es damit vielleicht zusammen, daß sie ihm, seitdem sie hier in der Stadt waren, beinahe etwas aus dem Wege ging? Er hatte ihr gesagt, zu welcher Stunde er seine Mahlzeiten einnähme und hinzugesetzt, daß er sich freuen würde,

wenn sie ihm auch hier, wie im letzten Engagement, zuweilen Gesellschaft leiste. Er hatte ihr gesagt, sein Tisch wäre stets für ihn reserviert und sie könne jederzeit Platz nehmen und dort auf ihn warten, wenn er ausnahmsweise einmal nicht ganz pünktlich von seinem Spaziergang zurück sein sollte. Bis jetzt aber war Dori noch nicht gekommen, und zum zweitenmal hatte er sie absichtlich nicht aufgefordert, weil er den Grund ihres Fernbleibens zu kennen glaubte. Er hatte ihr ja zwar versprochen, daß er in keiner Weise auf das zurückkommen würde, was sie ihm im Speisewagen sagte, aber sie befürchtete sicher, daß er sie, wenn sie zusammensaßen und miteinander plauderten, wenn ihre Nähe, wie schon so oft, sein heißes Blut in Wallung brachte, daß er sie dann, wenn auch nicht gerade mit Worten, so doch mit seinen Augen fragen und bitten würde: Dori, wann ist es so weit, wann glaubst du, mir meinen Wunsch erfüllen zu können? Und da sie die Antwort darauf wohl noch nicht wußte, vermied sie das Alleinsein mit ihm.

Das hatte er, so schmerzlich er es auch empfand, dennoch begreiflich gefunden. Nun aber schien es damit doch anders zu liegen, als er es bisher angenommen. Hing es vielleicht mit der neugeschlossenen Freundschaft zusammen, daß Dori sich so

unsichtbar machte? Das beschäftigte ihn nun so, daß er regungslos dalag und vor sich hin starrte, bis er sich nun plötzlich mit einem jähen Ruck aufrichtete und sich mit beiden Händen an den Kopf griff.

Mit einemmal war die Erkenntnis in ihm wach geworden, es war gar nicht Abscheu und Trauer, die in ihm wach wurden, wenn er hinter Doris Geheimnisse kam, sondern etwas ganz anderes. Das war die Eifersucht auf die jungen Mädchen, denen sie ihre Freundschaft schenkte, wie sie die ihrer früheren Partnerin geschenkt hatte.

Aber wenn er eifersüchtig war, und das zu sein, konnte er vor sich selbst nicht mehr leugnen, dann sehnten sich nicht nur seine Begierden nach der Dori, dann liebte er sie auch mit seinem Herzen.

Nun wurde ihm so vieles klar, was er bisher nicht verstanden. Warum ließ er sie nicht einfach ihres Weges gehen, wie er das doch auch bei anderen schon getan, mit denen er auf seinen Reisen und in seinen Engagements zusammentraf? Warum begehrte er gerade sie? Nur weil sie ein auffallend hübsches junges Mädchen war? Er hatte doch noch hübschere kennengelernt. Da war er einmal mit einer Tänzerin zusammen in einem Vertrag gewesen, die in einem raffinierten Trikot

einen Körper zeigte, der in der betreffenden Stadt nicht nur alle Herren, sondern auch alle Künstler beinahe in Raserei versetzte, die sie immer von neuem beschworen, ihnen einmal als Aktmodell zu stehen. Jeden Abend war das Haus ihretwegen bis auf den letzten Platz ausverkauft gewesen, man hatte sie mit Blumen und Geschenken aller Art überschüttet und hatte ihr die verlockendsten Angebote gemacht. Man erzählte es sich nicht nur, sondern es war Tatsache, daß der Sohn eines schwerreichen Fabrikanten ihr einen Blankowechsel mit seiner Unterschrift gesandt und sie gebeten hatte, selbst den Betrag hineinzuschreiben, den sie verlange — — —! Es gab keinen in der Stadt, der nicht den Wunsch gehabt hätte, sie zu gewinnen, und dessen Verlangen nicht um so stärker geworden wäre, je mehr er einsehen mußte, daß alle seine Bemühungen vergebens waren.

Auch er selbst war Feuer und Flamme für sie gewesen, alles an ihm hatte gezittert und gebebt, wenn er ihren sündhaft schönen Körper während ihrer Arbeit aus allernächster Nähe sah; auch er hatte alles versucht, was er nur konnte, um sie zu erobern, und auch in diesem Augenblick glaubte er ganz deutlich wieder ihr helles, übermütiges Lachen zu hören, mit dem sie ihm einen Korb nach dem anderem gab.

Und wem hatte ihre ganze Liebe gehört? Für wen arbeitete sie? Wen überhäufte sie mit Geschenken und mit Geld, um sie dauernd an sich zu fesseln? Auf wen war sie so eifersüchtig, daß sie ihr nicht einmal erlaubte, auch nur ein einziges Wort mit einem Herrn zu sprechen? Auf ein allerdings auch sehr hübsch gewachsenes junges Mädchen, dessen Gesicht aber mit der zu breiten Nase, mit den aufgeworfenen, übertrieben sinnlichen Lippen und den abstehenden Ohren auf die meisten geradezu abstoßend wirkte.

Damals hatte er mit anderen Frauen verkehrt. Warum tat er das nicht auch jetzt? Warum lag er des Abends, wenn er nach der Vorstellung in sein Hotel zurückgekehrt war, mit all seinen Gedanken und all seinen Wünschen nur bei Dori, noch stundenlang wach? Warum lebte er nun schon seit einem Monat und länger keuscher und reiner, oder wenigstens ebenso tugendhaft wie ein ganz braver Konfirmandenjüngling? Warum reizte ihn kein anderes weibliches Wesen? Warum tat er, als bemerke er es gar nicht, wenn ihm des Abends im Kabarett von den Damen Avancen gemacht wurden? Warum litt er lieber körperlich weiter unter seinen bis aufs äußerste angespannten Sinnen? Warum? Dafür fand er jetzt nur die einzige Erklärung: weil er Dori liebte.

Und jetzt begriff er auch erst, warum er sich vorhin unten im Speisesaal kaum hatte beherrschen können, als das Gespräch über die Dori geführt wurde.

Starr und regungslos saß er da und zermarterte sich sein Gehirn über die Frage: Was soll daraus werden? Ja, was sollte selbst für den Fall daraus werden, daß die Dori ihn erhörte? Dann würde er sie sicher noch viel mehr lieben, als er es heute schon tat, und wie ging die Sache dann weiter? Sollte er sich da nach ein paar kurzen Wochen vielleicht für immer von ihr trennen, voller Sehnsucht und Ungeduld darauf warten, daß der Zufall sie beide in einem neuen Engagement wieder einmal zusammenführe, und in der Zwischenzeit alle Qualen der Eifersucht leiden? Oder sollte er, wenn die Dori erst seine Freundin geworden, ihr den Vorschlag machen, kein Engagement anzunehmen, in dem nicht auch er sei? Sollten auch er und die Dori fortan zu jenen nicht wenigen Künstlerpaaren gehören, die nur einen Vertrag unterschrieben, der sie beide verpflichtete, denn das kam auch dann sehr oft vor, wenn die beiden nicht eine gemeinsame, sondern wenn jeder von ihnen seine eigene Nummer arbeitete, die mit der des anderen in keinerlei künstlerischem Zusammenhang stand. Ja, es kam sogar vor, daß auch

zwei Freundinnen nur gemeinsam ein Engagement annahmen. Das war in den Kreisen der Direktoren und Agenten ganz allgemein bekannt, und wer die eine von den beiden für sein Programm haben wollte, mußte die andere mit engagieren.

Aber sollte er fortan mit Dori zusammen von Stadt zu Stadt ziehen und mit ihr zusammen im Hotel wohnen? Das ging wohl schon deshalb nicht, weil die Leitung manches Hotels sicher daran Anstoß nehmen und das mit Rücksicht auf ihre anderen Gäste nicht dulden oder wenigstens nur sehr ungern sehen würden. Oder sollte er vielleicht doch eines Tages mit Dori zusammen ein Privatlogis beziehen und mit ihr eine gemeinsame Wirtschaft führen, deren Kosten er aber natürlich später allein bestreiten würde; denn wenn Dori erst seine Freundin war, wenn sie sich ihm selbst schenkte, dann konnte und durfte er doch von ihr nichts annehmen und keine Mahlzeit mit ihr teilen, zu deren Kosten auch sie etwas beigetragen hatte. Daß andere darüber anders dachten, daß die es als ganz selbstverständlich betrachteten, nicht nur gemeinsame Wirtschaft, sondern auch gemeinsame Kasse zu führen, wußte er, aber er selbst würde sich niemals entschließen können, eine derartige Ansicht zu teilen, geschweige denn nach der zu leben.

Und plötzlich befiel ihn der *Gedanke*: Was dann, wenn Dori erst deine Freundin geworden sein sollte und wenn du sie dann so lieb gewonnen hast, daß du dich überhaupt nicht mehr von ihr zu trennen vermagst, wenn du dich da erst so an sie gewöhntest, daß du nicht wieder von ihr loskommst, schon weil du das auch gar nicht willst. Wie leicht war es nicht, Beziehungen anzuknüpfen, aber wie schwer war es meistens, die wieder zu lösen, besonders wenn da nicht nur die Sinne, sondern auch das Herz und die wirkliche Liebe mitsprachen?

Und sollte es eines Tages vielleicht dahin kommen, daß er Dori heiratete? Auf das, was seine Verwandtschaft dazu sagen würde, piff er. Und seine alte Tante Thekla würde ihm deshalb ihre Liebe ganz bestimmt nicht entziehen, wenn er ihr schrieb und sagte: ich bin nicht nur glücklich, sondern ich habe auch die Überzeugung, daß ich es bleiben werde.

Aber würde er glücklich bleiben? War Dori eine Frau, die ihm auf die Dauer genügen konnte? Reichten dafür ihre Kenntnisse und ihre Interessen aus? Ganz bestimmt, es gab gerade in den Artistenkreisen sehr viele glückliche Ehen, aber er hatte oft genug Gelegenheit gehabt, auch das Gegenteil zu beobachten. Gar mancher war an seiner frühe-

ren Freundin hängengeblieben, hatte sie geheiratet, weil er entweder zu anständig, zu bequem oder zu feige war, sich rechtzeitig von ihr zu trennen, und führte nun mit ihr zusammen eine Ehe, in der die Worte und die Begriffe Treue und Liebe gänzlich unbekannt waren.

Und er selbst war doch gar kein berufsmäßiger Artist, und er wollte doch auch nicht immer bei dem Kabarett bleiben. Noch ein oder zwei Jahre, dann hoffte er, wenn sein Roman einschlug, von seinen schriftstellerischen Arbeiten leben zu können, denn einmal mußte doch auch die Zeit wiederkommen, in der das Publikum von neuem Interesse und auch wieder Geld für Bücher hatte.

Was sollte aus ihm und aus seiner Liebe zu Dori werden? Darauf fand er trotz allem Grübeln und Nachdenken keine Antwort.

Warum hatte ihm Dori, als sie letztthin keinen Vertrag hatte, nur so leid getan, daß er nicht eher ruhte, als bis es ihm gelungen war, sie hier unterzubringen? Auch darauf fand er jetzt die Antwort: Weil er sie liebte.

Aber sosehr er sie auch liebte und sosehr er sie auch begehrte, er wünschte sich trotzdem jetzt plötzlich, daß die Dori ihre ihm gemachte halbe Zusage, ihm vielleicht eines Tages angehören zu wollen, nicht erfüllen würde und nicht erfüllen

könne, damit er dadurch die Kraft fände, sich wirklich ganz von ihr frei zu machen.

Aber er wußte doch nicht, ob ihm das gelingen, ja ob dann nicht vielleicht die Eifersucht stärker als je in ihm auflodern und seine Liebe erst recht entflammen würde.

*

Um acht Uhr begann im Kabarett das Konzert der nur kleinen aber sehr guten Hauskapelle. Um halb neun Uhr nahmen die künstlerischen Darbietungen ihren Anfang, aber der Saal füllte sich meistens erst später, so daß Baron Altenborn seine einleitenden *Conférence*, wie überall, so auch hier, fast immer vor halbleeren Stühlen gehalten hatte. Da war es für ihn natürlich nicht leicht, in die richtige Stimmung zu kommen und diese auch noch auf die wenigen Anwesenden zu übertragen. Aber, ob voll oder leer, er tat seine Pflicht, wie die ja jeder tun mußte. In der Hinsicht hatte ihm einmal ein ganz großer weltbekannter Künstler eine heilsame Lehre gegeben. Der hatte in einem Kabarett, in dem er selbst *conféierte*, ein kurzes Gastspiel absolviert, für das er eine enorme Gage bezog. An einem Abend, an dem allerdings ein solches fürchterliches Unwetter war, daß niemand, der es nicht unbedingt mußte, auf die Straße ging,

waren trotz des berühmten Gastes im Kabarett ganze zwei Leute gewesen. Vor diesen beiden hatte sich das Programm abgespielt, genau wie vor einem vollen Hause. Aber als dann der berühmte Gast auftreten sollte, hatte er ihn gefragt: „Werden Sie denn wirklich vor den zwei Leuten arbeiten?“ Da hatte der andere ihn ganz überrascht angesehen und ihm zur Antwort gegeben: „Ich bekomme meine volle Gage, einerlei wie der Besuch ist, und die zwei Menschen, die vielleicht zum Teil auch meinetwegen gekommen sind, dürfen nicht enttäuscht werden, die können doch nichts dafür, daß sie heute die einzigen sind. Bitte, sagen Sie mich an.“ Das hatte er getan, gleich darauf hatte der Gast die Bühne betreten und genau wie sonst eine halbe Stunde gearbeitet, ja sogar noch eine Zugabe gewährt.

Das nennt man Pflichtbewußtsein, hatte er sich damals gesagt, Pflichtbewußtsein, aber auch Selbstüberwindung, denn leicht mußte es dem Gast an dem Abend ganz bestimmt nicht geworden sein, seine Sachen vorzutragen. Er selbst aber hatte daraus gelernt, sich bei seiner Einleitungsconférence nicht dadurch beeinflussen zu lassen, ob der Saal schlecht oder gut besetzt war. Daß er aber trotzdem lieber vor vielen Zuhörern als vor leeren Stühlen conférierte, war natürlich selbstverständlich.

So freute es ihn, am Abend auf dem Wege zum Kabarett einem der Pagen zu begegnen, der ihm im Vorübereilen zurief: „Ich muß noch rasch eine Besorgung machen, Herr Baron, aber heute wird es bei uns voll. Die meisten Tische sind schon bestellt, und viele sind jetzt sogar schon besetzt.“

Aber die freudige Stimmung, in die ihn diese Mitteilung versetzt hatte, erlitt eine starke Einbuße, als er, nachdem er das Kabarett erreicht und dort gleich seine Garderobe aufsuchen wollte, um sich umzuziehen, mit seinem Direktor zusammenstieß, der mit allen Anzeichen der höchsten Erregung auf dem Korridor auf und ab rannte und anscheinend auf ihn gewartet haben mußte, denn kaum hatte er ihn bemerkt, als er auch schon auf ihn zueilte und ihm zurief: „Gott sei Dank, daß Sie da sind, was machen wir denn nur?“

Im ersten Augenblick hatte der Baron wirklich keine Ahnung, worauf sich diese Äußerung beziehen könne, bis ihm nun plötzlich der Komiker Mertens wieder einfiel. Sollte der sich weiter betrunken und nun abgesagt haben? Aber nein, besann er sich gleich darauf, der hatte wenigstens noch zwei Stunden Zeit, bis seine Nummer dran kam, da konnte er, selbst wenn er jetzt noch betrunken sein sollte, bis dahin noch dreimal wieder nüchtern sein. Und unwillkürlich fiel ihm eine kleine lustige Episode

ein, die er einmal irgendwo erlebt hatte. Da war ein Stimmungssänger von einem feuchtfröhlichen Frühstück, das sich in lustigster Gesellschaft bis zum Abend ausgedehnt hatte, so angezechet in das Kabarett gekommen, daß vorläufig bei dem an ein Auftreten gar nicht gedacht werden konnte. Er selbst hatte dem Publikum erzählt, der Sänger sei von einem plötzlichen Unwohlsein befallen worden, hoffe aber, sich bald wieder zu erholen und nachher doch noch singen zu können, bis dahin mache sich allerdings in der Reihenfolge des Programms eine Änderung nötig. Die war denn auch eingetreten, und unterdessen hatte der von dem „plötzlichen Unwohlsein“ befallene Sänger in seiner Garderobe gesessen und hatte sich an heißem schwarzen, ganz starken Kaffee, der ihm aus der Küche kannenweise geschickt wurde, nach und nach wieder derartig nüchtern getrunken, daß ihm, als er schließlich die Bühne betrat, keiner der Gäste auch nur das geringste von seiner überstandenen Trunkenheit anmerkte. Und in der Erinnerung an dieses kleine Erlebnis hätte er seinem Direktor nun um ein Haar zugerufen: Lassen Sie für den Mertens literweise starken Kaffee kochen, der wird auch ihn sicher wieder auf die Beine bringen. Aber im letzten Augenblick gelang es ihm glücklicherweise noch, die Worte zurückzuhalten, mit denen

er dem anderen, anstatt ihm zu helfen, vielleicht nur geschadet hätte, denn er wußte ja noch gar nicht, um was es sich handelte.

Gleich darauf erfuhr er aber das Nähere. Frau Mertens war in Tränen aufgelöst auf dem Bureau gewesen und hatte erzählt, ihr Mann sei, als er nach Hause gekommen, der Länge nach auf der Treppe hingefallen, habe sich ein Loch in den Kopf geschlagen und sei durch den starken Blutverlust ohnmächtig und in das Krankenhaus geschafft worden, wo sich sofort eine allerdings nur leichte Operation nötig gemacht hatte. Wann er wieder auftreten könne, sei heute noch ganz ungewiß, zumal er sich bei dem Sturz auch noch eine schwere Verletzung des rechten Armes zugezogen hatte.

„Das tut mir für den Mertens aber aufrichtig leid,“ versuchte er den Direktor zu beruhigen, während er sich absichtlich so stellte, als glaube er, daß lediglich ein Unglücksfall vorläge, an dem der Komiker selbst keinerlei Schuld trüge.

Der Direktor sah ihn einen Augenblick prüfend an, als wolle er feststellen, ob es ihm mit seinen Worten wirklich ernst gewesen sei, dann aber brauste er auf: „Was, Baron, der Kerl tut Ihnen auch noch leid? Mir nicht, denn natürlich ist er mal wieder besoffen gewesen. Seine Frau hat das selbstverständlich mir gegenüber geleugnet; na,

das ist ja auch ihr gutes Recht, aber ich kenne den Bruder doch, auch wenn er noch nicht bei mir war. So etwas spricht sich in Direktorenkreisen herum, wenn einer säuft und schon deshalb nicht zuverlässig ist. Ich habe ihn auch nicht engagieren wollen, aber wenn er nüchtern ist, kann er ja schließlich was, und dann gefällt er auch dem Publikum. Außerdem habe ich ihn billig bekommen, weil er sonst stillgelegen hätte. In unserem Briefwechsel und durch den Agenten habe ich ihn aber darauf aufmerksam machen lassen, daß er das Saufen bei mir sein lassen müsse, sonst flöge er sofort hinaus. Am liebsten löste ich nun auch gleich heute abend den Vertrag, aber es ist für ihn ein Glück, daß er nun im Krankenhause liegt. Die vertraglichen vier Krankentage über will ich der Frau zuliebe ein Auge zudrücken, obgleich ich meinen Kopf darauf verwette, daß er in der Betrunkenheit hingefallen ist, aber wenn er am fünften Tage nicht wieder arbeiten kann, mache ich von meinem Kündigungsrecht Gebrauch."

„Vielleicht kann er schon eher wieder arbeiten, als die Ärzte und als Sie, Herr Direktor, es glauben," versuchte der Baron den Aufgeregten zu beruhigen.

Der Direktor knurrte allerlei vor sich hin, bis er nun weiter schalt: „Und ausgerechnet heute

muß sich der Kerl besaufen und hinfallen, ausgerechnet heute, wo wir allem Anschein nach nicht nur ein ganz ausverkauftes Haus bekommen, sondern auch das denkbar beste Publikum. Ich habe mir vorhin von dem Geschäftsführer die Namen der Gäste vorlegen lassen, die Tische bestellen, es ist wirklich die allererste Gesellschaft der Stadt: ausgerechnet da muß eine Nummer ausfallen und noch dazu der Komiker. Schweinerei verfluchte."

„Es wird auch ohnedem gehen, Herr Direktor,“ versuchte er von neuem den nun erst recht Aufgeregten zu beruhigen.

„Natürlich wird es auch ohne den Komiker gehen, schon weil es ganz einfach ohne ihn gehen muß,“ stimmte der Direktor ihm bei, um dann fortzufahren: „Läge wirklich nur ein Unglücksfall vor, würde auch ich den Mertens bedauern und nicht auf ihn schelten. Ja noch mehr, ich würde es für ganz selbstverständlich halten, daß ich für ihn die Kosten im Krankenhaus, die Ärzte und alles andere bezahlte, denn für meine Künstler, die unverschuldet in Not geraten, habe ich immer eine offene Hand, obgleich die bei den heutigen Steuern und Abgaben auch manchmal verflucht leer ist. Aber wenn sich einer besäuft —“

Der Baron hätte viel darum gegeben, wenn er im Interesse des Kollegen seinem Direktor aus

ehrlichster Überzeugung hätte widersprechen und ihm hätte beweisen können, daß hier tatsächlich nur ein unverschuldeter Unglücksfall vorläge. Das konnte er ja aber leider nicht, so versuchte er denn nun, das Gespräch abubrechen, schon damit der andere sich nicht immer mehr in Wut hineinrede und damit der seine Drohung nicht wahr mache, den Komiker zu entlassen, falls der nach Ablauf der vertraglichen vier Tage noch nicht wieder arbeiten könne. Deshalb meinte er jetzt: „Für den Augenblick läßt sich ja leider nichts machen, Herr Direktor, und außerdem wird es für mich Zeit, in die Garderobe zu gehen.“

Und da fiel es dem Direktor erst wieder ein, weshalb er ihn erwartet hatte, so rief er ihm zu: „Einen Augenblick noch, Herr Baron, denn die Hauptsache habe ich natürlich vergessen. Der Komiker hat bisher stets eine geschlagene halbe Stunde gearbeitet, die fehlt nun in dem Programm. Mit der Musik allein können wir die Zeit nicht ausfüllen. Bitte sprechen Sie doch mal mit den anderen Herrschaften, die müssen alle, soweit sie es können, fünf Minuten länger arbeiten. Sie, lieber Baron, können es ja jedenfalls; bei den anderen hapert es heute vielleicht daran, daß sie die weiteren Vorträge noch nicht mit der Musik probierten, deshalb muß auch morgen vormittag um elf Uhr

Probe stattfinden. Unbedingt müssen wir aber auch heute die Vorstellung in die Länge ziehen. Mit der Dorietta, die mir zufällig in den Weg lief, habe ich schon gesprochen, die hat sich gleich bereit erklärt, zweimal zu arbeiten, einmal vor, einmal nach der Pause, und die behauptet, es würde auch ohne Probe gehen. Das hat mir an dem Mädels gefallen; überhaupt, Baron, ich freue mich, daß Sie mir zugeredet haben, sie zu engagieren. Sie gefällt dem Publikum sehr, und mir wäre es lieb, wenn sie noch einen Monat bleiben könnte. Ich habe es vorhin in der Aufregung vergessen, vielleicht sagen Sie ihr, sie solle morgen früh vor der Probe einmal zu mir in das Bureau kommen. Falls sie schon einen anderen Vertrag haben sollte, läßt es sich hoffentlich so drehen, daß sie den auf den übernächsten Monat verschiebt, besonders wenn ich ihr dabei helfe. Und dann sprechen Sie bitte gleich auch mit den anderen Herrschaften, daß die länger arbeiten. Wenn die das tun und wenn die Dorietta zweimal arbeitet, kann die Reihenfolge des Programms, auch wenn der Komiker ausfällt, wohl so bleiben wie bisher, oder was meinen Sie?"

Ein paar Minuten standen sie noch im Gespräch zusammen und besprachen die Reihenfolge der Darbietungen, in denen sich doch eine kleine Änderung als notwendig erwies, um die unbedingt

erforderliche Abwechslung zu bringen, dann konnte er endlich von dannen eilen, um die Kollegen und Kolleginnen zu einer kurzen Besprechung zusammenzurufen. Aber das war nicht so ganz einfach, denn die Garderoben, die in bezug auf ihre Größe und Ausstattung mit denen der meisten Theater eine nur sehr entfernte Ähnlichkeit hatten, lagen sehr zerstreut. Die seine, die man ihm in liebenswürdiger Weise eingeräumt hatte, befand sich in einem kleinen Kabinett neben dem Direktionsbureau. Andere lagen im Souterrain, wieder andere hinter der Bühne, die letzten drei Treppen hoch. So dauerte es eine ganze Weile, bis er alle beisammen hatte, und als sie dann vor ihm standen, waren die meisten in seltsamer Aufmachung, halb frisiert und halb geschminkt. Einige waren halb im Kostüm, einige Kolleginnen im Unterrock mit übergezogener Frisierjacke, der eine mit, der andere ohne Perücke, der eine in Pantoffeln, die andere barfuß, so daß das Publikum bei dem seltsamen und stellenweise komischen Anblick sicher in Lachen ausgebrochen wäre. Aber für die Betreffenden selbst war dieses Durcheinander etwas ganz Selbstverständliches, keiner und keine genierte sich vor dem anderen, weil er halb angezogen oder halb ausgezogen war. Keiner fand darin etwas irgendwie Unpassendes, nicht aus Mangel an Scham-

haftigkeit, sondern weil sie Kollegen waren, und weil jeder von dem anderen wußte, daß sie sich für ihre Nummer umkleiden und schminken mußten.

In kurzen Worten setzte der Baron ihnen allen auseinander, um was es sich handelte, und ein allgemeines zustimmendes „m. w., machen wir“, war die Antwort. Galt es doch, für einen erkrankten Kollegen einzutreten.

„Also los, Herrschaften,“ bat der Baron, „weiter umziehen.“

Alle liefen davon, aber im letzten Augenblick rief er Dori zurück, die beinahe splitternackt, nur mit einem großen Bademantel, den sie sich im letzten Augenblick übergeworfen hatte, bekleidet war, und die nun unwillkürlich erschrocken fragte: „Ich habe doch schon mit dem Direktor gesprochen, verlangt er nun vielleicht von mir, daß ich sogar dreimal arbeite? Das kann ich nicht.“

„Nein, Dori, das sollst du auch nicht,“ klärte er sie auf, „der Direktor ist dir schon dankbar genug, daß du zweimal arbeiten willst, und nicht nur das, er möchte dich gern für den nächsten Monat prolongieren. Du sollst morgen vormittag vor der Probe zu ihm auf das Bureau kommen, er hofft, daß du deinen nächsten Vertrag verlegen kannst. Ich habe es ganz wieder vergessen, wohin gehst du von hier aus?“

„Nach München,“ gab sie zur Antwort, und nach kurzem Besinnen setzte sie hinzu: „Verlegen könnte ich den Vertrag unter Umständen schon, ich denke wenigstens, daß sich das machen ließe, aber trotzdem, ob ich es tue —“

Sie sprach den Satz nicht zu Ende, sondern blickte nachdenklich vor sich hin, und da sah er, wie ihre Nasenflügel zuckten und bebten und wie sie ein paarmal ganz tief Atem holte. Das kannte er bei ihr, und er wußte, was das bei ihr zu bedeuten hatte. Er selbst hatte das einmal ihren inneren Kampf mit ihren guten und bösen Geistern genannt, und sie hatte dem nicht widersprochen.

Da wollte sich ihm die Frage aufdrängen: Denkst du vielleicht an die Rothaarige, mit der du letzthin so auffallend kokettiert haben sollst, obgleich ich selbst nichts davon bemerkte, und weißt du nur deshalb noch nicht, ob du bleiben willst? Aber er unterdrückte die Frage, denn es war doch auch möglich, daß sie bei ihrem Zögern lediglich an ihn dachte, und daß sie sich im stillen sagte: Wenn du die Wünsche des Barons erfüllen kannst, dann verlängerst du den Vertrag — wenn nicht, dann ist es schon für ihn besser, wenn du gehst.

Und wie recht er mit dieser seiner Vermutung hatte, bewies sie ihm jetzt, denn seine Hand ergreifend, klagte sie: „Ich weiß es doch noch nicht,

lieber Baron, wie es mit uns beiden werden soll. Ich weiß es immer noch nicht, und ich denke doch Tag und Nachts nichts anderes. Seien Sie mir nicht böse, aber noch, noch kann ich es nicht."

Da merkte er von neuem, wie lieb er sie auch mit seinem Herzen hatte, und ihre Hand streichelns, bat er: „Sei nicht traurig, Dori, es wird schon alles gut werden. Die Hauptsache ist, daß du beständig an das denkst, was du mir sagtest. Das mußt du nun erst mit dir auskämpfen, das geht nicht von heute auf morgen, das sehe ich selbst ein, aber ich bin fest davon überzeugt, daß dein besseres Ich in dir in diesem Kampf Sieger bleiben wird."

Mit dankerfüllten Augen sah sie zu ihm auf: „Glauben Sie wirklich, Baron? Ach, ich wäre ja selbst so froh, denn ich habe Sie doch lieb, Baron, wirklich lieb."

„Das weiß ich ja, Dori," sprach er ihr gütig wie einem kranken Kinde zu, „und deshalb sage ich dir noch einmal, dein besseres Ich wird schon siegen. Nun aber mach, daß du fortkommst, ich muß mich umziehen."

Das war wie immer schnell getan, so daß er, als er fix und fertig war, noch Zeit hatte, eine Zigarette zu rauchen, ehe das Gong ihn auf die Bühne rief. Und bei seiner Zigarette dachte er nun

wieder an Dori. Als der Direktor ihm vorhin davon sprach, er hätte den Wunsch, sie noch einen Monat hierzubehalten, war ihm im ersten Augenblick ein leiser Schrecken in die Glieder gefahren, denn er war, als er heute mittag in seinem Hotelzimmer vor sich hin grübelte, zu der beinahe freudigen Erkenntnis gekommen, daß das gemeinsame Engagement ja nun nicht mehr allzu lange dauere. Und hatte die Trennung erst geschlagen, war er erst wieder allein, sah er Dori nicht mehr täglich, dann, aber auch erst dann, würde er sich in Ruhe über seine Gefühle für sie klar werden können, dann erst würde er wissen, ob es wirkliche Liebe war, die er für sie empfand.

Nun war die Trennung, von der er sich Klarheit über alles das, was ihn beschäftigte, erhoffte, auf einen späteren Termin verschoben worden, oder sie würde es werden, wenn Dori sich entschloß, auf das Anerbieten der Direktion einzugehen, und wenn sie, was für sie bei ihrem Entschluß das Ausschlaggebende zu sein schien, die Selbstüberwindung fand, ihre ihm halb und halb gemachte Zusage zu erfüllen. Aber so sehr er sich das auch wünschte, so sehr er sie auch begehrte, schon weil er sie liebte, er wußte doch nicht, ob er sich über die Aussicht, vielleicht noch einen weiteren Monat mit ihr zusammen zu bleiben, freuen sollte, und

ob es nicht für ihn besser sein würde, wenn sie auf den Vorschlag des Direktors nicht einging. Jedenfalls nahm er sich vor, sie in keiner Weise zu beeinflussen und ihr nicht zuzureden, länger zu bleiben, sondern das ganz ihrem eigenen Empfinden zu überlassen, das auch dann, wenn sie ihn um Rat fragen sollte.

Von der Bühne ertönte das Zeichen zum Beginn der Vorstellung, und gleich darauf trat er vor das Publikum. Er bemerkte es auf den ersten Blick, der Page hatte mit dem, was er ihm unterwegs zurief, recht. Das Haus war sehr gut besetzt, aber trotzdem sah er, ohne daß er sich das zu erklären vermochte, nicht auf die vielen bereits besetzten Tische, sondern in erster Linie auf die drei großen leeren, die, unmittelbar vor der Bühne aneinandergerückt, für eine größere Gesellschaft reserviert sein mußten, so daß ihm nun der Gedanke kam: da werden sicher nachher die Herren Platz nehmen, die heute mittag zum Frühschoppen in dem Hotel waren. Aber nein, fiel es ihm gleich darauf ein, die hatten sich ja oben die große Loge reservieren lassen, und als er nun dorthin blickte, sah er sie da auch bereits sitzen. Einige erhoben gegen ihn zur Begrüßung ihr Glas, ohne daß er natürlich von der Bühne herab darauf hätte irgendwie reagieren können.

Er konnte sich nicht helfen, diese leeren Tische, die so ostentativ unmittelbar an die Bühne herangerückt waren, wirkten störend auf ihn. Ja, noch mehr, die ärgerten und verstimmten ihn. Gerade weil die Gäste, die sich angesagt, ganz vorn sitzen wollten, wäre es nach seiner Überzeugung ihre gesellschaftliche Pflicht gewesen, pünktlich zu erscheinen, um nicht dadurch, daß sie vielleicht mitten während eines Vortrages oder einer anderen Darbietung kamen, die Vorstellung zu stören. Dieses zu späte Kommen war und blieb eine Rücksichtslosigkeit gegen die Künstler, die er jeden Abend aufs neue empfand, denn mit dem späten Kommen und Platz nehmen allein war es ja auch nicht getan. Dann kam das Studium der Weinkarte und eine oft sehr lange und zuweilen auch ziemlich laut geführte Unterhaltung mit dem Kellner, der gefragt wurde, welchen Wein er am meisten empfehlen könne. Im Anschluß daran wurden die Getränke und Speisen serviert, der Wein wurde, soweit es sich um Champagner handelte, erst am Tisch selbst entkorkt, die Gläser wurden vollgeschänkt, und während der ganzen Zeit arbeitete der Künstler auf der Bühne weiter, ohne sich über diese Störung irgendwie beklagen zu dürfen, denn das wußten sie ja alle, ohne daß die Gäste etwas verzehrten, konnte kein Direktor die

Gagen bezahlen, und im Vergleich zu früheren Zeiten war der Konsum ohnehin erschreckend zurückgegangen. Oft saß ein ganzer Tisch den ganzen Abend über bei einer einzigen Flasche des billigsten Mosels, und auf den billigeren Saalplätzen wurde sogar Bier serviert.

Sicherlich war die jetzige Zeit für die Direktoren alles andere als leicht, aber für die Artisten, die es mit ihren Darbietungen ernst nahmen, und das taten fast alle, war es bei der im Saale zuweilen herrschenden Unruhe, die durch die Nachzügler entstand, auch nicht leicht, ihre Haltung zu bewahren und nach außen hin die lächelnde Miene zu bewahren, wenn die Pointen ihrer Vorträge verpufften, oder wenn ein ganz besonders schwieriger Trick gar nicht beobachtet wurde, weil die Aufmerksamkeit des Publikums anstatt auf die Bühne auf die neu ankommenden Gäste gerichtet war. Und wie oft hatte er es nicht schon erlebt, daß einer der Kollegen ganz blaß vor innerer Empörung die Bühne verließ, oder daß eine Kollegin, kaum daß sie abgegangen war, hinter den Kulissen in Tränen ausbrach. Solange sie da oben standen, mußten sie sich beherrschen und gute Miene zum bösen Spiel machen, so gut sie es nur konnten, da trösteten sie sich auch mit dem Wort eines großen Humoristen: Auch das geht vorüber, und zum Über-

fluß wird es auch noch bezahlt. Aber hinterher klappten die Nerven manchmal zusammen.

Der Baron hatte seine *Conférence*, die bei dem heute besonders dankbaren Publikum den stärksten Anklang gefunden hatte, beendet. Die Stimmung war da, der Kontakt zwischen der Bühne und den Gästen war hergestellt. Das bewies der liebenswürdige Empfang, der nun gleich der ersten Nummer, der hübschen jungen Liedersängerin, bereitet wurde.

Das Programm spielte sich der Reihenfolge nach ab, zwischen jeder Darbietung erschien, jedesmal mit neuem Händeklatschen begrüßt, der Baron auf der Bühne, um in seiner amüsanten, lustigen Art als *Conférencier* zu wirken. Aber sooft er auch heraustrat, sein erster Blick galt jedesmal den immer noch unbesetzten Tischen gerade vor der Bühne. Immer wieder ärgerte er sich, daß die Gäste noch nicht da waren, und immer wieder sagte er sich: wenn sie schon die Absicht hatten, so spät zu kommen, hätten sie sich ihre Plätze woanders, aber nicht hier reservieren lassen sollen.

Das machte ihn immer nervöser, so daß er, als er jetzt Dori angesagt hatte, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit nicht ihrem Tanz zusah, sondern in seine Garderobe ging, um dort eine Zigarre

zu rauchen. Er wußte ja auf die Minute, wie lange Dori arbeitete.

Aber als er dann wieder auf die Bühne trat und als erstes wieder einen Blick nach den bestellten Tischen hin warf, da waren die besetzt, und da machte er, weil er darauf wirklich nicht vorbereitet gewesen war, nicht nur ein mehr als verdutztes und erstauntes Gesicht, sondern ohne daß er es selbst wußte, und erst recht ohne daß er es wollte, entrang sich ihm, während sein Blick immer noch mit einem Ausdruck, als könne er das Wunder nicht fassen, auf der aus etwa zwanzig Personen bestehenden Gesellschaft ruhte, ein ganz fassungsloses „Nanu“!

Der ganze Saal erriet und verstand sofort, worauf sich dieser sein Ausruf bezog, und man lohnte ihm den nicht nur mit lautem Gelächter, sondern auch mit lautem Bravo, das ihm bewies, daß auch die anderen Gäste seine Ansicht über das so späte Kommen der neuen Gesellschaft teilten, und daß die mit ihm darüber verwundert waren, daß die sich überhaupt noch eingestellt hatten.

Hoffentlich nehmen die Nachzügler mir mein „Nanu“ und den anderen das „Bravo“ nicht übel, dachte er erschrocken, und auf Grund mancher Erfahrung, die er in der Hinsicht gemacht, hätte er sich nicht weiter darüber gewundert.

Aber glücklicherweise dachten die neuen Gäste, die zum Teil auch aus Damen bestanden, nicht daran, irgend etwas übel zu nehmen. Im Gegenteil, die waren in lustigster Stimmung, und so riefen einige von ihnen ihm jetzt lachend zu: „Nicht wahr, Herr Baron, darauf waren Sie nicht vorbereitet, daß wir doch noch kommen würden?“

„Teils — teils, meine Herrschaften,“ gab er zur Antwort. „Im übrigen hat ja schon Schiller die Erklärung für Sie abgegeben: ‚Der weite Weg entschuldigt unser Säumen‘ — vorausgesetzt, daß Sie einen weiten Weg hatten.“

„Und ob wir den hatten, Herr Baron, und außerdem noch eine Autopanne.“

„Nur eine Panne bei soviel Autoinsassen?“ gab er schlagfertig zurück. „Das muß ja entweder eine Riesenpanne oder ein Riesenauto gewesen sein.“

Einen Augenblick ging das harmlos neckende Wortgeplänkel noch hin und her, dann lief das Programm weiter, bis er selbst mit seinen Vorträgen an die Reihe kam. Und als er nun da oben stehend seine Sachen vortrug, ärgerte er sich wie eigentlich jeden Abend über die Rücksichtslosigkeit, mit der man ihm den Zigarren- und namentlich den Zigarettenrauch auf die Bühne blies. So sah er denn unwillkürlich schärfer, als es sich wohl gehört hätte, in der Hoffnung, daß es vielleicht etwas

helfen möge, nach den zuletzt besetzt gewordenen Tischen hin, von dem die Zigarettdampfwolken besonders stark kamen, und als er das tat, erkannte er dort, in der Hauptsache allerdings an der leidenschaftlichen Art ihres Rauchens, die junge Dame aus dem Speisewagen wieder. Und nun, da er sie wirklich erkannte, wußte er auch bestimmt, daß sie es gewesen sei, der er heute morgen auf der Straße begegnete, ohne sie zu grüßen. Auch ihr Vater befand sich in der Gesellschaft, die ihm, ebenso wie alle anderen im Saal, sehr aufmerksam zuhörten und ihm bei seinen Ausführungen oft ein Lachen oder ein lautes Bravo zollten, wenn er einen seiner Sätze mit einer ganz überraschenden paradoxen Behauptung schloß. Aber die junge Dame selbst schien sich mehr für ihr neben ihr liegendes Zigarettenetui als für seine Vorträge zu interessieren, wenigstens glaubte er das daraus schließen zu können, daß sie nur selten einen Blick zu ihm auf die Bühne warf. Wollte sie ihm dadurch zu verstehen geben, daß sie es als eine Art von Beleidigung empfunden hatte, daß er heute an ihr vorübergegangen war, ohne sie zu grüßen?

Und während er nun weiter sprach, beschäftigte ihn im stillen wieder die Frage: Hättest du, selbst wenn du sie gleich wiedererkannt, sie grüßen müssen, oder hättest du sie nur grüßen dürfen?

Und dem, was ihn da beschäftigte, verlieh er dadurch Ausdruck, daß er plötzlich sagte: „Meine Herrschaften, ich möchte nun mit Ihnen über ein Thema plaudern, das mir eben einfällt, und das hoffentlich auch Sie etwas interessieren wird, es betrifft das alte Thema über den Gruß zwischen einem Herrn und einer Dame auf der Straße. Wie grüßen sie sich, wenn sie sich nur von Ansehen kennen? Wie, wenn sie einander vorgestellt wurden? Wie, wenn sie sich lieben? Wie, wenn sie sich geliebt und heimlich zärtliche Küsse miteinander austauschten? Wie, wenn sie sich heimlich lieben, sich am liebsten auf offener Straße um den Hals fielen und doch so tun müssen, als wenn sie sich noch nie in ihrem Leben sahen?“

Über alle diese und viele ähnliche Frage improvisierte er nun in frischer, lustiger, oft stark satirischer Weise darauf los, und gerade, daß alle deutlich fühlten, daß er nur sagte, was der Augenblick ihm gerade eingab, und daß es sich tatsächlich um eine Improvisation handelte, gab seinem Vortrag einen besonderen Reiz. Er merkte ganz deutlich, wie seine Worte einschlugen, wie gespannt alle ihm zuhörten, und mit Freuden stellte er fest, daß selbst die junge Dame, für die er ja in erster Linie sprach, weil er um seiner selbst willen in ihren Augen nicht länger als ein nicht sehr wohlzogener

Herr dastehen wollte, ihre Aufmerksamkeit jetzt ihm, anstatt ihrem Zigarettenetui zuwandte, und mit besonderer Freude hörte er sie ein paarmal lachen. Und dieses, ihr Lachen, gefiel ihm an ihr, das klang so herzlich und natürlich, daß ihm dabei ein Wort einfiel, das er einmal gelesen hatte: An dem Lachen eines Menschen erkennt man seinen Charakter. Und da fiel ihm auch der Refrain einer kleinen Parodie auf ein Gedicht von Heinrich Heine ein, in der es sich um einen kleinen Chauffeur handelt: Er träumt von einer Chauffeuse, die jüngst so klar und hell gelacht hat in Monte Carlo, im Rivierahotel. Ja, von dem Lachen eines Menschen konnte man wirklich zuweilen träumen, und das klang oft weiter in einem nach als die Worte, die man mit ihm gewechselt. Und sie, die ihm persönlich noch Unbekannte, lachte wirklich reizend, und wenn sie lachte, war sie auch direkt hübsch, schon weil sie dann wieder ihre blendend weißen Zähne zeigte, an denen ihr vieles Rauchen unbegreiflicherweise völlig spurlos vorüberzugehen schien.

Soll, darf, kann oder muß man grüßen? In immer neuen Variationen stellte und beantwortete er diese Fragen an immer neuen Beispielen des alltäglichen Lebens, bis er endlich schloß und bis donnernder Beifall zu ihm heraufklang. Sein erster Blick, als er sich nun dankend verneigte,

galt der jungen Dame, die, wenn auch nur indirekt, die Veranlassung seiner Improvisation gewesen war, und nicht nur, daß auch sie laut klatschte, sie nickte ihm sogar lachend zu, als wären sie plötzlich alte gute Bekannte geworden, als wolle sie ihm zu verstehen geben, er habe seine Sache sehr gut gemacht, und wenn sie sich heute morgen auch ein klein wenig über ihn geärgert oder gewundert, so sei das jetzt vergessen.

„Oben bleiben — weiter sprechen — Zugabe!“ rief man ihm von allen Seiten zu, als er jetzt abgehen wollte, und er stand einen Augenblick unschlüssig da und überlegte, ob er diese Wünsche mit Rücksicht auf die vorgeschriebene Zeit erfüllen könne, denn auch ohne daß er auf die Uhr gesehen, wußte er, daß er eine endlose Zeit gesprochen habe, noch länger, als er es sich ohnehin, weil der Komiker ausfiel, vorgenommen hatte.

Da erklang seitwärts in den Kulissen ein halblautes „Experiment — Experiment!“ Und als er nun einen raschen Blick dorthin warf, stand da bereits der humoristische Universalkünstler in seiner grotesken Maske fix und fertig zum Auftreten und neben ihm der Page, der anscheinend auch schon voller Ungeduld darauf wartet, die Bühne für diese Nummer aufbauen zu können. Und der andere hielt ihm, wenn auch aus der Entfernung, seine

große Taschenuhr entgegen, die er im Laufe seiner Experimente jeden Abend wenigstens zehnmal auf die Bühne warf, daß sie in Scherben ging, die er aber trotzdem ebensooft wieder ganz heil in die Tasche steckte. Da begriff er, es wurde für ihn die höchste Zeit, zu verschwinden.

So ließ er sich denn auch keine weitere Zugabe abringen, zumal er ohnehin in wenigen Minuten wieder vor das Publikum hintreten mußte, um mit einer kurzen Conférence auf den Universal-künstler hinzuweisen, und als es damit so weit war, sprach er auch da heute anders als sonst. Im leichten Plauderton stellte und beantwortete er die Frage: Was ist ein Universalkünstler? Und er erzählte den aufmerksamen und sehr interessierten Zuhörenden, wie der Künstler, der jetzt seine Experimente zeigen würde, ein Artist aus der alten Schule und aus der guten alten Zeit sei, der nur eins kenne, seinen Beruf, der nur für den lebe und unermüdlich daran arbeite, immer neues zu bringen, und wie es wohl kaum etwas gäbe, das der nicht schon gearbeitet habe. Sogar mit dressierten Elefanten sei er, der schon dreimal um die ganze Welt herumgekommen wäre, und der alle Sprachen der Welt beherrsche, in seiner Jugend unterwegs gewesen. Und er erzählte weiter, wie der da einen Trick ausgeführt, den ihm noch kein anderer nachgemacht

habe. Da hatte er der Länge nach in der Manege auf dem Boden gelegen, auf seiner Stirn eine gewöhnliche Taschenuhr mit dem Glasdeckel, auf diesem Glas ein dünnes, seidenes Tuch. Dann hatte der größte der Elefanten seinen rechten Vorderfuß auf die Uhr gesetzt, so leise, daß das Glas unverehrt geblieben sei, und doch so fest, daß keine Möglichkeit bestanden hätte, das seidene Tuch zwischen dem Fuß des Kolosses und der Uhr herauszuziehen. Und er erzählte weiter, wie der Artist ihn persönlich letzthin durch eine Probe seiner geradezu unheimlichen körperlichen Kräfte überrascht und wie er bei dem Arm- und Beinmuskeln festgestellt habe, die jedem Berufsathleten zur Ehre gereicht hätten. Zuerst sei er ganz sprachlos gewesen, dann habe er gefragt: „Aber Menschenskind, woher haben Sie denn nur diese Kräfte?“ Und da sei, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt, die Antwort erfolgt: „Als ich meine Elefantenummer aufgab, habe ich doch länger als drei Jahre in den größten deutschen und ausländischen Zirkussen als Reck- und als Trapezkünstler gearbeitet.“ Es gäbe zahlreiche Artisten, die beständig von sich und ihren Erfolgen sprächen, das täte der Künstler, der jetzt gleich erscheinen würde, aber nie, und wolle man erfahren, was der alles schon geleistet und gearbeitet, dann müsse der Zufall es erst an den Tag bringen. Und

er erzählte, wie dieser Artist in seinem ganzen Leben bisher weder kontraktbrüchig geworden sei und auch sonst nie einen Abend abgesagt, daß er stets seine Pflicht getan haben, wie er jeden Morgen schon in aller Herrgottsfrühe mit seiner großen Hornbrille auf der Nase in seiner Garderobe säße, dort nähe und herumbastele, seine Apparate in Ordnung brächte, neue erfände und konstruiere, kurz, er erzählte in humoristischer Weise, aus der aber doch deutlich ehrlichste Bewunderung für den Kollegen herausklang, alles was er von ihm wußte, und was der ihm, soweit er überhaupt jemals von sich sprach, einmal anvertraute. Bis er nun mit den Worten schloß: „Und damit Sie sehen, wie ein Artist, ein wirklich guter Artist der alten Schule in der Welt herumkommt, will ich Ihnen noch eins verraten. Von hier aus geht der Künstler mit einem bereits unterzeichneten Vertrag nach Griechenland, von dort auf drei Monate nach Brasilien und im Anschluß daran für ein ganzes Jahr nach Britisch-Indien. Und jetzt, meine Herrschaften, hole ich Ihnen diesen Künstler, mit dem ich hier nicht zum erstenmal zusammen bin, und den ich nicht nur, weil er ein großer Künstler, sondern auch weil er ein prächtiger Mensch ist, achten und schätzen gelernt, ja, den ich, fast hätte ich gesagt, lieb gewonnen habe.“

Er wußte selbst nicht, wie er dazu gekommen war, das alles zu sagen, aber er wußte erst recht nichts davon, daß seine Stimme, weil alles, was er sagte, seiner ehrlichsten Überzeugung entsprach, einen warmen herzlichen Klang angenommen hatte, und er ahnte auch nichts davon, daß das, was ihm von Herzen kam, seinen Weg nicht nur zu den Ohren, sondern auch zu den Herzen seines Publikums fand. Ohne es zu wissen, und erst recht, ohne es zu wollen, hatte er das Publikum ergriffen, so ertönte denn auch kein Beifall, als er schwieg, desto stärker aber erbrauste der, als gleich darauf der Universalkünstler erschien, so daß der im ersten Augenblick mehr als überrascht regungslos stehen blieb, bis er dann dicht an die Rampe trat und in seinem Kauderwelsch, dabei sämtliche Sprachen, die er beherrschte, zuerst in der Anrede gebrauchend, sagte: „Meine Damen und Herren! Mes Dames et Messieurs! Ladys and Gentlemen! Signoritas et Signore! Ich habe Ihnen sehr zu danken für den Empfang, aber auch dem Herrn Baron, der dazu hat gegeben die Schuld und Veranlassung. Aber ich kann nicht machen viele Worte, ich kann nur machen Experiment — Experiment. Sehen Sie hier meine Krawatt, die ich mir habe für Sie umgebunden, sehen Sie das schöne Rot — haben Sie schon einmal gesehen solch schönes Rot?“

„Aber die ist doch grün,“ rief man ihm zu.

Mit einem ganz verdutzten Gesicht stand er da: „Sollte ich umgebunden haben die falsche Krawatt?“

Mit einem schnelle Griff riß er sie ab und hielt sie hoch, und da war sie wirklich rot.

„Da müssen Sie sein gewesen farbenblind, meine Damen und Herren, machen wir noch einmal Experiment — Experiment. Sehen Sie die Krawatt, die ich jetzt trage, was hat die für eine Farbe?“

„Blau,“ lautete die einstimmige Antwort.

„Und ich sage, sie ist gelb,“ und als er sie nun mit einem schnellen Griff entfernt hatte und vorzeigte, da war sie auch wirklich gelb.

So ging das noch mit einem Dutzend Krawatten weiter, die er alle übereinander trug. Dann kam ein neues Experiment — Experiment: „Ich habe hier einen ganz einfachen Ball, wie ihn haben die kleinen Kinder, nur daß besteht ein großer Unterschied. Wenn das Kind wirft den Ball in die Höhe, kommt er wieder runter. Wenn ich ihn aber werfe noch oben, bleibt er oben, bis ich rufe komm runter. Nun passen Sie gut auf.“

Gleich darauf warf er den Ball in die Höhe, und der war und blieb verschwunden.

„Experiment — Experiment! Sie sehen hier einen grünen Holzkasten, gefüllt mit Sand. In dem werde ich jetzt wachsen lassen vor Ihren Augen

Getreide. Ich habe hier drei Weizenkörner, die pflanze ich nun in die Erde, begieße sie aus dieser Gießkanne, so, nicht zuviel, sonst läuft es über, und dann sage ich: „Hokuspokus dreimal drei und viel Schwindel ist auch dabei!“

Dann fuhr er mit seinem Zauberstab in der Luft herum, bis er jetzt rief: „Aufpassen,“ und immer höher und höher wuchs vor den erstaunten Augen der Gäste eine immer länger werdende Kornähre an einem langen Halm aus dem Kasten hervor.

Donnernder Beifall setzte ein, aber er winkte ab: „Experiment — Experiment! Ich habe hier zwei Taschentücher“ — aber weiter kam er nicht, plötzlich unterbrach ihn schallendes Gelächter, denn die Kornähre mit dem langen Halm war inzwischen immer weiter gewachsen und schwebte jetzt frei in der Luft, so daß alles sahen und errieten, die war ganz einfach an einem unsichtbaren, dünnen Faden in die Höhe gezogen worden.

Anscheinend ganz erschrocken lief er hin und her, um ein weiteres Wachsen der Kornähre zu verhindern, da kam plötzlich der Ball, den er vorhin in die Höhe geworfen, mit solcher Gewalt gegen seinen Kopf geflogen, daß er sich auf die Erde setzte und nach oben rief: „Kannst du es nicht abwarten? Ich habe doch noch gar nicht gerufen: komm runter.“

Da brach erst recht schallende Heiterkeit aus, und die folgte jedem der vielen noch folgenden Experimente, die im ersten Augenblick völlig überraschend wirkten, bis sie sich nachher auf sehr einfache Weise erklärten.

Unterdessen saß Baron Altenberg in seiner Garderobe und skizzierte in seinem Vortragsbuch seine Improvisation über das Grüßen, einmal, um das, was er vorhin gesagt, nicht wieder zu vergessen, dann aber auch, um es morgen zu Hause in aller Ruhe genau durchzuarbeiten, es an einigen Stellen zu kürzen und um die Pointen noch wirkungsvoller zu gestalten, denn das wußte er aus Erfahrung, die Pointen konnten gar nicht kurz und schlagkräftig genug sein. Die mußte man dem Publikum wie einen Apfel oder wie etwas ähnliches mitten in das Gesicht werfen, denn nachdenken wollten die Zuhörer nicht. Ein Witz, den sie nicht in der ersten Sekunde, sobald sie ihn gehört, auch begriffen hatten, war völlig zwecklos, der verpuffte.

Mitten in die Niederschrift seiner kurzen Notizen hinein wurde an seine Tür geklopft, und auf sein „Herein“ erschien einer der Pagen und überbrachte ihm eine Visitenkarte: „Generaldirektor Lindner und Tochter, Ihre, wenn auch bisher ganz oberfächlichen Bekannten aus dem Speisewagen, würden sich auf-

richtig freuen, Sie, Herr Baron, sobald Ihre Zeit es Ihnen erlaubt, nachher an ihrem Tisch begrüßen zu dürfen." Als Erklärung stand noch darunter: „Wir sind die von Ihnen mit dem ‚Nanu‘ begrüßten Gäste. Dürfen wir Sie bitten, nachher auch Ihre damalige Begleiterin mit zu uns zu bringen.“

„Sagen Sie den Herrschaften, daß ich — aber nein,“ besann er sich gleich darauf, „bringen Sie dem Herrn meine Visitenkarte,“ und mit schneller Hand schrieb er unter die gedruckten Worte: „Eberhard Baron von Altenborn, Oberleutnant a. D., Schriftsteller und Conférencier,“ wird sich die Ehre geben, sich Ihnen nach Schluß der Vorstellung in aller Form vorzustellen.“

„So, mein Sohn,“ sagte er dem Pagen, „das bringen Sie dem Herrn zurück, und dann noch eins,“ besann er sich, da er es voraussah, daß man sicher den Versuch machen würde, ihn länger festzuhalten, „gehen Sie im Anschluß daran gleich in die große Mittelloge und fragen Sie die Herren, die dort sitzen, von mir, ob es bestimmt bei unserer Verabredung von heute vormittag bliebe, und ob wir nach der Vorstellung zusammen sein wollten.“

„Das brauche ich nicht erst zu fragen, Herr Baron,“ gab der Page zur Antwort, „denn nun fällt es mir wieder ein, aber vergessen hätte ich es natürlich nicht. Als ich vorhin in der Loge die

Zigarren und Zigaretten anbot, sagten die Herren zu mir, wenn ich Sie sähe, Herr Baron, sollte ich Sie an das verabredete Zusammensein erinnern, und die Herren lassen Sie bitten, Sie möchten nicht so spät kommen, denn sie hätten alle einen mächtigen Durst und warteten auf Sie."

"Dann bestellen Sie den Herren, daß ich pünktlich sein werde," beendete er die Unterhaltung.

Der Page ging, um die erhaltenen Aufträge auszuführen. Er selber aber klopfte eine Minute später an Doris Garderobentür, um gleich darauf zu fragen: „Kann ich hineinkommen, Dori?“ Und als ihm das bestätigt worden war, trat er näher.

Dori war für den ersten Tanz ihres nächsten Auftretens schon fix und fertig angezogen, auch bereits geschminkt, aber trotzdem saß sie noch vor ihrem Spiegel und zog mit dem Schminkstift bald hier bald dort noch einen Strich nach, so daß er lachend meinte: „ich glaube, Dori, ganz fertig werdet ihr mit dem Schminken und mit dem Angestreiche überhaupt nicht und wenn ihr zwölf Stunden Zeit dazu hättet.“ Dann erzählte er ihr von der Aufforderung des Generaldirektors, setzte allerdings gleich hinzu, daß er auf Grund einer anderen bereits angenommenen Einladung nur wenige Minuten an dem Tisch bleiben könne.

„Dann hat es für mich gar keinen Zweck, lieber Baron, daß ich erst mit Ihnen gehe,“ gab Dori zur Antwort, „mich fordert man natürlich überhaupt nur auf, weil die anderen glauben, wir gehörten zusammen. Na, und daß Sie sich gleich wieder verabschieden, Baron, und daß ich allein bei der Gesellschaft sitzenbleibe, geht doch nicht, schon weil den anderen natürlich viel mehr an Ihnen als an mir gelegen ist.“

„Na, wie du willst, Dori,“ stimmte er ihr bei, „dann werde ich dich also unter irgendeinem Vorwand entschuldigen,“ bis er nun plötzlich sagte: „Weißt du, Dori, ich habe einen Gedanken. Ich sagte dir schon, daß ich für heute eine Einladung habe, es sind sehr nette, gebildete Herren, die ich im Hotel kennenlernte. Es läge mir daran, Dori, wenn auch du nachher mit denen zusammen wärest. Auch deinetwegen. Du tätest mir persönlich damit einen Gefallen, und ich weiß, daß die Herren sich sehr freuen würden, dich persönlich kennenzulernen. Ich wiederhole, du tätest mir damit wirklich einen großen Gefallen.“

Einen Augenblick zögerte Dori noch, dann sagte sie: „Schön, lieber Baron, ich habe zwar keine Ahnung, was Sie zu der Bitte veranlaßt, aber wenn Ihnen soviel daran gelegen ist, gut, dann komme ich.“

„Bestimmt, Dori?“

„Was ich bestimmt verspreche, lieber Baron, das habe ich noch immer gehalten.“

Er gab ihr die Hand, ohne weiter auf ihre Worte, deren Sinn ihm natürlich sofort klar war, einzugehen: „Das ist nett von dir, Dori, und ich danke dir. Wenn du dich nachher umgezogen hast, warte bitte in der Bar auf mich, dort hole ich dich dann ab. Also auf Wiedersehen nachher.“

Wenig später mußte er wieder auf die Bühne, und die Vorstellung nahm, von seiten des heute wirklich außerordentlich lebenswürdigen und dankbaren Publikums mit immer neuem Beifall belohnt, ihren schönen Verlauf bis zum Schluß, ohne daß das Nichtauftreten des Komikers irgendwie aufgefallen wäre, und ohne daß auch nur ein einziger Zuruf aus dem Publikum nach ihm gefragt hätte. Und wie gut die Leute sich unterhalten hatten, sah er, als er sich während der letzten Nummer umgekleidet hatte und den Saal betrat, daran, daß die meisten Gäste noch nicht daran dachten, gleich nach Hause zu gehen, sondern daß sie noch bei ihrer Flasche Wein und bei der Musik der Hauskapelle sitzenblieben.

„Das war heute eine so hübsche Vorstellung, wie ich sie lange nicht bei mir hatte, und ich bin Ihnen allen, aber namentlich Ihnen, Herr Baron, dafür

sehr dankbar," rief der Direktor ihm, als er jetzt an dem vorüberkam, zu, und wenn er auch alles andere als ein Streber oder ein Direktionsschuster war, die Worte erfreuten ihn doch. So betrat er denn in der besten Stimmung den Tisch, an dem er bereits erwartet wurde, und an dem der Generaldirektor sich sofort erhob, um ihn zu begrüßen und um ihn allen vorzustellen.

Mein Gott, mein Gott, dachte er, während er sich nach allen Seiten verneigte, wie soll ich nur die vielen Namen behalten, und wie soll ich alle die vielen Gesichter morgen, oder wann es sonst ist, wiedererkennen? Dann drückte er die Hände, die ihm entgegengestreckt wurden, bis der Generaldirektor ihn jetzt fragte: „Sie kommen allein, Herr Baron, ohne die hübsche Tänzerin, oder dürfen wir die noch erwarten?“

„Fräulein Dorietta hatte bereits eine Einladung angenommen, und zwar mit mir zusammen," gab er, wenn auch nicht ganz wahrheitsgemäß zur Antwort, „und im Zusammenhang damit bin auch ich selbst nur gekommen, um mich gleich wieder verabschieden zu müssen, aber ich wollte doch wenigstens von Ihrer liebenswürdigen Aufforderung, Sie begrüßen zu dürfen, Gebrauch machen.“

Er sah es ganz deutlich, seine Worte riefen eine allgemeine Enttäuschung hervor, man hatte sich sicher

darauf gefreut, daß er mit ihnen zusammenbleiben würde. So fürchtete er denn auch, daß man ihn bestürmen würde, hierzubleiben, oder daß man ihn einfach nicht los ließ, statt dessen sagte der Generaldirektor zu seiner Freude: „Das tut nicht nur mir, sondern ich glaube Ihnen sagen zu können, uns allen aufrichtig leid, denn wir sind in der Hauptsache doch nur Ihretwegen in das Kabarett gekommen, Herr Baron, und unser spätes Kommen wird Ihnen bewiesen haben, daß ich persönlich mich erst im letzten Augenblick frei machen konnte. Die anderen Herrschaften, die zu Hause Gäste meiner Tochter waren, haben lange genug auf mich warten müssen, und wenn mein Kind mich nicht alle fünf Minuten, oder war es noch öfter, in meinem Bureau antelephoniert hätte —“

„Aber, Papi, biete doch dem Herrn Baron endlich mal einen Stuhl an,“ unterbrach ihn da seine Tochter, „einen Augenblick wird der Herr Baron schon für uns Zeit haben,“ und vorwurfsvoll setzte sie hinzu: „Ich habe es dir schon heute mittag gesagt, Papi, du solltest den Herrn Baron antelephonieren und ihn bitten, sich den heutigen Abend für uns frei zu halten.“

„Ja, wußte ich denn aber, ob ich mich heute abend wirklich würde frei machen können?“ verteidigte der Vater sich, dann aber bot er ihm einen

Stuhl an, und der Baron nahm zwischen dem Vater und der Tochter Platz, um sich gleich darauf bei dieser zu erkundigen: „Hoffentlich sind Sie mir nicht mehr böse, gnädiges Fräulein, daß ich Sie heute morgen nicht gleich erkannte und nicht grüßte?“

„Grüßen dürfen hätten Sie nach den lustigen Erklärungen, die Sie vorhin auf der Bühne abgaben, ja auch gar nicht gedurft,“ lachte sie, „erst recht mußten Sie es nicht, Sie hätten es höchstens können.“

„Wenn es mir wirklich gelungen ist, Sie davon zu überzeugen, bin ich beruhigt, gnädiges Fräulein, und kann heute nacht schlafen, ohne mir weiterhin, wie ich es den ganzen Tag über tat, schwere Vorwürfe machen zu müssen.“

„Aber die scheinen Ihnen sehr gut bekommen zu sein, denn Sie sehen ausgezeichnet aus,“ neckte sie ihn.

„Eine liebenswürdige Anerkennung, die ich Ihnen, gnädiges Fräulein, mit Zins und Zinseszins zurückgeben möchte,“ erwiderte er galant, aber zugleich aus ehrlichster Überzeugung, „denn als ich Sie an dem Morgen in dem Speisewagen sah —“

„Bitte, erinnern Sie mich nicht daran,“ unterbrach sie ihn, „ich bekomme schon Kopfschmerzen und Migräne, wenn ich nur etwas vom Reisen

höre." Und halb lachend, halb ernsthaft setzte sie hinzu: „ich bedaure schon heute den armen Mann, der mich vielleicht dereinst heiratet und sich auf die Hochzeitsreise mit mir freut. Viel Vergnügen wird der Ärmste da nicht an mir haben.“

„Also wie ist es, Hertha,“ erkundigte sich da ihr Vater, „hast du schon mit dem Herrn Baron einen Abend verabredet, an dem er im Gegensatz zu heute für uns Zeit hat?“ Und als sein Kind das verneinte, brachte er diese Frage selbst zur Sprache: „Ich möchte sie doch auch schon deshalb einmal gern bei mir sehen, Herr Baron, weil wir Schlaraffenbrüder sind, und weil Gastfreundschaft gegeneinander zu üben zu unseren schönsten Pflichten gehört, die wir gern und freudig auf uns nehmen. Am liebsten würde ich Sie bitten, einmal des Abends um sieben bei uns zu essen, aber das geht wohl wegen Ihrer hiesigen Tätigkeit nicht, denn daß Sie auch da nur erscheinen, um gleich wieder zu gehen, hätte wenig Zweck. Aber wie wäre es,“ besann er sich plötzlich, „wenn Sie Sonntag um drei Uhr zu uns zu Tisch kämen?“

„Auch das läßt sich leider nicht machen, Herr Generaldirektor,“ erwiderte er, „denn an den Sonntagen haben wir, ebenso wie Mittwochs und Sonnabends, zwei Vorstellungen, und da muß ich spätestens schon um halb vier im Kabarett sein.“

„Das ist aber zu dumm,“ schalt der andere, und auch Fräulein Hertha verbarg nur schwer ihren Ärger, bis sie nun dem Vater zurief: „Papi, ich habe einen Gedanken. Wie wäre es, wenn wir am nächsten Sonntag anstatt um drei schon um ein Uhr oder noch besser schon um halb eins zu Mittag äßen, du läßt den Herrn Baron dann mit deinem Auto abholen und hinterher wieder zur Stadt fahren. Auf die Art ist die Sache für den Herrn Baron nicht so anstrengend, und wir haben Zeit genug, um in Ruhe zu essen und uns hinterher noch zu unterhalten.“ Und sie schloß mit den Worten: „Sicher ist es auch dir recht, Papi, wenn ich den Herrn Baron bitte, Fräulein Dorietta mit zu uns zu bringen.“

„Aber darum bitte ich sogar sehr,“ stimmte der Vater seinem Kinde bei, „ich kann nur ganz aufrichtig sagen, die junge Künstlerin hat neulich in dem Speisewagen nicht nur auf mein Kind, sondern auch auf mich selbst einen außerordentlich netten, sympathischen Eindruck gemacht, und heute abend hat sie mich durch ihre Tänze so erfreut, daß es mir ein Vergnügen sein würde, ihr dafür irgendwie danken zu dürfen. Vielleicht sprechen Sie mit Fräulein Dorietta, Herr Baron, und geben mir dann telephonisch Bescheid, ob wir Sie beide am Sonntag bei uns erwarten dürfen. Ich schicke

Ihnen dann rechtzeitig das Auto, das etwa zwanzig Minuten zu uns hinausfährt."

„Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Generaldirektor, und ich werde Ihnen morgen den gewünschten telephonischen Bescheid geben. Einstweilen danke ich Ihnen und Ihnen, gnädiges Fräulein, sehr herzlich für Ihre große Freundlichkeit, die es mir jetzt doppelt schwer macht, nun um Erlaubnis zu bitten, mich für heute von Ihnen verabschieden zu dürfen.“ Und schnell setzte er hinzu: „Ich würde ja sehr gern noch länger bleiben, aber da drüben steht der Page, der mir schon lange heimliche Zeichen gibt, und der mir todsicher die Botschaft bringen soll, daß ich von der Gesellschaft, die Fräulein Dorietta und mich einlud, erwartet werde. Wie gesagt, meine Herrschaften, es tut mir aufrichtig leid, aber ich muß wirklich aufbrechen.“

„Also dann bitte auf Wiedersehen am Sonntag um halb ein Uhr,“ bat der Generaldirektor, ihm zum Abschied die Hand reichend, und auch Fräulein Hertha reichte ihm ihre Rechte, und als er die nun in der seinen hielt, stand er einen Augenblick ungeschlüssig da, bis er jetzt meinte: „Ich glaube, gnädiges Fräulein, es wäre vorhin von mir schlauer gewesen, wenn ich da oben nicht über das Grüßen geplaudert, sondern wenn ich die Frage erörtert

hätte: wann darf ein Herr einer unverheirateten jungen Dame die Hand küssen, denn küssen möchte ich die Hand jetzt wohl, gnädiges Fräulein, aber ich weiß nicht, ob ich es darf?"

„Ich habe einmal das Wort gelesen: ‚Was man unter der Einwirkung des Augenblicks tut, ist immer richtig,‘“ gab sie ihm lustig zur Antwort.

„Dann bin ich also so frei,“ meinte er übermütig und beugte sich über ihre Hand, die er gleich darauf küßte. Aber als er es tat, bedauerte er es beinahe, denn da sah er erst, wie gelb ihre Fingerspitzen von dem Zigarettenabak waren, da Fräulein Hertha, wie es ihm auch vorhin wieder aufgefallen war, im Gegensatz zu so vielen anderen die Zigarette stets in der Rechten hielt. Und ihre hübschen, schlanken Finger hatten, als er die küßte, ein ganz klein wenig nach Tabak geschmeckt.

Na, die Hand küßt du nicht wieder, gelobte er sich im stillen. Dann verabschiedete er sich mit erneuten zahlreichen Händedrücken von den übrigen Herrschaften und eilte davon, um Dori zu holen, die ihn bereits in der Bar erwartete, und die sich so hübsch angezogen hatte, daß es wirklich eine Augenfreude war, sie anzusehen. Das sagte er ihr auch mit einigen herzlichen Worten und setzt leise hinzu: „Weißt du, Dori, wie du aussiehst? So, daß ich dir auf der Stelle einen Kuß geben möchte.“

Es wäre zwar der erste, den du von mir bekämst, aber ganz bestimmt nicht der letzte, denn bei dem einen würde es nicht bleiben."

"Aber doch nicht hier vor allen Leuten, lieber Baron," gab sie, über seine Schmeichelei sichtlich erfreut, zur Antwort, um gleich darauf zu fragen: „Gefalle ich Ihnen wirklich, Baron, und glauben Sie, daß ich mich in diesem Kleid mit Ihnen bei den Herren sehen lassen kann? Ich hatte nichts anderes hier, und nach Hause gehen wollte ich nicht erst."

"In dem Kleid kannst du am Sonntag sogar zu dem Generaldirektor gehen," erklärte er ihr, und in kurzen Worten erzählte er ihr von der an sie beide ergangenen Einladung. Aber auch von der wollte sie zuerst nichts wissen: „In solche Kreise gehöre ich nicht hinein, lieber Baron, da kann ich nicht mitsprechen, da stoße ich vielleicht irgendwie an, und außerdem hat man mich ganz bestimmt doch nur Ihretwegen mit eingeladen."

"Nur meinetwegen, Dori? Aber warum denn das?" fragte er verständnislos.

"Aber Baron," lachte Dori etwas verlegen, „stellen Sie sich doch nicht dumm. Sicher halten die Herrschaften mich für Ihre Freundin und glauben, daß Sie, lieber Baron, es als eine Kränkung empfinden würden, wenn man Sie ohne mich

einladen würde. Vater und Tochter haben es doch gesehen, wie Sie sich an dem Morgen im Speisewagen meiner annahm, wie Sie das Frühstück für mich bestellten, wie Sie mir das Fleisch auf den Teller legten und auch sonst beinahe rührend für mich sorgten. Außerdem haben die beiden natürlich auch gehört, daß Sie mich mit du anredeten," bis sie sich nun mit der Frage unterbrach: „Aber Baron, was machen Sie denn für ein dummes Gesicht?“

Ob er das wirklich machte, entzog sich seiner eigenen Beurteilung, aber wenn Dori es behauptete, mochte sie damit wohl recht haben. Sehr schlau kam er sich jedenfalls in diesem Augenblick selbst nicht vor. Sollten der Generaldirektor und Fräulein Hertha wirklich glauben, daß Dori seine Freundin sei, und sollten die sie nur deshalb zusammen eingeladen haben? Das berührte ihn etwas unangenehm; nicht als ob er sich seiner Beziehungen zu Dori, falls die wirklich beständen, irgendwie geschämt hätte. Im Gegenteil, er wäre stolz darauf gewesen, ein Mädels wie die Dori zur Freundin zu haben, aber trotzdem — sollten Vater und Tochter wirklich glauben, daß die Dori seine Geliebte sei? Und wenn ja, wie kam Fräulein Hertha aber dann dazu, sie mit einzuladen? War sie so freidenkend, daß sie bei ihm, dem Kabarett-

menschen, eine solche Verbindung als etwas ganz Selbstverständliches hinnahm, und beurteilte sie das bei ihm trotz seines Namens weniger streng als bei einem anderen Herrn der Gesellschaft, zu der er selbst sich doch auch heute noch rechnete? Oder würde Fräulein Hertha auch einen anderen, ihr nur ganz flüchtig bekannten Herrn der Gesellschaft gebeten haben, bei seinem Kommen gleich seine Geliebte mitzubringen? Ganz gewiß doch nicht.

„Immer noch nicht mit dem Grübeln fertig, Baron?“ erklang da Doris Stimme, die jetzt fortfuhr: „Machen Sie sich weiter keine Gedanken, Baron; Sie haben mir die Einladung überbracht, ich habe Ihnen erklärt, wie ich sie auffasse, Sie müssen nun selbst entscheiden, ob ich sie annehmen soll und kann oder nicht. Sagen Sie für mich ab oder zu, ganz wie Sie es für richtig halten, mir ist das eine so gleich wie das andere, obgleich ich mir die Sachen inzwischen auch überlegte, und obgleich es mir offen gestanden doch wohl Spaß machen würde, einmal in einem so reichen Hause zu Gast zu sein.“

„Dann kommst du auch mit, Dori,“ entschied er mit einem plötzlichen Entschluß. „Deine Absage würde unsere Wirte vielleicht in dem, was sie auch deiner Ansicht von uns glauben, nur bestärken. Ja, ja, Oskar, nun komme ich aber wirk-

lich," rief er dem Pagen zu, der ihn anscheinend schon eine ganze Weile gesucht hatte und der nun plötzlich vor ihm stand.

Eine Minute später betrat er mit Dori zusammen die große Mittelloge, in der man ihn bei seinem Eintritt mit einem „Na endlich, Baron!“ begrüßte. Auch vereinzelt Hallos wurden laut, dann aber herrschte in der Erinnerung an den heutigen Vormittag doch plötzlich eine kleine Verlegenheit, als die Herren nun auch Dori bemerkten.

Das hatte der Baron vorausgesehen, ja, das hatte er sogar gewollt, und deshalb Dori gebeten, ihn zu begleiten; das war das beste Mittel, um für die Zukunft ähnliche Gespräche, wie sie heute morgen geführt worden waren, zu verhindern. Aber er hatte Dori auch noch aus einem anderen Grunde mitgebracht, er wollte dadurch sein übereiltes und sein etwas allzu heftiges Eingreifen in die Debatte heute morgen wieder gutzumachen versuchen; er wollte alles vollständig aus der Welt schaffen und dadurch, daß er die Herren freiwillig der Dori vorstellte, beweisen, daß er die bei dem Frühstück gefallenen Äußerungen tatsächlich als gar nicht geschehen betrachtete.

„Ja, meine Herren," nahm er jetzt das Wort, „da bin ich endlich. Was lange dauert, wird aber bekanntlich gut, in diesem besonderen Falle noch

extra dadurch, daß ich nicht allein komme, sondern meine liebenswürdige Kollegin, Fräulein Dorietta, gebeten habe, mich zu begleiten. Ich habe ihr erzählt, daß Sie sich freuen würden, sie kennenzulernen, und ich hoffe, ihr damit nicht zuviel gesagt zu haben."

„Zuviel, Herr Baron? Zuwenig, viel zuwenig!" rief man ihm von allen Seiten zu, denn alle errieten und verstanden plötzlich, warum er Dori mitbrächte, und waren ihm dafür dankbar. Das merkte er an der Art, in der man ihm die Hand schüttelte, aber erst recht daran, wie alle, nachdem sie sich ihr hatten vorstellen lassen, Dori mit Liebenswürdigkeit überschütteten. Der Page wurde herbeigerufen und mußte die Blumenfrau holen, die im Kabarett ihre Sträuße verkaufte, und alle Blumen, die sie noch hatte, wurden ihr überreicht. Gleich darauf wurde der Page erneut weggeschickt und mußte Schokolade, Kasten mit Pralinés und andere Süßigkeiten bringen, so daß Dori mehr als verlegen, doch sichtlich erfreut, vor allen ihren Herrlichkeiten saß, die, wie sie halb lachend, halb ernsthaft sagte, gar nicht in ihr kleines Zimmer hineingingen und für die sie ein Auto brauche, um sie nach Hause zu schaffen.

Hell klangen die Gläser aneinander. In reizenden Worten brachte einer der Herren ein Hoch auf

Dori aus, und stolz und glücklich über alle ihr dargebrachten Huldigungen, aber dennoch bescheiden bleibend, saß sie mit leuchtenden Augen da und warf dem Baron zuweilen einen warmen Blick zu, in dem deutlich geschrieben stand: den heutigen Abend verdanke ich Ihnen, lieber Baron, und den werde ich Ihnen nie vergessen.

Und Dori sorgte auch dafür, daß der Abend für sie so schön blieb, und daß sie immer gern an ihn zurückdenken könne, denn so lustig die Unterhaltung auch wurde, so hell und übermütig das Lachen erklang, und so herzlich sie auch selbst lachte, immer wieder erklärte sie: „Nein, nein, ich trinke nur ganz wenig, ich will morgen keine Kopfschmerzen haben, denn sonst wäre mir die Erinnerung an das Heute verdorben, und das will ich nicht. Nein, bitte quälen Sie mich nicht, wenn ich noch einen Schluck haben möchte, werde ich es schon selbst sagen.“

Bis dann einer der Herren ganz erschrocken rief: „Ja, aber Herrschaften, wir haben Fräulein Doriette noch gar nichts zu essen angeboten, von der Schokolade und dem anderen Krimkrams kann sie doch nicht satt werden; Herr Ober, die Speisekarte.“

Und als Dori dann wahrheitsgemäß gestand, daß sie noch kein Abendbrot eingenommen habe,

obgleich es schon beinahe halb zwölf war, da wurden die besten und die teuersten Gerichte für sie bestellt, und wenn es nach den Herren gegangen wäre, hätte sie die Speisekarte dreimal von oben bis unten und ebensooft von unten bis oben durchessen müssen. Aber auch ohnedem wurde so viel bestellt, daß sie gar keine Möglichkeit sah, es zu bewältigen, und daß sie schließlich bat: „Baron, stehen Sie mir bei, sonst platze ich oder liege morgen wie eine gefütterte Riesenschlange, ohne mich rühren zu können, in der Ecke und kann am Abend nicht tanzen.“

Da quälte man sie nicht weiter, aber was sie nicht gleich verzehren konnte, wurde für sie eingepackt, andere Speisen, die sich hielten, wurden hinzugelegt, so daß es schließlich ein tüchtiger Freßkorb war, den man für sie zurecht machte, und dessen Inhalt, wie sie immer wieder betonte, für die nächsten Tage mehr als auskömmlich reichen würde. Immer wieder protestierte sie dagegen, daß man sie so verzöge, aber in ihren Augen leuchtete ein solches Glück und eine solche Freude, daß schon deshalb keiner der Herren sich genug daran tun konnte, sie zu beschenken.

Und Dori dankte für alles dadurch, daß sie die reizendste Gesellschafterin war, die man sich nur denken konnte; sie war lustig und ausgelassen,

aber sie war und blieb so vollständig Dame, daß trotz der späten Stunde und trotz der übermütigen Sektstimmung kein auch nur halbwegs anstößiger Scherz sich an sie heranwagte.

Der Baron sah es den Herren an, sie waren und wurden von Dori, von ihrem lustigen Wesen, aber wohl erst recht von ihren tadellosen Manieren und von ihrer ganzen Art, sich den Hof machen zu lassen, darauf einzugehen, und trotzdem immer zurückhaltend und dezent zu bleiben, beständig aufs neue in der angenehmsten Weise überrascht und entzückt. Und er selbst wurde das erst recht. Er hatte geglaubt, Dori zu kenne, und mußte sich doch eingestehen, daß er sie heute eigentlich erst wirklich kennenlernte, denn sie zeigte und verriet viele neue Seiten, die ihm bisher ganz fremd gewesen waren, oder die er, weil sich ihm keine Gelegenheit dazu bot, bisher an ihr nicht beobachtet hatte. Und wenn ihm vorhin, als Dori mit ihm in der Bar darüber sprach, auch für eine kurze Minute Bedenken gekommen waren, ob sie bei dem Mittagessen im Hause des Generaldirektors wohl auch wirklich alle gesellschaftlichen Formen beherrschen und in keiner Weise einen faux pas machen würde, der für alle gleich peinlich und verlegen gewesen wäre, jetzt hatte er die absolute Gewißheit bekommen, daß er sich mit ihr in allen,

auch in den besten Kreisen zeigen könne. Er war selbst darüber erstaunt. Woher hatte Dori das nur? Bis ihm jetzt wieder einfiel, daß sie ja vor Jahren die Freundin eines Herrn aus der allerersten Gesellschaft gewesen war. Der und nur der konnte und mußte sie so erzogen haben, daß sie dieser Erziehung auch heute noch alle Ehre machte. Und wenn sie in der Zeit, die seitdem vergangen, von dem was sie damals gelernt, etwas vergessen haben sollte, dann hatte der Verkehr mit ihm selbst vielleicht genügt, um das wieder aufzufrischen.

Es war spät geworden, als Dori endlich in aller Höflichkeit, aber doch sehr bestimmt, das Zeichen zum Aufbruch gab. Man hatte die Polizeistunde ohnehin längst überschritten, und es war mehr als ein Wunder, daß noch keiner der Beamten erschienen war, um Feierabend zu gebieten. So versuchte man denn auch nicht weiter, Dori zum längeren Bleiben zu bewegen, zumal man dem lebenswürdigen Direktor durch ein noch längeres Verweilen keine polizeilichen Unannehmlichkeiten bereiten wollte.

Der Page, der fortgeschickt wurde, um einen Wagen zu holen, war bald mit dem Auto zur Stelle, und der Baron begleitete Dori nach Hause. Glücklicherweise wie ein Kind saß sie neben ihm und konnte gar nicht Worte genug finden, um ihm zu

danken, daß er sie überredet habe, mit in den lustigen Kreis zu gehen. Immer wieder betonte sie, wie reizend es gewesen sei und wie wundervoll sie sich amüsiert habe, wie nett und gut alle zu ihr gewesen wären und sie so hübsch und reich beschenkt hätten. Bis sie plötzlich rief: „Aber wem verdanke ich das alles, lieber Baron? Einzig und allein nur Ihnen, und deshalb will ich Ihnen nun auch eine Freude machen.“

Für einen Augenblick drohte ihm das Herz vor Überraschung und vor Glück stillzustehen. Wollte Dori ihm erlauben, jetzt mit ihr zusammen zu bleiben, wollte sie endlich, endlich seinen Wunsch erfüllen?

Aber nein, mußte er gleich darauf einsehen, so weit war es immer noch nicht, denn Dori nahm lediglich seinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn, nicht wild und stürmisch und voller Leidenschaft, wie er es erhofft und erwartet, als ihre Lippen sich den seinen näherten, sondern rein und keusch, wie ein junges Mädchen einen Herrn küßt, dem sie damit zeigen und beweisen will: ich bin dir gut, ich hab' dich lieb.

Auf Regen folgt Sonnenschein, wenn er auch manchmal sehr lange auf sich warten läßt, aber je schöner die Sonne schien, desto schneller stellt sich der Regen ein, um die Erinnerung an die schönen Tage wieder zu verwischen.

An dieses uralte, aber ewig wahre Wort mußte Baron Altenborn in den nächsten Tagen oft denken, denn mit dem Sonnenschein, der, wenn auch nur bildlich gesprochen, den gestrigen Abend in jeder Hinsicht so nett und reizend gestaltet hatte, war es schon aus, als er vierundzwanzig Stunden später wieder das Kabarett betrat. Daß etwas Besonderes vorgefallen sein müsse, hatte er schon daraus erraten, daß ihm in seiner Abwesenheit telephonisch die Bitte übermittelt worden war, sich heute etwas früher einzufinden, da der Herr Direktor ihn vor Beginn der Vorstellung gern in seinem Bureau sprechen wolle.

Der Hotelpage, der ihm diese Bestellung übermittelt. Hatte die Worte „der Herr Direktor“ mit solchem Respekt und mit solcher Ehrfurcht ausgesprochen, als sei ein Kabarettdirektor ein ganz hohes Tier, das, wenn auch nicht gleich hinter dem lieben Gott, so doch unmittelbar hinter dem Reichspräsidenten käme. Und da war ihm plötzlich die Frage wieder eingefallen, die ein Bekannter einmal an ihn richtete: „Wie wird eigentlich jemand

Kabarettedirektor, muß er da auf dem Gebiet der Kunst irgendwelchen Befähigungsnachweis führen, oder von wem wird sonst dieser Titel verliehen?" Da hatte er an sich halten müssen, um nicht hell aufzulachen, dann aber dem anderen erklärt: „Lieber Freund, die Hauptsache ist, daß der Betreffende von der Behörde die Schankkonzession und die Erlaubnis zur Eröffnung eines Kabarettts erhält. Sobald er beides hat, ernennt er sich selbst zum Direktor, und es kommt bei ihm weniger auf künstlerische als auf kaufmännische Begabung an. Außerdem muß sein Ruf dafür bürgen, daß er in seinem Lokal keine Unsittlichkeiten duldet, weder in den Vorträgen auf seiner Bühne noch im Verkehr seiner Künstler mit dem Publikum. Das genügt, er braucht im Gegensatz zu einem Theaterdirektor nicht einmal als Sicherheit dafür, daß seine Künstler ihre Gagen auch pünktlich erhalten, eine Kautions bei der Behörde zu hinterlegen, und auch auf irgendwelche gesellschaftliche oder künstlerische Bildung wird keinerlei Wert gelegt. Die Hauptsache ist und bleibt, daß er die polizeilichen Bestimmungen befolgt und namentlich die Polizeistunde streng innehält, damit ihm die Konzession nicht wieder entzogen wird.“ Und im Anschluß daran hatte er dem anderen von manchem Direktor erzählt, den er persönlich kennengelernt oder bei dem er

engagiert gewesen war. Viele von ihnen waren als Kellner, als Weinhändler, als Lieferanten von Lebensmitteln oder sonst irgendwie während des Krieges mehr oder weniger reich geworden; sie hatten ihr Geld in Sachwerten, in Weinen, Zigarren, Zigaretten, Konserven und ähnlichen Dingen angelegt und daraufhin ein Kabarett erworben, oder selbst ein neues aufgemacht, um die damals erstandenen großen Vorräte mit gutem Nutzen zu verkaufen und die um so teurer verkaufen zu können, je angenehmer und abwechslungsreicher die Unterhaltung war, die sie ihren Gästen boten, während diese ihr Beefsteak verzehrten und ihr Glas Wein dazu tranken. Wie die Pilze waren die Kabarettts damals aus der Erde geschossen, um zum großen Teil ihre Pforten ebenso schnell wieder zu schließen, wie sie sie geöffnet hatten, denn um der Konkurrenz der wirklich gut eingeführten und bei dem Publikum beliebten Kabarettts standzuhalten, genügte es auf die Dauer doch nicht, nur ein großes Wein- und Zigarrenlager zu besitzen. Man mußte auch die sehr, sehr schwere Kunst verstehen, ein Kabarett wirklich zu leiten, und erst recht die noch sehr viel schwerere, jeden Monat ein neues gutes Programm zusammenzustellen, dessen Gagenetat im richtigen Verhältnis zu den Einnahmen stand. Man mußte es verstehen, für nicht

zu teures Geld möglichst gute Kunstkräfte zu gewinnen, aber man durfte auch nicht zu billige Nummern bringen, die keine Anziehungskraft auf das Publikum ausübten. Man durfte die Zusammenstellung des Programms auch nicht nur dem Hausagenten überlassen, sondern mußte gelegentlich selbst auf Reisen gehen, um sich diese oder jene Nummer daraufhin anzusehen, ob sie für das eigene Unternehmen in Frage kam. Und wer das selbst nicht konnte oder wollte, weil er lediglich kaufmännisch geschult war und von artistischen Darbietungen nichts verstand, der mußte sich für sein Haus einen künstlerischen Leiter engagieren, der ihm alles, was mit dem Programm und den Künstlern zusammenhing, abnahm.

Ach nein, so einfach war es nicht, ein Kabarett gut zu leiten und das nicht nur in die Höhe zu bringen, sondern dauernd auf der Höhe zu halten. Das erforderte große Fachkenntnisse, große Gewandtheit im Verkehr mit den Behörden, der Presse und dem Publikum.

Trotz alledem gab es wohl auch heute noch einige kleine Direktoren, die mehr Weinhändler und Restaurateure als wirkliche Leiter eines Kabarett waren, die meisten aber standen auf der Höhe ihres Berufes und wurden allgemein anerkannt.

Und der Baron gestand es sich wieder ein, daß

er persönlich mit seinen Direktoren bisher eigentlich immer Glück gehabt hatte. Gewiß, gesellschaftlich standen nicht alle auf der gleichen Höhe, er war bei manchem im Vertrag gewesen, der mit dem Mir und Mich einen noch größeren Kampf führte als der alte selige Wrangel. Er hatte manchen getroffen, der es absolut nicht verstand, sich anzuziehen, der zum Smoking voller Stolz gelbe Shimmyschuhe trug und zum Cut anstatt der einzig richtigen schwarzweißen langen Krawatte eine solche in grellen bunten Farben. Aber im großen und ganzen hatte er unter seinen Direktoren, auch wenn sie ihre kleinen menschlichen Schwächen und Fehler besaßen, prächtige Leute kennengelernt, an die er gern zurückdachte, und zu denen er jederzeit gern wieder zurückkehren würde.

Und sein jetziger Direktor, der sein Kabarett nun schon bald fünfzehn Jahre leitete und bei dem wohl schon alle Künstler von Ruf und Namen im Laufe der Zeit Engagement gefunden hatten, war ein ganz besonders prächtiger Mensch, der mit seinen großen Fachkenntnissen und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit in allen Kreisen der Stadt das größte Ansehen genoß, wie das ja am besten der trotz der Ungunst der Zeiten sich stets gleichbleibende starke Besuch seines Hauses erwies.

Um halb acht Uhr hatte der Direktor seinen Besuch erbeten. Mit militärischer Pünktlichkeit ließ der Baron sich bei ihm melden und wurde auch gleich darauf in das schöne und behaglich eingerichtete Privatkontor geführt, wo der Direktor, die unvermeidliche große Zigarre im Mund, mit den Händen auf dem Rücken erregt auf und ab lief, um seinem Besucher gleich bei seinem Eintritt zuzurufen: „Schweinerei verfluchte – freuen Sie sich, Baron, daß Sie kein Kabarettdirektor sind.“

„Darüber, ob ich das sein möchte, habe ich offen gestanden auch noch nie nachgedacht,“ gab der Baron zur Antwort. „Im übrigen werde ich wohl gleich erfahren, warum Sie heute so schlechter Laune sind, Herr Direktor. Erst möchte ich Ihnen aber einen guten Abend wünschen.“

Der Direktor hielt in seiner Wanderung inne, blieb unmittelbar vor ihm stehen und sah ihn ganz verdutzt an: „Ach so, ja richtig,“ besann er sich nun, ihm die Hand reichend, „das habe ich ganz vergessen, das kommt auch von der verfluchten Schweinerei. Also guten Abend, Baron. So, nun stecken Sie sich eine Zigarre an, nein, nehmen Sie lieber diese, die ist besser, dann setzen Sie sich da in den Klubsessel und lassen Sie mich schimpfen. Helfen tut es ja auch nichts, aber ich muß mir Luft machen.“

Und der Direktor erzählte und schimpfte und machte sich Luft: „Ich hab's ja gestern gleich gesagt. Natürlich ist der Mertens gestern mal wieder sternhagelbesoffen gewesen, als er hinfiel. Das haben die Ärzte, als er gestern von seiner Frau in das Krankenhaus gebracht wurde, gleich festgestellt, und die haben es mir heute morgen erzählt, als ich dort war, um mich nach dem Kranken umzusehen, dem es gar nicht gut geht. Er hat sich den Schädel ganz niederträchtig kaputtgeschlagen, er ist auf eine scharfe Kante der Treppenstufen gefallen, was weiß ich alles, sein Arm ist auch kaputt, jedenfalls besteht so gut wie gar keine Aussicht, daß er schon nach vier Tagen wieder arbeiten kann.“

„Das tut mir aber aufrichtig leid, sowohl für Mertens als auch für Sie, Herr Direktor,“ warf der Baron aus ehrlichster Überzeugung ein.

„Kommen Sie mir nicht wieder damit, daß Ihnen der Mertens leid tut,“ brauste der Direktor auf. „Die arme Frau tut mir leid, die hätte weiß Gott einen besseren Mann verdient, aber der Mann mir leid tun? Da kann ich diesmal nicht mit, obgleich auch ich sonst ganz genau weiß, wo mein Herz sitzt. Die arme Frau hat mir heute morgen was vorgejammert und vorgeklagt, daß mir ganz schlecht wurde, und immer von neuem hat sie mich

gebeten, die Heilung ihres Mannes abzuwarten und ihn nicht zu entlassen. Die hat gut reden, aber was soll ich machen?"

„Die Heilung abwarten, Herr Direktor,“ bat nun auch der Baron. „Ewig kann es damit doch nicht dauern, und ebenso wie die Vorstellung gestern ohne den Mertens zu Ende gegangen ist, ohne daß das Publikum das Fehlen des Komikers auch nur bemerkt hat, ebenso wird es die paar Tage auch noch gehen, an uns soll es jedenfalls nicht liegen.“

Der Direktor lachte ingrimmig auf: „Auf Sie und auf die Dorietta kann ich mich verlassen. Von Ihnen weiß ich es, auch ohne daß Sie es mir sagen, und die Dorietta hat es mir bereits gesagt, allerdings hat sie mir im Zusammenhang damit gleich erklärt, sie könne im nächsten Monat nicht bleiben, sonst würden die Kollegen, wie sie es jetzt schon täten, weiter behaupten, sie wäre nur deshalb damit einverstanden, bis auf weiteres jeden Abend zweimal zu arbeiten, weil ich ihr das Anerbieten gemacht hätte, ihren Vertrag zu prolongieren,“ und mit der Hand auf den Tisch schlagend, setzte er hinzu: „Aber nun bleibt die Dorietta erst recht, sogar mit erhöhter Gage. Einmal, um ihr dafür zu danken, daß sie ein anständiges Menschenkind ist, dann aber auch, um der übrigen Gesellschaft zu zeigen, daß ich der Herr im Hause bin,

und daß ich meine Mitglieder, die zu mir halten, nicht schikanieren lasse."

„Ja, aber was ist denn vorgefallen?“ erkundigte sich der Baron, der von alledem kein Wort verstand.

Und der Direktor erzählte weiter: Kurz nach ihm waren heute morgen auch zwei Nummern des Programms im Krankenhaus gewesen, um sich nach dem Mertens umzusehen. Auch diese hatten erfahren, daß es vorläufig ganz unbestimmt sei, wann er wieder auftreten könne, und im Anschluß daran hatten sie bei dem gemeinsamen Mittagessen die anderen aufgehetzt und erklärt, auf die Dauer ginge es natürlich nicht, daß sie alle nun vorläufig jeden Abend solange arbeiten müßten. Gestern hätten sie es wohl alle gern getan, aber nun, wo es leider ganz unsicher sei, wann der Mertens wieder aufträte, da wären sie nicht verpflichtet, über die vertraglich vereinbarte Dauer ihrer Nummer hinaus auf der Bühne zu stehen. Auch sie lebten von ihrer Arbeit, nur von ihr, jeder müsse sie so gut und so teuer verkaufen wie nur möglich, und so weiter, und so weiter. Schließlich waren die Mitglieder, von den anderen aufgereizt und aufgestachelt, zu dem Entschluß gelangt, von dem Direktor zu verlangen, entweder sofort einen neuen Komiker zu engagieren oder ihnen für ihr längeres

Arbeiten eine tägliche Zulage zu geben, widrigenfalls sie die Angelegenheit am Freitag nachmittag in der Logenversammlung zur Sprache bringen und sich eventuell an die Loge in Berlin wenden würden. Mit Ausnahme der Dorietta hatten sich alle diesem Beschluß, der ihm heute nachmittag mitgeteilt worden sei, gefügt. Und der Direktor schloß: „Und nun frage ich Sie, Herr Baron, was sagen Sie dazu?“

„Gar nichts,“ gab der zur Antwort, und er sagte das nicht etwa, um sich absichtlich jeder Äußerung über das Vorgehen der anderen zu enthalten, sondern weil er für das Verhalten der anderen Mitglieder tatsächlich keine Worte fand. Soe wiederholte er denn noch einmal: „Gar nichts,“ um gleich darauf zu fragen: „Und was haben Sie dazu gesagt, Herr Direktor?“

„Am liebsten hätte ich den Abgesandten der Gesellschaft natürlich zur Tür hinausgeworfen, aber das durfte ich schon deshalb nicht, weil ich ihm dabei die Knochen zerbrochen hätte, und dann würde mir heute abend noch eine Nummer gefehlt haben. Aber meine Meinung habe ich ihm gesagt und nicht zu knapp. Nicht weil die Leute dafür, daß sie ein paar Minuten länger arbeiten müssen, mehr Geld verlangen. Das ist ihr gutes Recht, und ich habe mir in meinem ganzen Leben noch von

keinem meiner Künstler auch nur fünf Minuten Arbeit schenken lassen. Mir brauchte man es nicht erst zu sagen, daß jeder Artist von seiner Arbeit lebt, das weiß ich schon. Deshalb hatte ich mir auch gleich gestern abend vorgenommen, meinen Mitgliedern an dem nächsten Gagentag für ihr längeres Arbeiten während der Krankheit des Komikers eine Extrazulage zu geben; ich hätte mich da nicht lumpen lassen, denn mein Geschäft geht gut, und ich weiß, was ich meinen Mitgliedern verdanke. Aber daß man es nicht erst abwartet, ob und wieviel ich freiwillig gebe, daß man es schon jetzt mit der Angst bekommt, ich könnte und würde ihnen die paar Mark vorenthalten, daß man mir quasi die Pistole auf die Brust setzt und mir, wenn auch nicht mit klaren Worten, aber trotzdem mit so etwas ähnlichem wie einem Streik droht, das, das —“

Der Direktor hatte sich so erregt, daß seine Stimme sich überschlug, daß er von seinem Stuhl, in den er sich vorübergehend niedergelassen hatte, aufsprang, um nun wieder mit großen Schritten auf und ab zu rennen, während er sich erneut mit den Worten; „Schweinerei verfluchte!“ Luft machte.

Wenn ein Mensch schimpft, muß man ihn sich ruhig ausschimpfen lassen, sagte sich der Baron

im stillen, und nichts ist dümmer und blödsinniger, als dem anderen in einem solchen Falle zuzurufen: Über so etwas würde ich mich doch nicht ärgern.

Und es dauerte auch wirklich nicht allzu lange, da hatte der Direktor sich so weit ausgeschimpft, daß er seine Wanderung aufgab und sich wieder hinsetzte. Dann meinte er: „So, nun will ich Ihnen noch etwas anderes sagen, Herr Baron, worauf Sie ganz gewiß nicht vorbereitet sind. Wissen Sie, wer, wenn auch ganz gegen seinen Willen und ganz bestimmt ohne etwas davon zu ahnen, an der Krakeelerstimmung der anderen schuld ist? Sie!“

Der Baron saß da und machte ein Gesicht, als hätte ihn jemand dreimal mit dem Dummebeutel um die Ohren geschlagen, und es dauerte lange, bis er endlich fragen konnte: „Ich? Aber was habe ich denn nur verbrochen?“

„In meinen Augen nicht das geringste und in denen des Publikums ebensowenig,“ versuchte der Direktor, der ihm seine Erregung anmerkte, ihn zu beruhigen. „Im Gegenteil, nicht nur ich, sondern auch viele Gäste, die nachher mit mir darüber sprachen, haben es Ihnen hoch angerechnet, daß Sie gestern die Experiment-Experiment-Nummer mit solchen hübschen warmen und herzlichen Worten ansagten. Alles, was Sie bei der Gelegenheit

erzählten, hat die Leute sehr interessiert, schon weil sie dadurch gewissermaßen einen Blick hinter die Kulissen bekommen haben, und so etwas hat für die Uneingeweihten ja immer seinen großen Reiz. Aber was das Publikum erfreut, nehmen die lieben Kollegen meistens übel, die haben schon gestern abend mehr oder weniger vor Wut gekocht, weil Sie der Nummer so viele Worte gönnten und den anderen sowenig, wenigstens nicht mehr als sonst."

"Ja, aber mein Gott," warf der Baron ein, „dann sollen die anderen doch auch erst mal soviel leisten und sich einen ebenso berühmten Namen machen, wie der es in langer ernster Arbeit tat."

"Ganz meine Ansicht," stimmte der Direktor ihm bei, „aber das den anderen zu sagen, hätte gar keinen Zweck. Na, und zu dem Neid, der gestern abend ohnehin schon wach geworden war, kam dann noch die lange Sektsitzung, zu der Sie mit der Dorietta eingeladen waren und bei der diese auch noch so reich beschenkt worden sein soll. Und zwischendurch auch noch Ihr kurzes Zusammensein mit der Gesellschaft am Tisch des Generaldirektors. Die Kellner haben es gehört und es natürlich gleich weiter erzählt, daß der Herr General, wie wir seinen langen Titel hier oft abkürzen, Sie und Fräulein Dorietta zu Tisch eingeladen hat, ja, daß er Sie beide sogar in seinem schönen Auto abholen

lassen will, und nun platzen die anderen natürlich erst recht vor Wut. Wären Sie allein eingeladen worden, Herr Baron, hätten die übrigen sich nicht weiter darüber aufgeregt, denn Sie passen ja in solche Kreise, und Sie gehören da auch hinein, wenigstens zehnmal mehr als in die, mit denen Ihr jetziger Beruf Sie zusammenführt. Aber daß auch die Dorietta nun als Gast in das vornehme, reiche Haus geladen wurde, während die anderen auch am Sonntag wie alle Tage ihr einfaches Mittagessen einnehmen müssen, das macht böses Blut."

"Dafür kann ich doch aber nichts," verteidigte der Baron sich, „daran, daß auch Fräulein Dorietta eingeladen wurde, bin ich genau so unschuldig wie der Stuhl, auf dem ich hier sitze."

"Das brauchen Sie mir nicht erst zu erzählen, Herr Baron," stimmte der Direktor ihm bei, „das weiß ich ohnehin, denn ich möchte beinahe sagen, ich erfahre jedes Wort, das im Kabarett gesprochen wird. Nicht, als ob ich es erfahren wolle, im Gegenteil, ich hasse den Klatsch, der mir beständig hinterbracht wird. Ich habe alles, was ich nur konnte, versucht, um mir den fernzuhalten, aber trägt man mir den nicht direkt zu, dann steckt man ihn mir irgendwie indirekt, und so wußte ich schon gestern abend von der an Sie beide ergangenen

Einladung. Ich selbst habe mich darüber natürlich sehr gefreut, denn mir persönlich kann es doch nur lieb sein, wenn meine Künstler auch gesellschaftlich mit meinen Gästen in Berührung kommen. Aber was mich schon im Interesse meines Hauses erfreut, erregt natürlich den Neid Ihrer Kollegen."

"Aber wie kann man nur neidisch sein, das habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht verstanden und begriffen," meinte der Baron. „Aber halt,“ besann er sich gleich darauf, „einmal bin auch ich in meinem Leben neidisch gewesen, und zwar ganz gehörig. Es ist schon ein paar Jahre her, da fuhr jeden, aber auch jeden Nachmittag bei meiner Wohnung ein alter Herr in seinem Juckerviererrzug vorüber, der das wundervolle Gespann trotz seinem hohen Alter mit wahrer Meisterschaft selbst lenkte. Den habe ich täglich um die Prachtgäule beneidet, bis ich dann ein paar Monate später von seinem plötzlichen Tode las. Da habe ich mich meines Neides geschämt, denn mit einer kleinen Variation könnte man das bekannte Wort von Ibsen ja dahin abändern: ‚Besitzt du alles, nur nicht das Leben, so wisse, man hat dir nichts an Besitz gegeben.‘“

Eine kleine Weile saßen die beiden noch im Gespräch zusammen, bis es für den Baron Zeit wurde, sich in seine Garderobe zu begeben, aber

schon auf dem Wege dorthin merkte er, daß der Direktor nicht zuviel gesagt hatte, wenn er ihm erklärte, daß er gestern mit seiner Ansage des Universalkünstlers bei den anderen böses Blut gemacht habe. Das ersah er ganz deutlich aus der zwar höflichen, aber doch kurzen Art, in der sein Gruß von den Kollegen erwidert wurde. Und die kleine Soubrette, die als blutige Anfängerin die erste Nummer arbeitete, fühlte sich anscheinend in ihrer Künstlerehre ganz besonders gekränkt und beleidigt, denn sie wußte überhaupt nicht, ob sie seinen Gruß erwidern solle oder nicht.

Als er an Doris Garderobentür vorbei kam, wartete Dori dort auf ihn, um ihn gleich zu fragen: „Baron, wollen wir nach der Vorstellung zusammen Abendbrot essen, aber wir beide bitte ganz allein, ich muß Sie sprechen.“

Er konnte sich denken, was sie auf dem Herzen hatte, so fragte er gar nicht weiter, sondern meinte lediglich: „Aber gewiß, Dori, und ich freue mich darauf. Wenn es dir recht ist, gehen wir nachher in mein Hotel. Da können wir in einer der Nischen ganz ungestört plaudern.“ Dann aber erkundigte er sich: „Ist dir der gestrige Abend gut bekommen?“

Dori schüttelte ganz traurig den Kopf: „Wie wäre das wohl möglich, baron, wenn der Abend

einem am nächsten Tag durch die sogenannten lieben Nächsten derartig veregelt und verdorben wird?"

„Daraus muß man sich nichts machen, Dori, über so etwas muß man erhaben sein,“ versuchte er sie zu trösten, „nun aber auf Wiedersehen nach der Vorstellung; wo treffen wir uns?“

„Ich werde hier auf Sie warten.“

„Dann also rein in den Frack,“ verabschiedete er sich von ihr, und wohl, weil der Direktor ihn so lange festgehalten hatte, geschah es heute zum erstenmal, daß er noch nicht ganz mit dem Umziehen fertig war, als das Klingelzeichen ihn auf die Bühne rief.

Das bringt kein Glück, sagte er sich unwillkürlich. Dann beeilte er sich, so schnell er es nur konnte; aber der Satan mußte seine Hand im Spiele haben, denn die verfluchte Krawatte wollte und wollte heute nicht sitzen.

Da klingelte es zum zweitenmal. „Ja, ja, ich komme schon,“ rief er so laut, als ob es auf der Bühne gehört werden sollte, „aber ich kann doch nicht ohne Krawatte kommen. Herrgottsakramentnochmal, was hat das Ding denn nur?“

Na endlich, endlich saß sie, allerdings nach seiner ehrlichsten Überzeugung nicht annähernd so gut wie

sonst. Aber sie saß wenigstens, und bald darauf betrat er die Bühne.

Wie immer ließ er, bevor er zu sprechen begann, die ersten dichten Tabakwolken, die ihm jetzt entgegenschlugen, nachdem der Vorhang zur Seite gezogen war, über sich ergehen, und als er unterdessen einen Blick in den Saal warf, sah er zu seiner Freude, daß er auch heute schon sehr gut besucht war. Aber der starke freundliche Beifall, der ihn gestern begrüßt hatte, blieb heute aus. Wohl versuchten ein paar Hände zu applaudieren, aber da sie die einzigen waren und blieben, hörten sie bald wieder damit auf.

Solltet ihr lieben Leutchen zur Abwechslung heute abend mal wieder „doof“ sein? dachte er, als im Gegensatz zu gestern abend kaum eins seiner einleitenden Worte zündete, und als er sich ohne jeden Erfolg bemühte, den Kontakt zwischen der Bühne und dem Publikum herzustellen. Und leider behielt er mit seiner Vermutung recht. Es war, als wenn sich die Mißstimmung, die hinter den Kulissen herrschte, auf das Publikum übertrüge, denn das war und blieb kalt und zurückhaltend. Die kleine Soubrette trug ihre Lieder vor, ohne daß sich nach dem ersten oder zweiten auch nur eine Hand gerührt hätte, und auch als sie abging, war der Applaus so schwach, daß sie mit hellen Tränen

in den Augen vor dem Baron stehenblieb und ihn ganz bekümmert fragte: „War ich denn heute so schlecht?“

Der gab sich alle Mühe, sie zu trösten: „Nein, Kindchen, Sie haben Ihre Sache genau so gut gemacht wie immer. Daß Sie keine Adelina Patti sind, werden Sie allerdings wohl selber wissen, aber daß Sie keinen Beifall ernteten, lag trotzdem nicht an Ihnen. Trösten Sie sich damit, daß es uns allen heute nicht besser gehen wird.“

Und damit behielt er recht. Es schlug nichts, aber auch nichts ein. Dieselben Witze, die gestern stürmische Heiterkeit erweckt hatten, ließen ganz kalt. Keine Nummer hatte mehr als höchstens einen höflichen Achtungserfolg, und als er selbst seine Sachen erzählte, hatte er nur den einen Wunsch: wenn du nur erst wieder von der Bühne herunter wärst. Es war, als wenn da unten im Saal eine Gesellschaft von leblosen Puppen säße. In Schweiß gebadet kam jede Nummer des Programms wieder in die Garderobe. Ein jeder hatte sein möglichstes getan und versucht, damit die Leute da unten vielleicht doch noch etwas auftauten, und doch hatte jeder ganz genau im voraus gewußt, daß ihm das nicht gelingen würde, denn wenn einmal keine Stimmung da war, war die auch nicht aufzubringen, dann war nichts zu wollen und nichts zu

machen, daran konnte der beste aller Conférencier, die größte Stimmungskanone und der berühmteste Künstler nichts ändern. War „die Bande“, wie man in solchem Falle das Publikum nannte, nicht in der Stimmung, hatte es von Hause aus schlechte Laune mitgebracht, saß es da unten, nicht um sich zu amüsieren, sondern anscheinend, um sich zu langweilen, fragte es sich bei jeder Darbietung: was soll der Blödsinn, dann konnte man jeden einzelnen im Publikum ruhig drei Stunden lang mit einer Pfauenfeder kitzeln, aber lachen tat er auch dann noch nicht.

Na, wie alles in der Welt, ging auch die heutige Vorstellung vorüber, und alle atmeten mehr als erleichtert auf, als endlich Schluß war. Derselben Ansicht schien auch das Publikum zu sein, denn während gestern noch sehr, sehr viele sitzengeblieben waren, erfolgte heute sofort ein allgemeiner Aufbruch, und als Baron Altenborn mit Dori, nachdem er sich umgezogen und Dori aus ihrer Garderobe abgeholt hatte, durch den Saal ging, lag er schon ganz leer und verlassen da. Nur die Kellner waren noch damit beschäftigt, abzuräumen.

„Na, wie war das Geschäft heute, Herr Ober?“ fragte er einen im Vorübergehen.

„Wenn es jeden Tag so wäre, könnte man sich aufhängen, Herr Baron,“ lautete die Antwort. „In

allen Revieren ist nicht eine einzige Flasche Sekt getrunken worden, nur der allerbilligste Mosel, und von dem an den meisten Tischen auch nur eine einzige Flasche. Das war heute mal wieder ein Tag, den kein Gott, sondern der Satan machte. Schön ist was anderes. Ich habe mich nur darüber gefreut, daß ich Kellner und kein Künstler bin, denn wenn ich vor dem Publikum hätte auf der Bühne arbeiten müssen — na, weiß Gott, beneidet habe ich heute keinen von Ihnen."

Da stand plötzlich der Page vor ihm: „Wollen nicht wenigstens der Herr Baron mir noch ein paar Zigarren abkaufen? Nicht eine einzige bin ich den ganzen Abend über losgeworden. Gestern habe ich an Prozenten und Trinkgeldern beinahe zwanzig Mark verdient und heute keine zehn Pfennig."

Der Baron steckte sich ein paar Zigarren in die Tasche, dann trat er mit Dori auf die Straße, und kaum waren sie draußen, da wollte sie ihrem Herzen Luft machen, aber er winkte ab: „Erst Abendbrot essen, Dori, dann schelten. Vorher verdirbt man sich damit den Appetit, und hinterher denkt man über manches anders. Erst erzähle mal, wie lange hast du denn geschlafen? Ich fürchtete schon, du würdest es heute morgen vergessen, den Direktor in seinem Bureau aufzusuchen, aber wie er mir sagte, bist du bei ihm gewesen. Er will

unter allen Umstände, daß du noch bleibst, sogar mit erhöhter Gage. Das freut mich für dich, allerdings weiß ich ja nicht, was du jetzt hast."

„Wenn Sie mich fragen, lieber Baron, wahrheitsgemäß dreißig Mark den Tag und die Nachmittagsvorstellung extra. Wenn die lieben Kollegen meine Gage wissen wollen, habe ich natürlich viel mehr.“

„Warum müßt Ihr denn in der Hinsicht nur immer schwindeln?“ meinte der Baron. „Das verstehe ich nicht und werde ich nie verstehen. Allerdings habe ich zum Lügen überhaupt kein Talent. Früher als Junge habe ich natürlich auch gelogen, und zwar nicht zu knapp, ich habe dafür meine väterliche Keile bekommen. Aber seitdem ich erwachsen bin? Ich hatte mal eine Freundin, Dori, die war bildhübsch, und ich hätte mich vielleicht nie oder erst nach sehr langer Zeit von ihr getrennt, wenn ich nicht eines Tages ganz zufällig dahinter gekommen wäre, daß beinahe jedes Wort, das sie im Laufe unseres Zusammenlebens zu mir sprach, eine Lüge war. Sie mußte lügen, das war krankhaft an ihr, sie konnte gar nicht anders. Und da habe ich vor allem, was lügen heißt, einen solchen Abscheu bekommen, daß ich selbst keine mehr über die Lippen bringe, obgleich ich mir dadurch schon oft geschadet und mir manchen Feind gemacht habe.“

„Das glaube ich Ihnen gern, lieber Baron,“ stimmte sie ihm bei, „denn ohne zu lügen geht es doch wirklich nicht.“

„Lügst du auch, Dori?“ fragte er sie plötzlich unvermittelt, ohne zu wissen, wie er dazu kam.

„Ja,“ gab sie offen und ehrlich zur Antwort, „das bringt doch schon unser Beruf mit sich.“

„Das meine ich natürlich nicht, Dori,“ fragte er weiter, „aber lügst du auch als Mensch, in deinem persönlichen Verkehr, und vor allem, belügst du auch mich?“

„Inwiefern sollte ich Sie wohl belügen, lieber Baron?“ und mit leiser Stimme, die ihm bewies, daß sie sich schämte, setzte sie hinzu: „Wissen Sie nicht alles von mir? Mehr als Ihnen lieb ist?“

Ja, das wußte er, deshalb sah er jetzt ein, daß seine Frage überflüssig gewesen war, und schon, um auf ihre letzten Worte nicht weiter eingehen zu müssen, brachte er das Gespräch schnell wieder auf gleichgültige Dinge, bis sie das Hotel erreicht hatten.

Im Restaurant war es um diese Stunde schon ganz leer, die Kellner standen gelangweilt herum und gähnten die Wände an. So freuten sie sich, als er jetzt mit Dori erschien, da gab es für sie doch wenigstens etwas zu tun und zu verdienen.

Und für sie beide hatte es den Vorzug, daß sie sehr schnell bedient wurden. Schon in kürzester Zeit stand das Essen, das sie sich nach der Karte ausgesucht, vor ihnen, und hungrig wie sie beide waren, ließen sie es sich gut schmecken, ohne dabei mehr als ein paar flüchtige Worte miteinander zu wechseln, bis Dori dann, als der Kellner abgeräumt und er sich seine Zigarre angebrannt hatte, fragte: „So, lieber Baron, darf ich nun schimpfen?“

„Immer schimpf', Dori,“ meinte er lustig.

Und Dori schimpfte und schalt, und sie brauchte sich dabei um so weniger Zwang aufzuerlegen, als die Kellner sich auf einen Wink hin, den der Baron ihnen gegeben, zurückgezogen hatten, so daß kein Lauscher in der Nähe war.

Ach, und Dori hatte soviel auf dem Herzen, sie sprach über das Verhalten der Kollegen gegen den Direktor, über die Vorhaltungen, die man ihr gemacht, weil sie sich dem heute mittag gefaßten Beschluß nicht gefügt und nicht auch ihrerseits eine Erhöhung der Gage während der Krankheit des Komikers verlange, sie erzählte von dem Neid der anderen über die gestrige Einladung, über die erhaltenen Geschenke, um zum Schluß zu fragen: „Und wissen Sie, Baron, was mich bei der Bagage —“

„Na, na, Dori,“ schalt er, „so spricht man nicht von seinen Kollegen.“

Aber Dori ließ sich nicht beirren: „Es ist eine, das weiß ich besser. Sie kommen nicht täglich soviel mit den anderen in Berührung wie ich. Sie halten sich die Gesellschaft drei Schritte vom Leib, da können Sie nicht mitreden. Aber ich, ich kenne die Bande. Und da frage ich nochmals: wissen Sie, was mich bei der Bagage am meisten geärgert hat?“

„Wie soll ich das denn wissen, Dori, das muß du mir schon sagen.“

Aber das sagte sie nun doch nicht gleich, sondern wurde rot und verlegen und sah sich scheu und ängstlich um, ob wirklich keiner sie höre.

„Was ist es denn nur, Dori?“ fragte er verwundert. „Mir wirst du es doch sagen können?“

„Ich will es Ihnen auch sagen, Baron,“ aber sie machte doch wieder eine Pause, als könne sie sich nicht entschließen, zu sprechen. Dann aber nahm sie ihren Mut zusammen und erklärte mit ganz leiser Stimme, während sie ihn dabei nicht anzusehen wagte: „Die anderen haben mich heute mittag ganz verächtlich und so, als wäre ich das verdorbenste Geschöpf von der Welt, gefragt, was ich denn gestern abend überhaupt in der Herrengesellschaft zu suchen gehabt hätte.“

Dem Baron war zumute, als hätte er eins auf

den Kopf bekommen. Er hatte gestern mittag in seinem Hotelzimmer darüber nachgedacht, ob er sie vielleicht heiraten könne! Ja, die Frage hatte ihn auch gestern abend beschäftigt, als er sah, wie absolut damenhaft sie sich benahm und als er sich zu seiner Freude eingestehen mußte, daß er sie jederzeit in jede Gesellschaft bringen könne, ohne daß sie durch ihr Benehmen auch nur irgendwie im geringsten Anstoß erregen würde. Und doch täuschte er sich auch in diesem Augenblick nicht darüber, daß er Dori liebte. Er konnte ihr auch nicht böse sein, er konnte sie auch nicht verachten, schon weil sie sich vor sich selbst schämte. Ein Mädel aber, welches das tat, war nicht schlecht und nicht verdorben. Nur der Verkehr mit einem Mann konnte sie retten, und so groß, so stark und ehrlich war um ihrer selbst willen der Wunsch, ihr zu helfen, daß er bereit war, auf seine eigenen Wünsche zu verzichten und sie einem anderen Mann zu überlassen, wenn sie lieber mit diesem als mit ihm zusammen gewesen wäre. Das und vieles andere hätte er ihr gern gesagt, aber er dachte an das Versprechen, das er ihr gegeben, mit keinem Wort auf das, was sie ihm auf der Reise sagte, zurückzukommen, bis sie nicht selbst wieder davon anfinde.

Es herrschte zwischen ihnen ein langes, tiefes Schweigen. Keiner von ihnen sprach, nur von Zeit

zu Zeit warf Dori ihm einen scheuen Blick zu, als wolle sie seine geheimsten Gedanken erraten, als wolle sie ihn für den Schmerz, den sie ihm bereitet, um Verzeihung bitten. Sie erriet, wie er litt, denn wenn er es ihr auch noch nie mit einem Wort gesagt hatte, sie wußte es doch schon längst, daß es nicht nur seine Sinne waren, die sie begehrt. Aber er sollte und durfte sich nicht auch mit seinem Herzen an sie hängen, deshalb vermied sie, seitdem sie hier waren, jedes Zusammensein mit ihm, deshalb hatte sie ihn auch nicht des Mittags zum Essen in dem Hotel aufgesucht, und auch das hatte mitgesprochen, als sie dem Direktor heute morgen wieder erklärte, sie wisse noch nicht, ob sie im nächsten Monat bleiben könne. Deshalb war sie auch in Angst und Unruhe, ob der Direktor, der keinen Widerspruch ihrerseits hatte gelten lassen, es nun hinter ihrem Rücken versuchen würde, sie bei ihrer anderen Direktion freizubekommen.

„Und dann wollte ich noch etwas anderes mit Ihnen besprechen, lieber Baron,“ nahm Dori endlich das Wort, und sie sah es ihm an, er war so in Gedanken vertieft gewesen, hatte ihre Nähe vorübergehend so vollständig vergessen, daß er nun bei dem Klang ihrer Stimme zusammenfuhr, um sie zuerst völlig erstaunt anzustarren, als wisse er gar nicht, woher sie sie plötzlich käme. Und er hatte auch

ihre Worte nicht verstanden, denn er fragte jetzt: „Wie meinst du eben?“

„Daß ich noch eine andere Sache mit Ihnen besprechen muß, Baron, denn ich habe mich entschlossen, am Sonntag nicht mit zu dem Generaldirektor zu gehen, und ich möchte Sie bitten, für mich abzusagen.“

„Das geht nicht, Dori,“ widersprach er bestimmt, „ich habe heute morgen mit Fräulein Hertha, der Tochter des Hauses, telephonierte, ihr auf Grund deines gestrigen Einverständnisses auch deine Zusage gegeben, und die kann ich nun nicht wieder rückgängig machen, zumal sie sich sehr darauf freut, daß du mitkommst. Wir werden nicht die einzigen Gäste sein, es kommen verschiedene junge Damen und Herren, die uns, also auch dich, vom Kabarett her kennen. Eine nachträgliche Absage ist unmöglich, und zu der liegt auch gar keine Veranlassung vor, denn daraus, daß die Kollegen neidisch sind und es dir nicht gönnen, dort mit mir zusammen eingeladen zu sein, wirst du dir doch hoffentlich und sicher nichts machen.“

„Daraus ganz gewiß nicht,“ stimmte Dori ihm bei, „und wenn es weiter nichts wäre“ — und dann setzte sie nach einer kleinen Pause stockend und schwer mit sich kämpfend, als wisse sie selbst nicht, ob sie alles sagen könne und solle, hinzu: „Wissen

Sie wohl, Baron, womit die anderen mir heute mittag, als ich nicht mit ihnen zusammen gegen den Direktor vorgehen wollte, wissen Sie wohl, womit die mir da gedroht haben, weil sie glaubten, mich dadurch gefügig machen zu können? Sie wollen an den Generaldirektor schreiben und ihn warnen, seine Tochter mit mir in Berührung zu bringen, damit ich nicht etwa mit ihr Freundschaft schlüsse!"

Der Baron sah sie ganz entsetzt an: „Ist denn so etwas überhaupt nur denkbar?“

„Kennen Sie die Menschen wirklich so wenig, lieber Baron,“ fragte sie zurück, „daß Sie immer noch glauben, es gäbe irgendeine Niederträchtigkeit, deren die Menschen, ganz einerlei welchen Standes und Berufes, nicht fähig wären?“ Und dann meinte sie: „Und da möchte ich auch schon deshalb absagen, damit die anderen ihre Drohung nicht vielleicht ausführen.“

„Das werden die ganz bestimmt nicht tun,“ erwiderte er nach kurzem Besinnen. „Einen solchen Brief mit seinem Namen zu unterschreiben, würde jeder zu feige sein, und darauf, daß ein anonymer Brief nicht den beabsichtigten Zweck erreicht, möchte ich mich verbürgen.“

„Aer Sie werden es mir nachfühlen, Baron, daß ich selbst einen solchen vermeiden möchte.“

„Auch der wird nicht geschrieben werden, Dori,“ entschied er nach abermaliger kurzer Überlegung, „der Absender muß doch damit rechnen, daß der Generaldirektor mir den anonymen Brief übergibt, und daß es dann mit Hilfe der Direktion, die ja von jedem von uns etwas Schriftliches in Händen hat, eine Kleinigkeit ist, die Handschrift festzustellen.“ Und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Du gibst dich wirklich ganz unnötigen Befürchtungen hin, Dori. Deshalb wiederhole ich noch einmal, du hast nicht den kleinsten Grund, abzusagen, und du würdest dadurch Fräulein Hertha, und nicht nur sie, aufrichtig verstimmen, denn eben fällt mir wieder ein, daß sie mich am Telephon bat, dir zu bestellen, auch eine ihrer Freundinnen, ein Fräulein Welldorf, oder so ähnlich, sei da, die habe extra darum gebeten, mit dir zusammen eingeladen zu werden, und die freue sich schrecklich darauf, dich kennenzulernen.“

„Dann komme ich nicht — dann komme ich ganz bestimmt nicht, und wenn Sie sich auf den Kopf stellen, Baron, dann komme ich nicht,“ stieß Dori mit allen Anzeichen höchster Erregung hervor, und als er sie nun ansah, bemerkte er, daß sie totenblaß geworden war.

„Was hat denn das nun wieder zu bedeuten?“ fragte er nicht nur völlig überrascht, sondern auch

merklich verstimmt, weil sie nun wieder einen anderen Grund hatte oder vorschützte, absagen zu wollen.

„Das — das — kann ich nicht sagen, Baron, das — kann ich nicht, das — das — darf ich auch nicht,“ kam es endlich stoßweise über ihre Lippen.

„Und wenn ich es trotzdem wissen will, Dori?“ fragte er mit strenger Stimme, und fuhr gleich darauf fort: „Warum willst du denn nicht mit Fräulein Welldorf zusammentreffen? Kennst du sie, und ist sie dir aus irgendeinem Grunde so unsympathisch, daß du ein Zusammentreffen mit ihr vermeiden willst?“

Dori saß da und rang die Hände, während ihr Gesicht zugleich einen so verzweifelten Ausdruck bot, daß er jetzt beschwichtigend und beruhigend seine Rechte auf ihre beiden Hände legte. Dann bat er mit weicher Stimme: „Hab' Vertrauen zu mir, Dori, sage mir, was vorliegt, nur dann kann ich dir auch in diesem Falle raten.“

Voller Güte sprach er auf sie ein, aber trotzdem dauerte es lange, bis sie endlich erklärte: „Schön, Baron, ich will Ihnen auch das sagen, aber vorher müssen Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben, daß Sie von dem, was ich Ihnen jetzt anvertraue, niemals, keinem Menschen gegenüber, wer es immer sei, auch nur die kleinste Silbe verraten.“

„Darauf gebe ich dir mein Wort, Dori, und ich werde es auch halten,“ gab er mit einer Stimme zur Antwort, die ihr verriet, daß sie sich darauf verlassen könne.

„Dann will ich es Ihnen sagen, Baron,“ und nachdem sie sich abermals scheu umgesehen, ob auch jetzt kein unberufener Lauscher in der Nähe wäre, sagte sie ganz leise, beinahe flüsternd: „Ich weiß nicht, Baron, ob Ihnen irgend jemand schon etwas davon erzählt hat — die lieben Kollegen, die in solchem Falle ja immer lügen und übertreiben, behaupten sogar, es wäre aufgefallen — da war letzt-hin des Abends mal bei uns im Kabarett eine sehr hübsche, rothaarige, junge Dame —“

„Also ist doch etwas Wahres an dem, was ich ganz zufällig gehört habe,“ unterbrach er sie streng und vorwurfsvoll, „und dabei hast du mir fest versprochen, daß du wenigstens hier in diesem Engagement hinter meinem Rücken —“

„Das habe ich aber auch nicht, lieber Baron,“ unterbrach sie ihn, um sich gleich darauf zu verteidigen: „Dafür, daß die junge Dame im Kabarett war, und daß sie da gleich Gefallen an mir gefunden haben muß, kann ich doch nichts.“

„Aber du sollst auch deinerseits mit ihr kokettiert haben,“ schalt er, während er ganz deutlich fühlte,

wie von neuem die Eifersucht in ihm wach wurde. „Du siehst, Dori, ich bin ziemlich genau unterrichtet, und wenn ich trotzdem mit dir noch nicht darüber sprach, es auch nicht getan hätte, wenn du nicht davon angefangen hättest, dann unterließ ich es, weil ich den Klatsch nicht glaubte, an den auf Grund dessen, was du mir im Speisewagen sagtest, nicht glauben wollte und erst recht nicht glauben konnte,“ bis er nun nach einer kleinen Pause, während der er vergebens darauf gewartet hatte, daß Dori etwas erwidern würde, fortfuhr: „Na, sprechen wir jetzt nicht weiter darüber. Nur eins möchte ich noch wissen, denn das ist mir ganz unverständlich. Was hat die junge Dame aus dem Kabarett damit zu tun, daß du nicht mit zu dem Generaldirektor kommen willst, oder daß du es nicht kannst, wie du behauptest?“

„Aber die und Fräulein Welldorf, von der Fräulein Lindner Ihnen am Telephon sprach, sind doch ein und dieselbe,“ klärte Dori ihn auf.

Der Baron saß da und starrte sie eine ganze Weile an, bevor er fragte: „Irrst du dich da auch nicht, Dori, weißt du das ganz genau?“

„Ganz genau, Baron,“ und als er sie immer noch zweifelnd ansah, fuhr sie fort: „Fräulein Welldorf hat mir doch geschrieben, mir ihre Freundschaft angeboten und mich gebeten, ihr die meine

zu schenken, denn seit ihrem zweijährigen Aufenthalt in einem großen Schweizer Pensionat habe sie keine Freundin mehr gehabt. Hier könne sie keine finden, und da würde ich es ihr wohl ohne weiteres nachfühlen, wie sie sich nach einer solchen sehne. Und gleich, als sie mich zum erstenmal auf der Bühne gesehen, sei nicht nur der Glaube, sondern die Gewißheit in ihr wach geworden, daß gerade wir beide uns sehr gut verstehen würden," und sie schloß: „So, nun wissen Sie alles, Baron, kann ich auch jetzt noch nach Ihrer Ansicht die Einladung annehmen?“

Er saß in tiefem Nachdenken da, dann erwiderte er fest und bestimmt: „Das mußst du sogar.“

Dori sah ihn an, als habe sie ihn nicht richtig verstanden: „Das muß ich sogar?“ gab sie seine Worte zurück.

„Ja, das mußt du, Dori,“ wiederholte er, „denn ich will es. Du mußt mit der jungen Dame zusammentreffen, du mußt sie persönlich kennenlernen, und du brauchst dich dabei durch meine Gegenwart in keiner Weise geniert oder auch nur beobachtet zu fühlen. Ich mache dir auch keinerlei Vorschriften. Ihr beide könnt meinerwegen miteinander sprechen und besprechen, was Ihr wollt, aber dafür verlange ich um meiner selbst willen von dir, Dori, wenn

wir die Gesellschaft verlassen haben und zur Stadt zurückfahren, daß du mir dann, wenn ich dich danach frage, so offen und wahr, wie du es nur immer kannst, erzählst, ob du mit Fräulein Wellendorf Freundschaft geschlossen hast oder nicht. Das mußt du mir sagen, denn von allem anderen, was ich dabei denke, ganz abgesehen, habe ich deine ewigen Geheimnisse vor mir nun satt. Und wenn du auch dieses Mal dein mir in der Hinsicht gegebenes Versprechen nicht hältst, dann —“

Dori hatte voller Aufmerksamkeit jedem seiner Worte gelauscht, jetzt reichte sie ihm die Hand: „Ich werde Ihnen alles sagen, was Sie nur wissen wollen, lieber Baron.“ Und es brannte ihr auf der Zunge, ihn zu fragen: Warum sprachen Sie nicht zu Ende, was wollten Sie mit Ihrem „dann“ sagen? Aber sie fand nicht den Mut zu dieser Frage, und die wäre auch überflüssig gewesen, denn als sie jetzt in sein Gesicht sah, verstand sie ihn auch so, denn in dem stand klar und deutlich geschrieben: dann ist es aus zwischen uns, Dori, dann würde alles in mir ersterben, was ich bisher für dich empfand, dann wärst auch du für mich weiter nichts mehr als eine Nummer unseres Programms.

Und was Dori da in seinen starren, unbeweglichen, fest entschlossenen Zügen las, entsprach auch

der Wirklichkeit, und das sagte er sich selbst immer wieder, als er Dori bald darauf von einem Hotelangestellten, der denselben Weg wie sie gehen mußte, hatte nach Hause bringen lassen, und als er in seinem Zimmer war. Und wenn er es auch voraussah, daß er sehr darunter leiden würde, wenn er Dori für immer verlieren sollte, lieber ein schnelles, wenn auch trauriges Ende, als vielleicht noch lange Zeit diese beständige Unruhe und die bei dieser seiner dann ganz zweck- und aussichtslosen Liebe doppelt und dreifach quälende und marternde Eifersucht, die ihn zuweilen so packte, daß er sich des Morgens nicht einmal bei seiner Arbeit konzentrieren konnte.

Auch als er sich endlich schlafen gelegt hatte, lag er noch lange wach, aber am nächsten Morgen fühlte er sich zu seiner größten Verwunderung so frisch wie lange nicht, und auch seine Arbeit ging ihm so flott von der Hand, daß er darüber beinahe seinen gewohnten Spaziergang vor Tisch vergessen hätte. Er mußte sich gewaltsam zwingen, endlich die Feder aus der Hand zu legen. Dann aber machte er sich auf den Weg, um, wie er sich schon gestern vorgenommen hatte, dem Komiker Mertens, allerdings mehr aus Höflichkeit, als weil es ihm ein Herzensbedürfnis gewesen wäre, im Krankenhaus einen Besuch abzustatten, der ihm leider die Gewißheit brachte, daß es noch eine ganze Weile

dauern würde, bis er wieder auftreten könne. Die Kopfwunde ging der Heilung entgegen, aber der Gipsverband am Arm konnte vorläufig noch nicht abgenommen werden, und damit konnte er sich doch nicht auf die Bühne stellen. Und doch pochte die finanzielle Not an die Tür. Vorläufig bezahlte der Direktor ja noch, aber ewig konnte er das auch nicht tun, und was dann, wenn er sich einen neuen Komiker kommen ließ, schon weil ein solcher im Programm wirklich fehlte? Da war es ausgeschlossen, daß der Direktor in der bisherigen Weise weiter helfen würde. Er selbst hatte der jungen Frau, die er am Krankenbett ihres Mannes traf, und die ihn nach Schluß der Sprechstunde ein Stück Weges begleitete, einen Fünfigmarkschein in die Hand gedrückt, und von ihren Tränen und ihrem Jammer gerührt, versprochen, darüber nachdenken zu wollen, wie ihr weiter geholfen werden könne, aber allzu ernstlich hatte er selbst nicht daran geglaubt, daß ihm das möglich sein würde. An wen sollte er sich deshalb auch wohl wenden? An den Generaldirektor, den er doch noch kaum kannte? Das widersprach seinem Empfinden, obgleich er ja nicht für sich selbst bitten würde. Sollte er seine Schlaraffenbrüder veranlassen, sich seines Kollegen anzunehmen? Die hatten, wenn es sich um einen der ihrigen handelte, stets eine offene Hand, aber

ob sie die auch für einen Fremden haben würden, zumal die Notlage einiger Logenbrüder gerade groß genug war? Außerdem war er hier erst einmal in einer Sitzung der Schlaraffen gewesen und hatte mit denen noch keine allzu enge Fühlung gewonnen. Und die Herren, die er letztthin des Vormittags im Hotel kennenlernte? Auch die zu bitten, würde er sich schwer entschließen können, und außerdem war es eine alte Geschichte, daß gerade diejenigen, denen das Geld sehr locker saß, wenn sie Champagner tranken, oder sich sonst für ihr Geld amüsierten, jeden Groschen dreimal umdrehten, wenn sie den für etwas ausgeben sollten, von dem sie selbst nichts hatten. Da war ihm schließlich der Gedanke gekommen, für den erkrankten Kollegen vielleicht eine Wohltätigkeitsvorstellung zu arrangieren, aber auch das war nicht so einfach, denn diese mußte als Nachtvorstellung stattfinden, einmal, um die Direktion, die ihren Saal zur Verfügung stellte, nicht um die Einnahmen des Abends zu bringen, dann aber auch, weil eine Nachtvorstellung stets einen besonderen Reiz ausübte, zumal wenn für die ein Extraprogramm geboten wurde. Aber ein solches Fest erforderte endlose Vorbereitungen, machte viel, viel Arbeit, und er sah es schon jetzt voraus, daß man die zum größten Teil ihm, als dem Vater des Gedankens, aufbürden

würde, und davor graute ihm, wenn er nur daran dachte. Na, aber vorläufig war es ja auch noch nicht so weit, erst kam nun mal der Sonntag.

Und als der Tag da war, hielt das auffallend schöne Auto des Generaldirektors pünktlich auf die Minute vor dem Hotel, um ihn und die Dori abzuholen. Es war für sie beide ein großes Vergnügen, so dahinzufahren, und Dori hätte ihrer Freude darüber sicher sehr lebhaft Ausdruck verliehen, wenn er ihr nicht deutlich eine gewisse Verlegenheit und Unruhe angemerkt hätte. Er wußte ja, was sie beschäftigte, deshalb vermied er es, ebenso wie er es in den letzten Tagen getan, absichtlich, auch nur mit einem Wort auf die bevorstehende Begegnung zwischen ihr und Fräulein Welldorf zurückzukommen, und erst recht unterließ er es, ihr irgendwelche Verhaltensmaßregeln zu geben. Alles Weitere lag nun bei ihr. Er vermied alles, was sie irgendwie unruhig und verlegen hätte machen können, er plauderte mit ihr über ganz gleichgültige Dinge, zeigte ihr bald dieses oder jenes schöne Haus mit den großen Gartenanlagen, an denen sie vorüberfuhren, und er verstand es sogar, seine eigene scheinbare Ruhe und Gelassenheit so auf sie zu übertragen, daß auch sie keinerlei Befangenheit mehr verriet, als der Wagen vor der großen schönen Villa des Generaldirektors hielt.

Ein Diener war ihnen behilflich, die Sachen abzulegen, dann führte er sie in den Empfangsraum, in dem der Hausherr und seine Tochter ihnen gleich entgegenkamen, um sie in herzlichster Weise zu begrüßen und um sie den anderen Gästen vorzustellen. Dori war ja allen persönlich fremd, ihn selbst hatten die meisten, wie sie ihm erklärten, schon neulich im Kabarett kennengelernt und schüttelten ihm wie einem alten guten Bekannten die Hand, ohne daß er auch nur die leiseste Ahnung davon gehabt hätte, einen von ihnen schon jemals gesehen zu haben. Ja, er gestand sich bei seinem miserablen Wiedererkennungsvermögen ein, daß er sogar nicht einmal Fräulein Hertha wiedererkannt haben würde, wenn sie ihn nicht willkommen geheißen hätte. Allerdings sah sie heute nach seiner ehrlichsten Überzeugung so außerordentlich vorteilhaft aus, daß sie eine ganz andere zu sein schien, und daß sie mit dem Fräulein Hertha, das ihm bisher allerdings ja erst zweimal begegnet war, oder richtiger dreimal, wenn er die kurze Begegnung auf der Straße mitrechnete, nicht die leiseste Ähnlichkeit hatte.

Man stand nur wenige Minuten plaudernd zusammen, als schon die Türen nach dem Speisezimmer geöffnet wurden. Der Generaldirektor, der die einzig anwesende ältere Dame zu seiner Rech-

ten, Dori zu seiner Linken führte, bat den Baron, seiner Tochter den Arm zu reichen, und kurz darauf hatten alle an der hübsch gedeckten und mit frischen Blumen geschmückten Tafel Platz genommen, an der auch bald eine lebhaftere, wenn auch harmlos fröhliche Unterhaltung herrschte, bis sie dann wenigstens zwischen dem Baron und Fräulein Hertha das allzu Oberflächliche verließ und wirklich nett und anregend wurde.

Und je länger er sich mit ihr unterhielt, desto dankbarer empfand er es, daß sie ihn mit keinerlei Fragen quälte, wie schon so zahllose andere es taten, die es immer wieder wissen wollten, wie er, gerade er, nur zum Kabarett gekommen sei, wie er sich in dem ihm doch ganz fremden Milieu wohl fühlen könne, wie er sich mit den Kollegen und Kolleginnen stände, ob es nicht schrecklich für ihn sei, nirgends ein wirkliches Heim zu haben, sondern alle vier Wochen in einer anderen Stadt zu sein, und was derartige ewige Wiederholungen, die ihn schon oft zur Verzweiflung brachten, mehr waren.

Aber alle diese Fragen schien sie gar nicht zu kennen, sie sah in ihm lediglich den Gast ihres väterlichen Hauses, und ebensowenig, wie sie einen anderen nicht ausgehorcht, sondern das ungezogen und taktlos gefunden hätte, so tat sie das auch

nicht bei ihm. Für sie war er, wie sie ihm deutlich zeigte, nicht der Kabarettmensch und Conférencier, sondern einzig und allein der Baron Altenborn. Und als er ihr im Laufe des Gespräches erzählte, daß er sich in seinen vielen freien Stunden schriftstellerisch betätige und hoffe, in absehbarer Zeit seinen ersten Roman herausbringen zu können, sagte er auch das, ohne daß sie ihn gefragt hätte, was er nur den ganze Tag über treibe, denn es müsse doch entsetzlich langweilig und geisttötend sein, vom Morgen bis zum Abend weiter nichts zu tun zu haben, als nur darauf zu warten, daß es Abend und damit Zeit würde, in das Kabarett zu gehen. Was er ihr sagte, erzählte er ihr lediglich, weil sich das aus dem, was sie gerade zusammen besprachen, ganz von selbst ergab, und er glaubte das auch tun zu können, ohne befürchten zu müssen, sie würde das so auffassen, als ob er mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit irgendwie renommieren wolle. Und als er ihr dann, dieses Mal allerdings auf eine Frage ihrerseits hin, verraten hatte, unter welchem Pseudonym er seine bisherigen kleinen Arbeiten veröffentlichte, da stellte es sich heraus, daß sie die eine und die andere kannte, was sie ihm dadurch bewies, daß sie ihm den Inhalt der kleinen Erzählungen mit kurzen Worten skizzierte. Das freute ihn natürlich ebenso, wie es

ihr Spaß machte, in ihm den Verfasser kennenzulernen. Damit war der Übergang zu einem Gespräch über die Literatur gekommen, und sie waren gerade in einer sehr lebhaften Debatte über ein letzthin erschienenenes Buch, das einiges Aufsehen erregt hatte, als der Generaldirektor an sein Glas schlug, um seine Gäste, insonderheit ihn und Fräulein Dorietta, die beiden liebenswürdigen Menschen und charmanten Künstler, die er heute zum ersten-, aber hoffentlich nicht zum letztenmal an seinem Tisch sähe, in sehr hübschen, herzlichen Worten willkommen zu heißen.

Alle erhoben sich von ihren Plätzen, um miteinander anzustoßen, und da geschah es zum erstenmal, daß er, als er auch mit Fräulein Welldorf über den Tisch hinüber anstieß, sie sich genauer ansah. Bisher war er Doris wegen seinem Vorsatz, so zu tun, als wäre Fräulein Welldorf gar nicht anwesend, treu geblieben. Als er ihr vorgestellt wurde, hatte er ihr lediglich seine Verbeugung gemacht und hätte, selbst wenn er gewollt, gar keine Zeit und Gelegenheit gehabt, sich ihre äußere Erscheinung näher einzuprägen. Auch während sie an der Tafel saßen, hatten seine Augen sie absichtlich nicht gesucht, und da viele Blumen in hohen Vasen auf dem Tisch standen, hatte er von ihr ebensowenig bemerkt wie von Dori. Jetzt sah

er auch erst, daß die beiden nebeneinander saßen, wohl weil sich eine andere Tischordnung nicht hatte ermöglichen lassen, da mehr junge Damen als Herren geladen waren.

Aber als er nun mit Fräulein Welldorf anstieß, da mußte er sich eingestehen, wohl nur selten ein so auffallend hübsches junges Mädchen gesehen zu haben; etwas mehr als mittelgroß, schlank und anscheinend sehr gut gewachsen, mit wundervollem dunkelrotem Bubikopf und großen goldbraunen Augen und schneeweißen Zähnen, die sie ihm etwas auffällig zeigte, als sie ihn freundlich anlachte.

Ja, sie war auffallend hübsch, und als alle nun wieder Platz genommen hatten, konnte er plötzlich doch der Versuchung nicht widerstehen, vielleicht etwas Näheres über sie zu erfahren. So erkundigte er sich denn mit einigen anscheinend ganz gleichgültigen Worten, wer denn die junge Dame sei, die neben Dori sitze.

„Aber das ist doch Fräulein Welldorf, von der ich Ihnen neulich am Telephon sprach, die so darauf brannte, Fräulein Dorietta endlich persönlich kennenzulernen, und die ich deshalb auch nebeneinander gesetzt habe, damit sie beide sich in aller Ruhe unterhalten können. Mein Vater wird leider nicht viel Zeit haben, sich Fräulein Dorietta zu widmen, denn wenn meine Tante, die er zur

Rechten führt, einmal spricht, dann hört sie damit auch nicht wieder auf, und der Tischherr, den ich Cilly gab, so heißt meine Freundin nämlich mit Vornamen, ist zwar ein anerkannt glänzender Tänzer, aber sonst ganz außerordentlich beschränkt, und da er das selbst weiß, ist er auf *Gesellschaften* froh, wenn seine Dame nicht von ihm verlangt, daß er sie unterhalten soll. Da können Fräulein Dorietta und Cilly also soviel miteinander plaudern, wie sie wollen, es wird sie keiner stören.“ Bis Fräulein Hertha jetzt fragte: „Finden Sie nicht auch, daß Cilly geradezu auffallend hübsch ist?“

Dem konnte er aus ehrlichster Überzeugung nur beistimmen, und unwillkürlich entschlüpfte ihm die Frage: „Wie kommt es nur, daß sie immer noch nicht verlobt und noch nicht verheiratet ist, an *Freiern* wird es ihr doch sicher nicht fehlen?“

„Im Gegenteil,“ bestätigte Fräulein Hertha. „Cilly ist hier in der Stadt eines der am meisten umworbenen jungen Mädchen, sie hätte schon die glänzendsten Partien machen können, wenn sie nur wollte, aber sie führt den Beinamen „Die Korbgeberin“, denn sie hat schon manchen Herrn mit einem solchen wieder nach Hause geschickt, und das ist etwas, was ich von ihr nicht verstehe. Ich habe ihr schon zahllose Male erklärt, allein die Vernunft geböte ihr, zu heiraten, denn ihre häuslichen Ver-

hältnisse sind alles andere als glänzend, da ihr Vater, ein Major a. D., lediglich auf seine Pension angewiesen ist, seitdem er, wie so zahllose andere, sein früheres sehr großes Vermögen verloren hat. Aber in der Hinsicht ist mit Cilly nicht zu sprechen, sie behauptet immer, zum Heiraten wäre sie mit ihren zweiundzwanzig Jahren noch viel zu jung, die Ehe käme immer noch früh genug, erst wolle sie sich amüsieren und namentlich tanzen, denn das Tanzen ist für sie alles. Vor ein paar Jahren hatte sie es sich mal in den Kopf gesetzt, als Tänzerin zum Kabarett oder zum Varieté zu gehen, schon um einen Beruf zu ergreifen und um durch den etwas zu verdienen. Ihre Eltern wollten aber nichts davon wissen; trotzdem aber hat sie den Gedanken immer noch nicht aufgegeben, und wenn sie eine Tänzerin persönlich kennenlernen kann, wie heute Ihre junge Freundin Dori, dann schwimmt sie in einem Meer von Entzücken."

Er hatte ihr voller Aufmerksamkeit, aber auch voller Freude, zugehört, denn alles, was er da zu hören bekam, schien ihm zu beweisen, daß er dieses Mal wirklich gar keinen Grund gehabt hätte, eifersüchtig zu sein, als Dori ihm von dem Brief erzählte, den Fräulein Welldorf ihr geschrieben, sondern daß es sich da und bei allem anderen bei Fräulein Welldorf lediglich um den ganz harm-

losen Wunsch handelte, in Dori nur die Bekanntschaft der talentvollen Tänzerin zu machen, von deren Kunst sie entzückt sein mochte. Wie oft kam es nicht vor, daß Künstler und Künstlerinnen jeder Art von jungen Mädchen der Gesellschaft angeschwärmt, angehimmelt und mit Briefen überschüttet wurden, noch dazu, wenn eines dieser jungen Mädchen, so wie hier Fräulein Welldorf, selbst den sehnlichen Wunsch hatte, zur Bühne zu gehen. Na, dieses Mal war seine Eifersucht sicher ganz grundlos gewesen, und unwillkürlich fiel ihm das alte, aber ewig wahre Wort wieder ein: Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft. Und er wußte ja selbst am besten, wieviel Leid sie ihm schon bereitet hatte.

Während er selbst für einen Augenblick allem, was sich ihm im stillen aufdrängte, nachhing, mußte Fräulein Hertha im Gegensatz zu ihm nicht nur mit ihren Gedanken, sondern auch mit ihren Blicken bei ihrer Freundin Cilly geweilt haben, denn sie meinte plötzlich: „Ich habe mir die beiden eben mal daraufhin angesehen, Baron, aber so hübsch wie Cilly auch ist, finden Sie nicht auch, daß Ihre junge Freundin noch hübscher ist?“

„Das ist eine Frage, die ich so schnell wirklich weder mit einem Ja noch mit einem Nein beantworten kann, gnädiges Fräulein,“ erwiderte er

nach kurzem Besinnen, „ich bin vielleicht deshalb in diesem Falle kein kompetenter Richter, weil ich Fräulein Dorietta zu oft sehe und mich schon zu sehr an ihren Anblick gewöhnt habe, als daß mir ihre Schönheit immer von neuem auffallen könnte. Sehr hübsch ist Fräulein Dorietta jedenfalls auch, wobei ich mir in aller Ehrerbietung die Bemerkung erlauben möchte, gnädiges Fräulein, daß die Dori, wie ich sie bei unseren freundschaftlichen Beziehungen kurzweg nenne, nicht meine junge Freundin ist, wie Sie sie eben zum zweitenmal nannten, wenigstens nicht in dem Sinne meine Freundin, den man im allgemeinen mit diesem Wort verbindet.“

„Wirklich nicht?“ fragte sie, ihn groß und verwundert ansehend, „und ich hatte es als selbstverständlich angenommen, daß Sie beide einander nahe ständen.“

„Aber es ist trotzdem, gnädiges Fräulein, wie ich Ihnen sagte, wäre es anders, hätte ich mir nicht erlaubt, den von Ihnen gebrauchten Ausdruck im allseitigen Interesse richtigzustellen. Und da interessiert Sie vielleicht noch eins, gnädiges Fräulein: Dori wollte zuerst heute nicht mitkommen, sie machte mich darauf aufmerksam, daß sie doch nur eingeladen wäre, weil Sie, gnädiges Fräulein, und Ihr Herr Vater vermuten würden, wir

gehörten zusammen. Ich widersprach dem, und nun hat Dori mit ihrer Vermutung doch recht behalten."

„Ja, ja, wir jungen Mädchen sind immer die Schlaunen," lachte Fräulein Hertha, aber dann ernst werdend, setzte sie hinzu: „Was Sie mir da von Ihrer jungen Freundin erzählten — bitte lassen Sie mich den Ausdruck ruhig weiter beibehalten, das nimmt mich für sie ein, das gefällt mir an ihr, das beweist, daß sie großen Takt hat. Und es fiel dem Vater und mir schon neulich im Speisewagen auf, sie hat so gar nichts von einer Künstlerin und von den Manieren einer solchen an sich. Ich wäre auch nie darauf gekommen, daß sie eine vom Brettl wäre, wenn sie nicht selbst von den Kollegen und Kolleginnen gesprochen hätte, die mit in demselben Zug saßen. Schade, daß der Monat schon so bald zu Ende ist, ich würde sie gern näher kennenlernen."

Jedes Wort, das Fräulein Hertha sprach, erfüllte ihn mit großer Freude, Doris wegen, aber auch um seiner selbst willen, denn wer hört es nicht gern, daß ein junges Mädchen, das man liebt, auch von anderen anerkannt und geschätzt wird. Und noch eins stimmte ihn froh, daß gerade Fräulein Hertha den Wunsch äußerte, Dori näher kennenzulernen. Dieser Umgang konnte für Dori

nur von Nutzen sein, das war für sie einmal etwas anderes als der Verkehr mit den Kolleginnen, und wer konnte wissen, ob eine nähere Bekanntschaft mit Fräulein Hertha nicht auch in anderer Hinsicht einen wohltuenden Einfluß auf sie ausüben würde. So sagte er jetzt: „Ich freue mich sehr herzlich, gnädiges Fräulein, und wäre Ihnen aufrichtig dankbar, wenn Sie der Dori wirklich ein klein wenig Interesse entgegenbringen würden. Gelegenheit dazu würde sich Ihnen wohl bieten, denn wenn es auch noch nicht ganz fest steht, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß Dori auch im nächsten Monat noch hierbleibt.“

„Das ist ja famos,“ meint Fräulein Hertha, „da werde ich sie öfter zu mir bitten, mich auch mit ihr verabreden, daß wir uns in der Stadt treffen, wenn ich dort Besorgungen zu machen habe.“ Bis sie sich jetzt erkundigte: „Und wohin werden Sie im nächsten Monat gehen, Herr Baron?“

„Ich bleibe sogar noch zwei Monate, gnädiges Fräulein, vorläufig ist das allerdings noch Geschäftsgeheimnis. Auf den Plakaten wird es später heißen: Wegen des großen Erfolges prolongiert, und nach weiteren vier Wochen werden Sie dann lesen können: Wegen des sensationellen Erfolges abermals vier Wochen prolongiert. Das ist ein

Geschäftstrick, der sich im Interesse der Direktion bezahlt machen soll."

„Und der sich bei den vielen Freunden, die Sie sich hier schon gewonnen haben und noch hinzu gewinnen werden, auch ganz sicher bezahlt machen wird," ergänzte sie liebenswürdig, um dann hinzuzusetzen: „Da wird der Vater sich aber freuen, wenn ich ihm das nachher erzähle, denn er möchte Sie und Fräulein Dorietta wirklich nicht nur heute, sondern gern öfter bei uns sehen. Sein Unglück ist ja nur, daß er so entsetzlich viel zu tun hat," und mit einem halb ernsthaften, halb komischen Seufzer schloß sie: „Ach Herr Baron, Sie werden es mir vielleicht nicht glauben, aber es ist wirklich nicht einfach, das einzige Kind eines so stark beschäftigten Vaters zu sein."

„Das glaube ich Ihnen sogar ohne weiteres, gnädiges Fräulein, und auch, wenn Sie es nicht besonders betonen, glaube ich, daß Sie sich oft sehr einsam fühlen."

„Ja, das tue ich auch, Herr Baron, und wenn ich mich nicht mit im Haushalt nützlich machte, wenn ich mir nicht genau meine Arbeitsstunden festgesetzt hätte, in denen ich so gewissenhaft, als wenn ich noch zur Schule ginge, französische und englische Literatur und Kunstgeschichte betreibe, dann würde der Tag oft für mich gar kein Ende

nehmen, zumal in diesem großen Hause, in dem mich das Alleinsein natürlich viel mehr bedrückt als in einer kleinen Wohnung. Deshalb habe ich den Vater auch schon oft gebeten, diesen Besitz aufzugeben, aber er will es nicht. Meine verstorbene Mutter hat sich hier so glücklich gefühlt, schon deshalb will er hier wohnen bleiben, und er sagt auch immer wieder, wenn er näher bei der Stadt oder gar in der Stadt selbst wohne, würde ich noch weniger von ihm haben.“

Wohl noch eine kleine Viertelstunde saß man bei Tisch, dann vereinten sich gleich darauf alle in dem großen Zimmer des Hausherrn bei dem Kaffee und der Zigarre und Zigarette, bis aus dem Musikzimmer die Klänge des Foxtrott ertönten, und bis sich alle erhoben, um wieder in den schnell ausgeräumten Eßsaal zu gehen. Auch der Baron wollte aufstehen, aber der Hausherr hielt ihn zurück: „Wenn Sie keinen besonderen Wert darauf legen, Baron, auch Ihrerseits zu tanzen, dann leisten Sie mir bitte etwas Gesellschaft, ich habe ja ohnehin mich noch nicht mit Ihnen unterhalten können. Ganz abgesehen davon, wäre es auch schade, wenn Sie die gute Zigarre, die ich Ihnen gab, und die Ihnen auch schmeckt, wie ich Ihnen ansehe, jetzt beiseitelegen wollten. Und wenn Sie etwa glauben sollten, mit meinem Kind tan-

zen zu müssen, sind Sie im voraus entschuldigt. Das habe ich mit meiner Hertha nämlich schon verabredet gehabt: bei Tisch gehört der Baron dir, nach Tisch aber mir."

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Generaldirektor, zumal ich offen gestanden kein allzu leidenschaftlicher Tänzer bin."

„Das freut mich, Herr Baron, und ganz besonders freut mich, was mir mein Kind vorhin schnell erzählte, daß Sie noch längere Zeit hierbleiben. Da sehe ich Sie also heute ganz bestimmt nicht zum letzten Male bei uns. Wenn es Ihnen Spaß macht, und wenn wir später mal mehr Zeit haben, zeige ich Ihnen das Haus. Ich habe auf meinen Reisen und auch sonst manches gesammelt, das Sie vielleicht interessiert, ich habe eine gute Bibliothek, einige wirklich hübsche Bilder, na, ich habe mir mein Haus so behaglich gemacht, wie ich es nur konnte, aber ich habe es mir auch nicht leicht werden lassen, mir das alles so nach und nach anschaffen zu können," und er erzählte aus seinem Leben und von seiner jetzigen angestregten und anstrengenden Tätigkeit. Aber er sprach nicht nur selbst, er ließ auch seinen Gast sprechen, und beide hörten einander aufmerksam zu. Und während nebenan die Jugend sich im Tanz drehte, und während durch die geschlossenen Türen leise die Musik

zu ihnen hereinklang, unterhielten sich beide so an-
gereggt, daß sie ganz erstaunt aufblickten und sich
ganz überrascht ansahen, als der Diener eintrat,
um zu melden, daß das Auto vor der Tür stände.

„Diese Meldung soll natürlich nicht heißen, lieber
Baron, daß ich Sie los sein will,“ erklärte der
Hausherr, „sondern daß es für Sie und Fräulein
Dorietta leider Zeit wird, aufzubrechen, wenn Sie
pünktlich im Kabarett sein wollen. Ich habe den
Wagen so spät wie nur möglich bestellt, aber jetzt
dürfen Sie ihn Ihretwegen auch nicht mehr warten
lassen. Es tut mir aufrichtig leid, daß Sie beide
schon fort müssen, aber wir haben uns heute ganz
bestimmt nicht zum letzten Male gesehen.“

Das klang so warm und so ehrlich, und wurde
mit einem so starken Händedruck bestätigt, daß er
die Überzeugung gewann, in dem Generaldirektor
einen Menschen kennengelernt und gefunden zu
haben, an den er sich, wenn das Leben es je er-
fordern sollte, jederzeit wenden könne, falls er
einmal eines Freundes bedürfe.

Nach schneller Verabschiedung von Fräulein
Hertha und den übrigen Gästen bestieg er mit
Dori das Auto, auf dessen Rücksitz der General-
direktor, oder war es Fräulein Hertha gewesen,
alle die schönen Blumen, die vorhin in den Vasen
auf dem Tisch gestanden, zu einem großen, herr-

lichen Strauß zusammengebunden, hatte legen lassen, so daß er jetzt plötzlich lustig meinte: „Weißt du was, Dori, die Blumen lasse ich dir heute abend auf die Bühne reichen.“

Aber Dori widersprach: „Würde das nicht bei den Kollegen wieder böses Blut machen? Das möchte ich bei der Stimmung, die ohnehin gegen mich herrscht, lieber vermeiden.“

„Wie du willst, Dori,“ stimmte er ihr bei, und ganz mit seinen Gedanken bei den eben verlebten Stunden, saß er nun eine ganze Weile schweigend da, bis ihm mit einemmal einfiel, daß er sich ja vorgenommen hatte, Dori danach zu fragen, wie denn nun ihre persönliche Begegnung mit Fräulein Welldorf verlaufen sei. Wie hatte er das nur so vollständig vergessen können?

Nun aber dachte er wieder daran. Aber wenn er Dori auch heute noch genau so liebte wie bisher, und wenn er sie nach wie vor mit allen seinen Sinnen beehrte, es war ihm, ohne daß er sich das Warum, falls es nicht irgendwie mit Fräulein Hertha zusammenhängen sollte, hätte erklären können, beinahe so, als hätte er in den letzten Stunden so viel anderes erlebt, als hätte die neue Umgebung, in der er sich befunden, und die Eindrücke, die er dort gewonnen, so stark auf ihn ein-

gewirkt, daß es ihm ziemlich gleichgültig sein würde, ob Dori mit dem sehr hübschen Fräulein Welldorf Freundschaft geschlossen habe oder nicht. Ja, es kam ihm sogar so vor, als gäbe es auf der Welt ganz andere und viel wichtigere Dinge.

Aber dann sagte er sich doch wieder, daß er sich das lediglich einrede, um die Antwort, die er aus Doris Munde befürchtete oder wenigstens erwarten konnte, ruhiger hinzunehmen. Und jetzt wurde auch wieder die Angst, nein die Eifersucht in ihm wach, daß sie den Umgang und den Verkehr mit Fräulein Welldorf dem seinigen vorziehen könne, und daß seine Liebe zu ihr dadurch noch zweckloser und aussichtsloser werden würde, als sie es leider ohnehin schon war. Und wenn er sich auch letzthin vorgenommen hatte, dann wirklich für immer mit allem, was Dori hieß, definitiven Schluß zu machen, er liebte sie doch, und so ohne weiteres ließ ein Herz es sich nun einmal nicht befehlen, nicht weiter zu lieben.

Tausend und aber tausend Gedanken stürmten auf ihn ein. Immer von neuem drängte sich ihm die Frage auf, die er stellen wollte und mußte. Aber hatte sie sich nicht schon dadurch erledigt, daß er aus dem, was Fräulein Hertha ihm bei Tisch erzählte, den wahren Grund heraus zu hören glaubte, weshalb Fräulein Welldorf so darauf

gebrannt hatte, Doris nähere Bekanntschaft zu machen?

Bis er sich gleich darauf fragte: Aber was dann, wenn die Sache doch nicht so einfach ist, wie du glaubtest, und wie du es dir auch jetzt nur um deiner selbst willen einzureden versuchst. Was dann?

Wieder flammte die Eifersucht in ihm auf, und schon deshalb wollte er jetzt endlich sprechen, aber er sprach doch nicht.

Da sah er bei einem Blick aus dem Fenster, daß die Fahrt bei dem rasenden Tempo, das der Chauffeur einschlug, sehr bald ihr Ende haben würde, so daß er sich sagte: Wenn du Dori überhaupt noch fragen willst, mußt du es gleich tun. Das mußte er auch schon deshalb, weil er noch nie in seinem Leben feige gewesen war und auch jetzt nicht feige sein wollte oder durfte.

So fragte er denn plötzlich ganz unbefangen und harmlos, schon um Dori nicht einzuschüchtern und um sie dadurch nicht etwas zu veranlassen, ihn nun im letzten Augenblick vielleicht doch noch zu belügen: „Na, Dori, wie ist es denn? Du hattest mir doch versprochen, es mir ehrlich zu sagen, hast du dich mit Fräulein Welldorf angefreundet?“

Ebenso wie er selbst, hatte auch Dori, wie ihm erst in diesem Augenblick, als er das Wort an sie

richtete, auffiel, die ganze Zeit über still und schweigsam dagesessen, trotzdem mußte sie auf seine Frage gewartet haben, denn sie gab ihm auf der Stelle zur Antwort: „Das schon.“

Was hieß dieses „das schon“? Bei dem konnte er sich vieles, aber auch gar nichts denken, und so bat er denn: „Das mußt du mir näher erklären, Dori, oder war das eben alles, was du mir zu sagen hast?“

„Nein, das nicht,“ gab sie zurück, und er sah, wie ein flammendes Rot ihre Wangen färbte, bis sie jetzt schnell fortfuhr: „Ich hätte Ihnen noch vieles zu sagen, lieber Baron, aber sagen — nein, sagen kann ich es nicht.“

„Aber um was handelt es sich denn?“ erkundigte er sich, sie mehr als verwundert ansehend.

Doch Dori blieb ihm die Antwort schuldig und wiederholte noch einmal: „Nein, sagen kann ich es nicht.“ Dann bat sie: „Geben Sie mir Ihr Notizbuch, lieber Baron, das Sie ja immer bei sich tragen, dann will ich es Ihnen mit einem kurzen Wort hineinschreiben.“

Er tat, wie sie es wünschte, und mit schneller Hand schrieb sie ein paar Worte, um ihm das Buch, nachdem sie es zusammengeschlagen, wieder zu überreichen: „Da, lieber Baron, aber Sie dür-

fen das, was ich hineinschrieb, erst heute abend nach Schluß der Vorstellung lesen."

Ganz erschrocken sah er sie an: „Muß das sein, Dori?"

„Ja, Baron," erklärte sie mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete. „Ja, das müssen Sie mir versprechen, und ich weiß, daß Sie Ihr Versprechen auch halten werden."

„Das ist doch selbstverständlich, Dori," bestätigte er. Dann nahm er das Buch in Empfang, steckte es in seine Tasche, um erst sieben Stunden später zu lesen: „Wir wollen heute abend nach der Vorstellung zusammenbleiben, lieber Baron."

*

Dori lag in ihrem zwar einfachen, aber sehr sauber und sehr ordentlich gehaltenen Zimmer in ihrem Bett und weinte und weinte, daß man es draußen auf dem Korridor hörte, und daß ihre Wirtin schon ein paarmal bei ihr gewesen war, um sie zu trösten und um sie zu fragen: „Aber mein Gott, Fräulein, was haben Sie nur? Das Geweine kann ja kein Mensch, der noch halbwegs ein Herz in der Brust hat, mit anhören, ohne daß ihm selbst die Tränen aus den Augen kullern. Ach Gott, ach Gott, was haben Sie denn nur? Ein so

hübsches junges Mädchen wie Sie wird sich doch nicht etwa mit einer unglücklichen Liebe abgeben? Ist es nicht der eine, dann ist es der andere, taugen tun die Männer alle nichts, in der Hinsicht sind sie sich gleich, und deshalb ist es wirklich ganz einerlei, wen man erhört. Mein Gott, mein Gott, das ist ja schrecklich mit Ihnen, wollen Sie denn nicht wenigstens irgend etwas essen, schon weil es sich mit einem vollen Magen besser und leichter weint als mit einem leeren? Soll ich Ihnen eine Tasse Bouillon kochen oder eine Tasse starken Kaffee, oder kann ich irgendsonst etwas für sie tun?"

„Mich allein lassen, ganz allein,“ hatte Dori immer wieder geschluchzt, und da hatte ihre Wirtin endlich ihre Trostversuche, die ja doch ganz zwecklos waren, bei ihr eingestellt und sie ihren Tränen und ihrer Verzweiflung überlassen.

Ach, und ihre Verzweiflung war so riesengroß, aber noch viel schlimmer empfand sie es, daß sie sich vor sich selbst so schämen mußte, vor sich selbst und erst recht vor dem Baron, denn wenn er jemals — — —

Heute nacht hatte sie ihm nun angehört, und sie schauderte in der Erinnerung immer wieder zusammen. Nur sie wußte, welche entsetzliche Überwindung es sie gekostet hatte. Aber als sie

in seinen Augen sie strahlende Freude sah, endlich am Ziel seiner Wünsche zu sein, als sein frohes Lachen ihr bewies, wie glücklich er sei, als sie ihm anmerkte, daß er das Glück immer noch gar nicht fassen konnte, daß sie bereit sei, sich ihm zu schenken, als er staunend und bewundernd vor ihrer Schönheit stand und sich nicht satt sehen konnte, als er sie küßte, keusch und rein wie ein junger Ehemann in der Hochzeitsnacht seine ihm ange- traute junge Frau, die er zart in die Geheimnisse der Liebe einweihen will, um ihr Schamgefühl durch kein rohes Vorgehen zu verletzen, da hatte er ihr so leid getan, daß sie es nicht über das Herz brachte, ihm die Wahrheit zu gestehen. So leid tat er ihr, daß sie lieber selbst leiden als ihm das große Leid zufügen und ihm mit grausamen Worten erklären zu wollen: „Ich habe dich belogen, ich belüge dich auch in diesem Augenblick, und ich tue es, weil ich nur deinetwegen nicht den Mut zur Wahrheit finde. Ich belüge dich, weil ich dir nicht den großen Schmerz zufügen will, mich zu verlieren, dann aber auch, weil ich selbst dich nicht verlieren will.“

Und seinet- und ihretwegen hatte sie ihn der- artig belogen, daß er sie in Grund und Boden verachten würde und mußte, wenn er jemals die Wahrheit erfuhr.

Und nicht nur er würde sie verachten, sondern auch Cilly würde das tun, wenn die jemals dahinter kommen sollte, daß sie heute nacht dem Baron angehörte, und das sogar wenige Stunden nachdem sie mit ihr für den morgigen Tag das erste Zusammensein verabredete. Wie sollte sie Cilly gegenüberreten? Würde es ihr gelingen, sich so zu verstellen, daß sie nichts von dem erriet, was vorgefallen war? Und durfte sie auch Cilly belügen, wie sie den Baron belog?

Dori weinte und schluchzte herzerbrechend weiter, sie sah aus allem, was sie beschäftigte, keinen Ausweg, aber das schlimmste war und blieb doch, daß sie sich so maßlos schämte.

Aber dann befiel sie wieder die Angst, die gräßliche, furchtbare Angst: Was dann, wenn der Baron glaubt, und nach der Komödie, die du ihm heute nacht vorspieltest und vortäuschtest, muß er es doch glauben, was dann, wenn er nun annimmt, daß dem ersten Zusammensein weitere folgen, wenn er dich jetzt als seine Freundin betrachtet, auf die er, auf Grund dessen, was du ihm nach seiner Ansicht gern und freudig gabst, ein Recht und einen Anspruch hat?

Bei dem Gedanken allein lief ein solches Frösteln durch ihren Körper, daß sie die Decken

hoch hinauf zog, ohne es dadurch verhindern zu können, daß ihre Zähne auf einander schlugen.

Was sollte werden, wenn der Baron vielleicht schon heute oder morgen oder an einem der nächsten Tage ein neues Zusammensein als etwas ganz Selbstverständliches von ihr verlangte? Wie sollte sie ihm ausweichen, unter welchem Vorwand sollte sie sich ihm, ohne ihn dadurch zu erzürnen oder zu beleidigen, und natürlich erst recht ohne ihm die Wahrheit eingestehen zu müssen, verweigern? Da gab es nur eins, sie mußte ihm, wenigstens vorläufig, aus dem Wege gehen, jedes Alleinsein mit ihm vermeiden. Sie mußte so spät wie nur möglich in ihre Garderobe und gleich nach Beendigung ihrer Arbeit wieder nach Hause gehen, und wenn er es versuchen sollte, sich unmittelbar vor ihrem Auftreten mit ihr zu verabreden — aber nein, beruhigte sie sich gleich darauf, das würde er ganz bestimmt nicht tun, gerade er nicht, schon damit nicht etwa einer der dort herumstehenden Arbeiter oder gar einer der Kollegen sie belauschen und erraten könne, was zwischen ihnen vorgefallen war. Nein, vor anderen würde er mit keiner Silbe darauf anspielen, wie sie überhaupt seiner strengsten Verschwiegenheit sicher war.

Aber das mit dem Aus=dem=Wege=gehen=wollen war nicht so einfach, wie sie es sich gedacht hatte,

das mußte sie gleich am Abend einsehen, als sie in das Kabarett ging, nachdem sie fast den ganzen Tag im Bett gelegen und in diesem nach einem langen Kampf ihrer neuen Freundin Cilly einen Brief geschrieben und diese gebeten hatte, das für morgen verabredete Zusammensein auf einen späteren Tag, den sie ihr noch mitteilen würde, zu verschieben, da sie sich irgendwie stark erkältet haben müsse und sich gar nicht wohl fühle; ihre Wirtin könne ihr, Cilly, auf Befragen jederzeit der Wahrheit gemäß bestätigen, daß sie heute bis kurz vor Beginn der Vorstellung habe zu Bett liegen müssen. Allerdings war ihr Glaube, daß Cilly nun morgen nicht zu ihr kommen würde, sehr gering, aber sie nahm sich fest vor, zu der zwischen ihnen verabredeten Stunde nicht zu Hause zu sein, erst mußten ein paar Tage vergehen, ehe sie der Freundin offen in die Augen sehen konnte, und sie schrieb den Brief auch des Barons wegen. Das glaubte sie ihm schuldig zu sein, damit hoffte sie wenigstens einen kleinen Teil ihrer Lügen wieder gutzumachen.

Und so schwer ihr der Brief auch geworden war, sie freute sich doch, daß sie ihn geschrieben, als sie gleich bei dem Betreten des Kabarettts, trotz ihres Vorsatzes, ihn zu meiden, mit dem Baron zusammentraf, und als der sie nun mit einem herzlichen

Händedruck und mit einem warmen, glücklichen Aufleuchten in seinen Augen begrüßte. Nur sie verstand, was er ihr damit sagen wollte, aber das war auch alles, womit er auf das Vorgefallene hinwies. Nicht mit der kleinsten Silbe kam er, obgleich sie im Laufe des Abends noch oft ganz allein waren, auf die Nacht zurück. Nur als er sie fragte, ob sie Lust hätte, hinterher mit ihm zusammen zu essen, flüsterte er ihr so leise zu, daß selbst der schärfste Lauscher es nicht hätte verstehen können: „Was war, das war, Dori, darüber spricht man nicht.“ Aber wenn er ihr auch damit die Gewißheit gab, daß er bei dem Abendessen das Vorgefallene nicht erwähnen würde, sie lehnte unter dem Vorwand, sich früh schlafen legen zu wollen, ab, denn ihr mehr als schuldbeladenes Gewissen hätte es ihr nicht erlaubt, ihm heute unbefangen gegenüberzusitzen.

Und wie er es am ersten Abend unterließ, irgendwie auf das, was gewesen war, hinzudeuten, so tat der Baron das auch in der nächsten Zeit, nicht als ob die erste Nacht mit Dori ihn nicht unaussprechlich glücklich gemacht und als ob er sich nicht mit allen Fasern seines Herzens eine baldige Wiederholung des Zusammenseins gewünscht hätte, sondern Doris wegen. So gern sich Dori ihm auch anscheinend gab, er hatte ihr

doch angemerkt, daß es ihr, wenigstens zu Beginn, nicht so leicht fiel, wie sie es ihm und nach seiner Ansicht auch sich selbst glauben machen wollte. Das hatte er vollständig verstanden, es ihr auch nachgeföhlt, und deshalb war er zuerst auch der aufmerksamste und zärtlichste Liebhaber gewesen, den man sich nur denken konnte. Anstatt sie gleich zu umarmen, hatte er erst um sie geworben, jedes seiner Worte war voller Rücksichtnahme gewesen, bis seine Leidenschaften, wie er zu bemerken glaubte, endlich auch ihre erweckten. Er war seinem Vorsatz, nicht mehr von ihr zu fordern, als sie ihm freiwillig geben würde, treu geblieben, und nach seiner ehrlichsten Überzeugung war es gerade diese seine anfängliche Zurückhaltung gewesen, die allmählich auch sie entflamte.

Voll aufrichtigster Dankbarkeit hatte er sich endlich von ihr getrennt. Dankbar für das, was sie ihm gegeben und gewesen. Und so sehr er sich auch schon in der Minute der Trennung nach einem Wiedersehen sehnte, er sprach es nicht aus. Freiwillig sollte Dori ihm in Zukunft wieder angehören, aber er wußte, sie mußte sich erst daran gewöhnen, nun für immer mit der Vergangenheit gebrochen zu haben. Und er selbst mußte sich nun beherrschen und warten können, denn ein zu eilig ausgesprochenes Wort seinerseits konnte in dem

Gesundungsprozeß, den Dori jetzt durchmachte, leicht Schaden anrichten. Er mußte sie behandeln wie eine, die von einem langen Krankenlager auf-erstanden ist, mit der man nicht mehr von ihrem früheren Kranksein sprechen, der man aber erst recht nicht mit aller Gewalt einreden darf, sie sei nun plötzlich innerhalb vierundzwanzig Stunden ganz gesund geworden.

Sein Vorsatz, ruhig und geduldig zu warten, bis Dori ihn zwar nicht mit Worten, denn das jemals zu tun, war sie zu zurückhaltend, aber sonst irgendwie zu verstehen geben würde, daß sie ihm gern wieder angehören wolle, wurde ihm dadurch erleichtert, daß der Roman, an dem er schrieb, seine ganzen Gedanken beanspruchte, denn als er, nachdem er durch das Zusammensein mit Dori ruhiger geworden war, nun nochmals durch-las, was er in der letzten Zeit geschrieben, konnte er sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß er vieles wieder streichen und ändern mußte. Er hatte sich bei allem, was ihn selbst beschäftigte, doch wohl nicht so logisch mit der Weiterentwicklung der Handlung und mit der genauen Durchführung der verschiedenen Charaktere beschäftigen können, wie es unbedingt nötig gewesen wäre und nötig war. Er stieß auf Widersprüche, auf Längen und Breiten und auch auf Wiederholungen. Und als er sich end-

lich dazu entschlossen und durch die vielen letzten Seiten kurzerhand einen Strich gemacht hatte, mußte er zu seinem Entsetzen bemerken, daß er auf einem toten Punkt angelangt war. Er wußte nicht, wie die Sache weitergehen sollte, er saß fest und zermartete sich Tag und Nacht sein Gehirn, wie er die Lösung finden sollte. Aber immer wenn er verzweifeln wollte, fiel ihm wieder eine kleine wahre Geschichte ein, die der verstorbene bekannte Lustspieldichter Franz von Schönthan einmal in einer Gesellschaft zum besten gab. Es handelte sich um das, mit dem letztthin ja ebenfalls verstorbenen Gustav Kadelburg verfaßte Lustspiel „Eine berühmte Frau“. Die Heldin des Stückes will Sängerin und als solche eine berühmte Frau werden. Ihr Bewerber, ein Ungar, hat vergebens versucht, sie davon zurückzuhalten, einen sehr verlockenden Vertrag nach Amerika zu unterschreiben, und sie trennen sich, anscheinend für immer. Aber damit das Lustspiel gut endete, mußten die beiden sich zum Schluß natürlich doch noch finden, und Schönthan erzählte, wie er und sein Mitarbeiter sich tage- und wochenlang vergebens den Kopf mit der Frage zerbrochen hätten: Wie bekommen wir die beiden wieder zusammen? Bis sie endlich zu der Erkenntnis gelangten, es gibt dafür keine Möglichkeit, die Sache ist irgendetwas verfahren, ohne

daß wir den Fehler finden können, wir müssen die Arbeit für immer als unvollendet beiseitelegen. Das taten sie denn auch, und im Anschluß daran beschlossen sie, den Versuch zu machen, bei einem guten Frühstück den Schmerz zu vergessen. Und in sehr lustiger, aber auch sehr spannender Weise erzählte der Verfasser weiter, wie ihm auf dem Wege zu diesem Frühstück ganz plötzlich der rettende Gedanke gekommen sei, so plötzlich und unerwartet, daß er zuerst selbst an diese furchtbar einfache Lösung gar nicht habe glauben können, weil sie ihm einfach als zu einfach erschien. Dann aber hatte sie sich bei näherer Überlegung doch als richtig erwiesen. Unbekümmert um die Vorübergehenden war er seinem Mitarbeiter in der Freude seines Herzens um den Hals gefallen, und anstatt zum Frühstück, waren beide zurück an den Schreibtisch gefahren.

Am nächsten Mittag hatten die letzten Szenen des Lustspiels, das später über alle Bühnen ging und überall einen stürmischen Erfolg erzielte, fix und fertig vorgelegen. Und die solange vergebens gesuchte Lösung hatte ganz einfach darin bestanden, daß der Ungar, der für immer von der Geliebten seines Herzens Abschied genommen zu haben glaubte, plötzlich wieder in ihrem Zimmer steht, um Entschuldigung bittet, daß er noch einmal störe,

aber er müsse es leider, denn er habe unten die Entdeckung gemacht, daß er nicht hinaus könne, da die Haustür schon verschlossen sei; das gnädige Fräulein möchte so liebenswürdig sein, ihm die Tür aufsperrern zu lassen, dann wolle er auch ganz bestimmt nie wiederkommen. Aber anstatt ihm seinen Wunsch zu erfüllen, zerreißt die Sängerin vor seinen Augen den vorhin unterschriebenen Vertrag, die Versöhnung, die Verlobung ist da, der Vorhang fällt.

Der Schluß dieser kleinen Anekdote aber hatte die Mahnung enthalten, man solle nie verzweifeln, niemals die Hoffnung aufgeben, die erzählte kleine wahre Geschichte beweise, daß einem der rettende Gedanke, ganz einerlei für welche Arbeit oder für welches Unternehmen, oder wofür man den sonst gebrauche, doch eines Tages käme, und zuweilen gerade dann, wenn man ihn am wenigsten erwartet. Nur erzwingen lasse er sich nicht.

Aber er selbst wollte den erzwingen, weil er bei seinem lebhaften Wunsch, weiterzuarbeiten, nach seiner Ansicht keine Zeit hatte, darauf zu warten, bis der Zufall ihm zu Hilfe käme. Er zermartete sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend sein Gehirn, und wenn er auf der Bühne stand, geschah es oft genug, daß seine Gedanken nicht bei dem waren, was er seinem Publi-

kum erzählte, sondern bei seiner Arbeit. Die beschäftigte ihn derartig, daß er Dori darüber zwar nicht vergaß, daß er aber doch ganz froh darüber war, daß er sie jetzt nur des Abends und auch da nur flüchtig sah, denn im anderen Falle wäre er ihr ein schlechter *Gesellschafter* und erst recht ein schlechter *Liebhaber* gewesen. Erst mußte er sich über die Fortsetzung seines Romans ganz klar sein, dann wollte er sich Dori wieder um so mehr widmen. Bis dahin würde ganz bestimmt auch in ihr der Wunsch nach einem neuen Zusammensein wach geworden sein, und aus dem würde sich dann für die Zukunft alles Weitere von selbst ergeben. Dann fand er ganz sicher auch die Antwort auf die vielen Fragen, die für ihn mit Dori zusammenhängen, wie sich ihre ferneren Beziehungen gestalten, ob die von kürzerer oder längerer Dauer sein würden, und namentlich, ob er Dori vielleicht doch eines Tages heiraten werde.

Und noch ein anderes beschäftigte ihn, und zwar so sehr, daß es zuweilen seine Gedanken von seiner Arbeit ablenkte. Das waren die täglichen Besuche, die die Frau des verunglückten Komikers Mertens, der inzwischen von der Direktion hatte entlassen werden müssen, da sich auf die Dauer das Programm ohne einen Komiker nicht durchführen ließ, ihm abstattete. Ihn in seinem Zimmer

zu stören, wenn er an seinem Schreibtisch saß, wagte sie zwar nicht mehr, da er sich das in zwar höflicher, aber doch sehr bestimmter Weise verboten hatte, dafür wartete sie unten in der Halle seines Hotels auf ihn, um gleich auf ihn loszustürmen, wenn er dort erschien, oder sie erwartete ihn vor dem Hotel, um sich ihm anzuschließen, wenn er seinen täglichen Mittagsspaziergang machte. Immer und immer wieder klagte sie ihm in ergreifenden Tönen ihre Not, immer wieder stellte sie an ihn, da sie selbst darauf keine Antwort wußte, die Frage: Was soll nur werden? Wer bezahlte die letzte Rechnung des Krankenhauses, aus dem ihr Mann inzwischen entlassen worden war, ohne allerdings schon wieder arbeitsfähig zu sein, denn er trug den Arm noch in der Binde, und auch der Kopf war immer noch verbunden. Die Loge in Berlin allein konnte auch nicht helfen, die hatte auf ihre Bitten hin und auf Grund des eingeschickten ärztlichen Attestes eine Unterstützung gewährt, aber die reichte nicht aus, und mehr zu geben war die Loge, deren Unterstützungskasse in der jetzigen schweren Zeit von allen Seiten in Anspruch genommen wurde, nicht imstande. Nichts zu essen, und vorläufig keine Aussicht, im nächsten Monat einen neuen Vertrag zu bekommen, denn das Kabarett, mit dem ihr Mann abgeschlossen

hatte, war infolge des schlechten Geschäftsganges in Konkurs geraten, und alle abgeschlossenen Verträge waren gelöst worden. Wovon sollten sie leben? Ein Stück der entbehrlichsten Garderobe nach dem anderen ging in das Pfandhaus oder wurde verkauft, und viel mehr als das Allernotwendigste besaßen sie überhaupt nicht.

Und dann kam der sich ewig gleichbleibende zweite Vers des Klageliedes, er, nur er könne helfen, und er würde auch ganz bestimmt helfen. Er sei ja so gut, das hätte er ihr durch den Geldschein bewiesen, den er ihr gegeben. Natürlich erwarte sie nicht von ihm, daß er weiter aus eigener Tasche gäbe, denn daß er das nicht könne, sähe sie selbst ein, sein Leben in dem teuren Hotel müsse doch enorm kosten. Was er an einem Tag gebrauche, würde für sie und ihren Mann eine ganze Woche, wenn nicht länger, reichen, aber das ginge sie ja nichts an. Nein, er selbst könne und solle natürlich nicht zum zweitenmal geben, aber als Schlaraffenbruder habe er doch so viele Beziehungen, sie habe auch davon gehört, daß er neulich bei einem Generaldirektor zu Gast gewesen wäre, der in dem Ruf stände, einer der reichsten Leute der Stadt zu sein, und auch sonst habe er doch so viele reiche Bekannte, da koste es ihn sicher nur ein Wort, dann würden alle ihm geben, die einen

mehr, die anderen weniger, und wenn jeder auch nur mit zehn oder zwanzig Mark helfe, dann käme ein Betrag zusammen, der für lange, lange Zeit ausreichte.

Und zum Schluß brachte sie dann immer wieder die Rede auf das Kind, auf das arme Kind, das sie, wenn auch erst nach einigen Monaten, erwarte.

Er kannte im voraus jedes Wort, das sie zu ihm sprechen würde, trotzdem hörte er ihr jedesmal geduldig zu, weil er es nicht über das Herz brachte, sie einfach stehenzulassen, und er hatte es als völlig zwecklos auch schon lange aufgegeben, ihr immer von neuem zu erklären, daß er sich um seiner selbst willen nicht entschließen könne und würde, die Hilfe der ihm doch nur sehr oberflächlich bekannten Herren für ihren Mann in Anspruch zu nehmen, einmal weil bei dem ein durch die Trunkenheit selbstverschuldeter Unfall vorläge, der nicht gerade dazu angetan sei, das Mitleid der anderen wachzurufen, dann aber auch, weil er sich gar keinen oder einen nur sehr geringen Erfolg davon verspräche, wenn er trotzdem an die Wohltätigkeit appelliere, zumal er auch gar nicht wisse, wie er eine solche Hilfsaktion inszenieren solle, denn er könne doch nicht jedem der Herren, der einmal ein paar Worte mit ihm gesprochen und deren Name und Adresse ihm völlig unbekannt wären, einen

Brief schreiben, und ebensowenig könne er doch mit einer Sammelliste in der Hand in der Stadt herumgehen.

Das sah die arme Frau bis zu einem gewissen Grade schließlich auch ein, aber auch nur bis zu einem gewissen Grade, um dann zum Schluß wieder zu jammern: „Wenn es nicht so geht, Herr Baron, wie ich es mir denke und gedacht habe, dann finden Sie ganz bestimmt einen anderen Ausweg, um uns zu helfen, denn nicht wahr, geholfen muß uns doch schließlich werden? Das sehen Sie sicher selbst ein, und Sie werden es doch auch nicht wollen, daß wir bei lebendigem Leibe verhungern?“

Nein, das wollte er ganz bestimmt nicht, dafür tat ihm die junge hübsche Frau, die noch dazu ihr erstes Kind unter dem Herzen trug, zu leid. So griff er denn jedesmal von neuem in die eigene Tasche und half ihr mit zehn oder mit weniger Mark aus, aber auf die Dauer konnte er das nicht. So leicht verdiente er sein Geld auch nicht, und schließlich arbeitete er nicht für andere, sondern für sich selbst.

So wurde aus der Not der armen Frau heraus wieder der Gedanke in ihm wach, für den verunglückten Kollegen eine Wohltätigkeitsvorstellung in das Leben zu rufen, trotz aller Arbeit und Mühe, die für ihn damit verbunden sein würde, und

trotz aller Zweifel, ob sich jetzt, wo der Monat schon zu Ende ging, ein solcher Abend überhaupt noch würde arrangieren lassen. Immerhin, versuchen wollte er es, auch schon um vor den ewigen Klagen der Frau Mertens Ruhe zu finden, in der Hauptsache aber natürlich, weil er in einer solchen Vorstellung die einzige Möglichkeit sah, einen nennenswerten Betrag zusammenzubringen. An Gelegenheiten, dem Publikum in lustiger Weise und durch alle nur denkbaren Extraüberraschungen das Geld an solchen Abenden aus der Tasche zu locken, fehlte es ja nicht.

Hin und her überlegte er sich seinen Plan, zu dessen Ausführung er ja der Zustimmung und der Unterstützung vieler anderer Künstler und Artisten bedurfte.

So suchte er denn die nächste Versammlung der Ortsgruppe der Artistenloge auf, die in jeder größeren Stadt jeden Freitag nachmittag stattfindet und von einem Obmann der Loge geleitet wird.

Die Zusammenkunft fand regelmäßig in dem Gastzimmer des Artistenlokals statt, und als er kurz vor Beginn der auf nachmittag um drei Uhr festgesetzten Versammlung das wenig einladend aussehende Lokal betrat, fand er dort bereits zahlreiche Logenmitglieder vor, und kaum hatte er an

einem der nicht ganz sauberen kleinen Tische auf einem schlechten, wackligen Stuhl Platz genommen, als ihm auch schon die Liste hingereicht wurde, in die er seinen Namen schreiben mußte, damit später die Anzahl der Anwesenden festgestellt werden könne.

Der Kellner brachte ihm eine Tasse Kaffee, und während er das elende Getränk in kleinen Zügen genoß und zwischendurch ein paar gleichgültige Worte mit seinen Nachbarn wechselte, hatte er Zeit genug, die Anwesenden zu mustern, unter denen man ganz deutlich zwei Gruppen unterscheiden konnte. Die eine waren diejenigen, die sich hier im festen Engagement befanden und denen man es sofort ansah, daß sie zwar auch nicht im Überfluß lebten, daß sie aber doch vor der größten Not des Lebens geschützt waren. Die anderen aber, und die bildeten leider die Mehrheit, waren alle diejenigen, die im vorigen Monat oder zum Teil vor noch längerer Zeit hier in der großen Stadt in einem der zahlreichen Vergnügungslokale, sei es Kabarett, Varieté, Café oder sonst irgendwo engagiert gewesen waren, die aber keinen Anschluß gefunden hatten, und die hier nun tagaus, tagein, Woche um Woche, ohne jeden Verdienst herumsaßen und voller Sehnsucht auf den nächsten Vertrag warteten, der, wenn sie Glück hatten, heute oder morgen, der aber,

wenn sie Pech hatten, erst in einigen Wochen, wenn nicht gar erst in Monaten kommen konnte. Eine stumme Resignation und Verzweiflung sprach aus ihnen, die Not, die bitterste Not, prägte sich auf den Gesichtern der Brotlosen aus. Wie viele Sorgen waren da nicht in den Zügen zu lesen! Wie blaß und eingefallen waren manche, und wie elendiglich war ihre Kleidung, wie unsauber selbst bei einigen die Wäsche, denn auch mit der galt es zu sparen. Daß man sich Brot kaufte, war nötiger, als daß man sich einen reinen Kragen umband oder gar, daß man sich ein frisches Hemd anzog. Und es waren arme Teufel da, die überhaupt kein weißes oder buntes Leinenhemd trugen, sondern nur noch eine Unterjacke mit langen Ärmeln, und die Anzüge legten, wenn auch heil und gestopft und geflickt, auch Zeugnis ab von der bitteren Armut ihrer Besitzer. Alle aber tranken ihre Tasse Kaffee oder ihr Glas Bier, denn sicher hatten viel von ihnen heute noch kein Mittag gegessen, und das Getränk, das vor ihnen stand, mußte ihnen das ersetzen. Und alle rauchten, denn auch das Rauchen sättigt ja. Wer selbst keine Zigarette, keine Zigarre oder keinen Tabak mehr besaß, dem wurde von einem anderen damit ausgeholfen. Ach, und noch viel ärmlicher als die Männer sahen die armen Künstlerinnen aus, einerlei ob ledig oder ver-

heiratet, ob jung oder alt. Aus deren Mienen sprachen erst recht die Not und Verzweiflung. Und immer neue Logenmitglieder erschienen, und fast jedes erzählte schon in seiner äußeren Erscheinung die Geschichte seines Leidens, seiner Stimmungslosigkeit und seiner immer und immer wieder vergeblichen Versuche, Arbeit und Brot zu finden.

Mein Gott, mein Gott, was ist das für ein Elend, dachte Baron Altenborn, und fast schämte er sich seines untadelhaften Anzuges, in dem er hier inmitten so vieler Armen und Unglücklichen saß, und ihm war, als müßten die anderen durch seinen Rock hindurch in seine Brieftasche sehen können, und als müßten die ihn fragen: Schämst du dich denn nicht, soviel zu besitzen, während viele von uns nicht wissen, wovon sie sich heute abend etwas zum Essen kaufen sollen?

Er atmete erleichtert auf, als endlich die Sitzung eröffnet und die kurze Tagesordnung verlesen wurde. Etwas Besonderes lag heute nicht vor. Zunächst wurde die Präsenzzahl festgestellt, aus der sich ergab, daß sechsundsiebzig Anwesende sich in die Liste eingetragen hatten. Und im Anschluß daran wurde die Mahnung an die Mitglieder gerichtet, ihre Logenbücher in Ordnung zu bringen und die rückständigen Logenbeiträge und die Sterbemarken kleben zu lassen, schon damit ihre Angehörigen des

Sterbegeldes nicht verlustig gingen, falls der eine oder der andere von ihnen plötzlich aus dieser Welt abgerufen werden sollte. Wer dazu in der Lage war, überreichte dem Obmann sein Logenbuch, damit er die fehlenden Zahlungsmarken eintrüge, aber die meisten vermochten sich diese Ausgabe jetzt nicht zu leisten, denn wichtiger, als die Beiträge zu zahlen, war es, sich die allernotwendigsten Lebensmittel zu beschaffen oder die rückständige Miete bei der Wirtin zu bezahlen, damit die nicht eines Tages die geringe Habe pfänden ließ, oder damit man nicht bald obdachlos auf der Straße säße.

Es folgte die Verlesung des Wochenberichtes, der von der Loge in Berlin an die einzelnen Obmänner in der Provinz zur Versendung gelangt und von diesen den Mitgliedern bei den Versammlungen bekanntgegeben wird. Wie immer, wurde der auch heute je nach Temperament und Veranlagung teils sachlich, teils in scharfen persönlichen Angriffen, die sich gegen die Leitung der Loge richteten, in allen Punkten kritisiert und besprochen, obgleich der Präsident der Loge sich in der ganzen Artistenwelt des allergrößten Ansehens erfreut, obgleich seine Verdienste stets von neuem von allen rückhaltlos anerkannt werden, so anerkannt, daß wohl unter allen Artisten nicht ein einziger ist, der da

sagen könnte, was einmal aus der Loge werden wird, wenn Krankheit oder Alter den Präsidenten Konorah jemals zwingen sollten, sein Amt niederzulegen.

Den Schluß der Tagesordnung bildeten wie immer interne Angelegenheiten, die ganz von selbst auf das Thema führten, das alle am meisten beschäftigte: Die erschreckende Notlage der Kabarets und Varietés, hervorgerufen durch die enorme Steuerbelastung aller derartigen Betriebe und durch die fast von Woche zu Woche größer werdende Geldknappheit, die es dem Publikum nicht mehr erlaubt, die Vergnügungsstätten zu besuchen. Es lagen Mitteilungen vor, und einige der Anwesenden konnten es aus kurzen Briefen auswärtiger Kollegen bestätigen, daß selbst in großen Kabarets sowohl in Berlin als auch in der Provinz trotz freiem Eintritt und trotz aufgehobenem Weinzwang an den Wochentagen zuweilen keine zehn Gäste anwesend wären, und daß auch die Sonnabends- und Sonntagsvorstellungen im Gegensatz zu früher nicht einmal mehr ein ausverkauftes Haus brächten, und die beiden Tage hatten wenigstens bisher die Betriebe immer einigermaßen über Wasser gehalten. Trostloser als die Lage war, konnte sie eigentlich kaum noch werden, und doch sahen die meisten voraus, daß im Laufe der nächsten

Monate noch viele Vergnügungslokale für kürzere oder längere Zeit würden schließen müssen, und daß ihnen damit wieder soundso viele Brotstätten verloren gingen. Und im Zusammenhang damit hieß es für sie selbst abermals: Gagenabbau. Dazu waren auch alle gern bereit, und damit waren auch alle gern einverstanden, solange diese trostlose Zeit anhielt, aber schließlich für ein halbes Butterbrot konnte man auch nicht arbeiten, man mußte doch einigermaßen satt werden, und immer wieder wurde endlos darüber debattiert, daß für die Artisten im Gegensatz zu den Schauspielern und Musikern keine Tarifgage bestände, die als Minimum bezahlt werden müsse, eine Forderung, die in der Theorie sehr schön, aber in der Praxis gar nicht durchzuführen war. Und auch heute wurde darüber geklagt und gejammert, daß die Artisten zum Teil selbst an ihrer Notlage schuld wären, da sie sich bei den Direktoren, nur um überhaupt etwas zu verdienen, gegenseitig mit ihren Forderungen unterboten und selbst die kleinste Gage dem Nichts vorzogen. Es war eine ihnen allen bekannte Tatsache, daß nicht nur die Agenten, sondern auch die Direktoren der kleinsten Betriebe mit Briefen und Offerten von den Artisten in einer Weise überschwemmt wurden, daß für diese gar keine Möglichkeit bestand, sie überhaupt zu beantworten. Trost-

los waren die Verhältnisse, noch mehr als das, und es war gar nicht abzusehen, wie es je anders werden sollte.

Je zweckloser die Aussprache über die allgemeine Notlage war, desto endloser zog sie sich hin, bis schließlich der Obmann gewaltsam den Schluß herbeiführte und an die Versammlung die Frage stellte, ob noch einer der Anwesenden irgend etwas auszuführen oder vorzubringen habe und um gleich darauf zu verkünden: „Baron Altenborn hat das Wort.“

Langsam, beinahe widerstrebend, trotzdem er um das Wort gebeten hatte, erhob er sich von seinem Platz, denn je mehr er den Klagen der anderen zugehört, je länger er in deren sorgenvolle Gesichter gesehen, desto größer waren seine Zweifel, ob es angesichts dieser Armen überhaupt angebracht sei, ihnen von einer Wohltätigkeitsvorstellung für den Komiker Mertens zu sprechen und erst recht, ob es ihm gelingen würde, dafür Interesse und Stimmung zu erwecken. Aber da er es sich fest vorgenommen hatte, wollte er wenigstens sein Glück versuchen. Und was er sich selbst kaum zugetraut hatte, gelang ihm, als er erst zu sprechen begonnen hatte, dennoch: Er fand warme herzliche Worte, und er ging davon aus, daß er betonte, so groß und so beklagenswert auch die Not der anderen sei, es gäbe

dennoch einen, der im Gegensatz zu ihnen, wenn auch nur vorübergehend, das höchste und das einzig wahre Glück aller Menschen, die Gesundheit, entbehren müsse.

Aber kaum hatte er den Namen Mertens genannt, da war es mit der Aufmerksamkeit, die man ihm bis jetzt gezollt, vorbei, denn plötzlich rief ihm einer zu: „Warum besüßft sich das Schwein am hellen lichten Tag derartig?“ Und eine andere Stimme fragte: „Wollen Sie etwa für den bei uns sammeln gehen, Baron? Helfen Sie doch allein, wenn er Ihnen so leid tut, Sie können es doch — bei der Gage, die Sie beziehen —, so gut wie es Ihnen alle Tage geht, soll es mir in meinem ganzen Leben nur noch einmal gehen.“

Immer neue Zurufe wurden laut, und es dauerte lange, bis der Obmann ihm endlich wieder Gehör verschafft hatte, dann fuhr er fort: „Ob es mir persönlich wirklich so gut geht, wie viele von Ihnen es anzunehmen scheinen, ist eine Frage, die ich selbst nicht so ohne weiteres bejahen möchte, denn nur zu meinem Vergnügen bin ich auch ganz gewiß nicht bei dem Kabarett, und daß gerade ein Conférencier es dort nicht leicht hat, brauche ich Ihnen ja nicht erst zu sagen. Wenn Sie mir aber den guten Rat geben, dem verunglückten Kollegen aus eigener Tasche zu helfen, dann kann ich Ihnen nur wahr-

heitsgemäß versichern, daß ich das im Verhältnis zu meinen Einnahmen bereits in sehr reichem Maße getan habe. Ich selbst möchte Ihnen die Summe nicht nennen, die ich schon gab, aber sicher ist Frau Mertens, die ja allerdings heute nicht hier ist, gern bereit, das zu tun, und Sie werden dann hoffentlich selbst einsehen, daß es Ihrer freundlichen Aufforderung, ich möchte mich persönlich des Kranken annehmen, nicht erst bedurft hätte. Im übrigen habe ich natürlich auch nicht die Absicht, bei Ihnen eine Kollekte zu veranstalten, schon weil ich leider weiß, daß die meisten von Ihnen mehr als genug mit der eigenen Not zu kämpfen haben. Wohl aber möchte ich, da ich aus eigener Erfahrung weiß, daß gerade die Artisten bei der Not unserer Kollegen stets zu helfen bereit sind, Ihnen den Vorschlag machen, daß wir für den Kranken eine Wohltätigkeitsvorstellung veranstalten. Und ich glaube um so mehr auf Ihre tatkräftige Unterstützung rechnen zu können," fuhr er mit erhobener Stimme fort, als zwanzig, dreißig Stimmen gleichzeitig Widerspruch erhoben, und als alle fast gleichzeitig den Obmann um das Wort baten, „wie gesagt, ich glaube um so mehr auf Ihre Unterstützung rechnen zu können, wenn ich Ihnen erkläre, was Frau Mertens mir anvertraut hat, daß sie, allerdings erst in einigen Monaten, ihr erstes Kind erwartet."

„Warum macht er seiner Frau ein Kind?“ rief man ihm zu. „Das ist ein Luxus, den unsereins sich heute nicht leisten kann.“

Aber gleichsam, um diese Worte Lügen zu strafen, erhob sich jetzt die Frau des Artisten und rief mit lauter, gellender Stimme, aus der die bitterste Not und die größte Verzweiflung hervorklang: „Und wer tut was für mich und mein Kind, das nicht erst nach langen Monaten, sondern in einigen Wochen geboren wird? Wer hilft mir? Mein Mann ist seit sechs Wochen ohne Vertrag, und auch für den nächsten Monat hat er noch keinen Anschluß. Unsere Miete ist seit vier Wochen nicht bezahlt, wir leben tagaus, tagein von dünnen Suppen, dünnem Kaffee und trockenem Brot. Was wir verkaufen konnten, haben wir verkauft —“

„Laß doch, Frau,“ unterbrach sie der Mann, „anderen geht es auch nicht besser.“

Aber die Frau ließ sich nicht beirren: „Laß mich man sprechen, Fritze, damit der Herr Baron mal sieht, daß es anderen, für die er keine Wohltätigkeitsvorstellung veranstalten will, noch viel dreckiger geht. Jawohl, Herr Baron, wer hilft uns? Wollen Sie mir vielleicht sagen, wer mir später die Hebamme bezahlen soll, wenn die Loge uns nicht hilft? Wollen Sie mir sagen, woher ich das Geld nehmen soll, um die Windeln und all das andere

zu kaufen, das solch kleiner Wurm gleich gebraucht, wenn er auf die Welt kommt? Sparen haben wir in all den letzten Monaten nicht können, die Gagen haben gerade gereicht, um halbwegs satt zu werden. Auch im Sommer hat mein Mann zwei Monate stillgelegen. Da mußten wir Schulden machen, die wir pünktlich wieder abbezahlt haben, denn wir sind ordentliche und solide Leute, Herr Baron, und mein Mann ist kein solcher Säufer wie der Mertens, der sich am hellen lichten Tage betrinkt, den die eigene Frau nicht aus der Kneipe herausbekommt, und der dafür überall bekannt ist. So, das habe ich Ihnen nur mal sagen wollen, Herr Baron."

„Und ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir das so offen gesagt haben," erwiderte der Baron schnell, mit einer Handbewegung die erregten Gemüther, die nicht darauf warten konnten, zu Worte zu kommen, beschwichtigend, „und Sie sollen mir das nicht umsonst gesagt haben, denn wenn die Vorstellung stattfindet, und wenn sie den finanziellen Erfolg bringt, den ich erhoffe, dann sollen Sie von dem Reinertrag eine Summe erhalten, die Ihnen über Ihre Entbindung hinweghilft, und die Sie auch in den Stand setzt, für Ihr Kind die ersten notwendigen Anschaffungen zu machen. Dafür verbürge ich mich, und ich hoffe, das wird Ihnen genügen."

Was er da sagte, das sagte er lediglich aus

impulsivstem Antrieb heraus, einzig und allein aus dem grenzenlosen Mitleid, das ihn mit der armen Frau erfüllte, und wie sehr ihn das erfüllte, merkte er selbst daran, daß seine Stimme zitterte und bebte. Jegliche Berechnung, jede Absicht, damit die Versammlung seinem Plan geneigt zu machen, daß er sich bereit erklärte, nicht die ganze Einnahme für den Komiker zu verwenden, hatte ihm vollständig fern gelegen. Und trotzdem oder gerade deshalb hatte er anscheinend dadurch den Sieg davongetragen, denn alle die anderen, die sich zuerst stürmisch zum Wort gemeldet hatten, saßen nun schweigend da, und es fehlte auch nicht an Stimmen, die ihm ein lautes „Bravo, Herr Baron!“ zuriefen.

Aber nach wenigen Minuten erhob sich neuer Widerspruch. Alle Hochachtung vor dem, was der Baron da eben gesagt habe, das mache seinem Herzen alle Ehre, und es sei unter den Anwesenden wohl kein einziger, der es der armen Frau nicht gönne, daß sie nun ruhig ihrer schweren Stunde entgegensehen könne. Aber wenn der Ertrag des Abends wirklich so hoch würde, wie der Baron es voraussähe, und bei seinen Verbindungen würde die Vorstellung ganz bestimmt ein volles Haus bringen, und wenn er dann auch der armen Frau ein paar hundert Mark gäbe, dann bliebe für den Mertens immer noch viel zuviel übrig. Was hatte

der überhaupt Anspruch auf eine allgemeine Hilfe? Der hätte seinen schönen Vertrag, soweit es einen solchen heute noch gäbe, in der Tasche gehabt, und anstatt für todsicher kommende schlechte Zeiten zu sparen, er habe ja noch nicht einmal für den nächsten Monat Anschluß, habe er sein Geld, wie er das in jeder Stadt täte, in die Kneipe getragen, sich sinnlos betrunken, sei durch eigene Schuld hingefallen und habe sich einzig und allein durch eigene Schuld arbeitsunfähig gemacht. Und da solle man ihm helfen? Wer hülfe denn ihnen, den anderen? Sie hätten alle ihren Vertrag von der ersten bis zur letzten Vorstellung erfüllt, sie wären pünktlich, fleißig und ordentlich gewesen, und keiner hätte ihnen auch nur den kleinsten Vorwurf machen können. Und wie säßen sie trotzdem nun da? Ohne Arbeit, ohne Verdienst. Die Finger schrieben sie sich krumm und lahm, um neue Anschlüsse zu bekommen, aber jede fünf Pfennige für eine Postkarte wären hinausgeworfenes Geld, das sie sich auch oft erst borgen müßten, da sie es selbst nicht hätten. Was ginge sie da der Mertens an? Wenn denn schon eine Vorstellung für ihn stattfinden solle, dann sei das eine Privatangelegenheit der „Libelle“, deren Programm er angehört habe, denn in der heutigen Zeit könne doch von keinem Menschen, der selbst nicht wisse, wovon er sich satt essen solle,

Verlangt werden, daß er sich ohne jede Vergütung in den Dienst der hier nicht einmal besonders angebrachten Wohltätigkeit stelle.

Und mit diesem Einwurf kamen die anderen allmählich auf den eigentlichen Kern ihres Widerspruches. Mitmachen wollte sie schon, aber sie wollten dafür bezahlt werden, um bei der Gelegenheit endlich selbst einmal wieder ein paar Mark zu verdienen. Aber auch gegen diesen Vorschlag erhob sich gleich darauf lebhafter Einspruch, denn daß alle bei der Vorstellung mitwirken könnten, war natürlich ausgeschlossen, denn da würde das Programm überhaupt kein Ende nehmen. Außer den Künstlern der „Libelle“ kämen allerhöchstens noch sechs bis acht Nummern in Frage, und warum sollten nur die, oder gerade die, auf die die Wahl fallen oder für die das Los entscheiden würde, verdienen, während alle anderen, deren Arbeit nicht herangezogen werden konnte, leer ausgingen? Das war doch eine Ungerechtigkeit, die einfach zum Himmel schrie.

Uferlos ging die Debatte nun über diesen Punkt hin und her. So viel Köpfe, so viel Ansichten, und es war gar nicht abzusehen, ob und wie man zu einem Resultat gelangen würde und könne.

Da erhob sich endlich Baron Altenborn von seinem Platz: „Herrschaften, ich habe die Ange-

legenheit zur Sprache gebracht, deshalb glaube ich auch, die nun zu einem Schluß bringen zu müssen, und ich möchte deshalb folgenden Vorschlag machen. Der gesamte Reinertrag wird in drei gleiche Teile geteilt, den einen bekommt der Kollege Mertens, den zweiten unsere arme Kollegin, die uns vorhin ihre Notlage schilderte, der dritte Teil wird in gleichen Anteilen an alle augenblicklich engagementslosen Kollegen und Kolleginnen verteilt, allerdings in der Weise, daß die verheirateten das Doppelte erhalten wie die unverheirateten. Die Kollegen und Kolleginnen, die sich im Vertrag befinden, erhalten für ihre Mitwirkung keine Bezahlung. Die Auswahl der übrigen Mitwirkenden entscheidet das Los. Einen anderen Vorschlag wüßte ich bei dem besten Willen nicht zu machen, und ich stelle ihn deshalb zur Abstimmung. Wird er abgelehnt, dann bitte ich meine Anregung, die Wohltätigkeitsvorstellung zu geben, als erledigt zu betrachten, wenigstens würde ich mich dann an der in keiner Weise mehr beteiligen."

„Bravo, bravo," rief man ihm von allen Seiten zu, aber trotzdem erhob sich gleich darauf auch gegen diesen seinen Vorschlag Widerspruch. War das gerecht, daß der Mertens, der seinen Unfall und seine Krankheit selbst verschuldet hatte, ein ganzes Drittel des Reingewinns erhielt, während alle anderen

zusammen mit einem weiteren Drittel zufrieden sein sollten? Was würde da auf den einzelnen kommen? Im besten Falle höchstens, aber auch allerhöchstens – und man versuchte auszurechnen, wie hoch sich der Reingewinn stellen und welcher Betrag zur Verteilung gelangen könne. Man erging sich in Vermutungen und Hoffnungen. Der eine sprach von Hunderten, der andere von Tausenden, man führte die Einnahmen ähnlicher Veranstaltungen, bei denen man schon mitgewirkt hatte, zum Vergleich an. Die Optimisten stritten sich mit den Pessimisten, und so laut und stürmisch ging es dabei zu, daß schließlich der einzelne kaum noch die eigene Stimme erkannte.

Aber Baron Altenberg, der sich erneut von seinem Platz erhoben hatte, verstand es dennoch, sich mit seiner scharfen, hellen Kommandostimme, über die er als früherer Offizier auch heute noch zuweilen verfügte, Gehör zu verschaffen: „Ich stelle meinen Antrag hiermit zum zweiten- und letztenmal zur Abstimmung. Außerdem mache ich Sie auf die bereits vorgerückte Stunde aufmerksam. Ewig können wir hier nicht sitzenbleiben, wenigstens wir nicht, die wir heute abend zu tun haben. Deshalb bitte ich den Herrn Obmann, jetzt über meinen Vorschlag abstimmen zu lassen.“

Das geschah denn auch, und trotz allem vorhin

laut gewordenen Widerspruch wurde der Antrag mit fast allen Stimmen angenommen.

Gleich darauf sollten noch weitere Einzelheiten besprochen werden, aber der Baron streikte: „Herrschaften, ich kann heute nicht mehr, ich habe von der langen Sitzung, dem Stimmengewirr und dem Tabaksqualm die blödsinnigsten Kopfschmerzen, und ich habe heute fast den ganzen Abend auf der Bühne zu stehen und zu sprechen. Mich müssen Sie jetzt entschuldigen. Was Sie noch weiter erörtern wollen, bitte ich mir mitteilen zu lassen. Daß die Sache sehr eilt, wenn wir die Vorstellung noch in diesem Monat zustande bringen wollen, weiß ich natürlich selbst, und da ich sie angeregt habe, können Sie in jeder Weise auf mich zählen. Für heute möchte ich nur noch den Vorschlag machen, daß wir uns morgen nachmittag um drei Uhr hier wieder treffen und die Besprechungen dann fortsetzen. Ich bitte den Herrn Obmann, darüber abstimmen zu lassen; vielleicht in der Weise, daß diejenigen, die damit einverstanden sind, sich von ihren Plätzen erheben.“

Das taten mit Ausnahme der wenigen, die seinen Antrag abgelehnt hatten, alle. So konnte er sich gleich darauf mit einem „Auf Wiedersehen morgen“ verabschieden, und schon wenig später stand er auf der Straße.

In tiefen vollen Zügen atmete er die reine, frische Luft, und unwillkürlich nahm er den Hut ab, um sich den leichten Wind um die Stirn wehen zu lassen. Er hatte Kopfschmerzen, wie er sie seit einer Ewigkeit nicht gehabt, und wie schon im Laufe des Nachmittags, fragte er sich auch jetzt wieder: Warum hast du dich mit der Sache abgegeben, warum hast gerade du sie angeregt, denn daß sie dir Mühe, Arbeit und Ärger genug bringen wird, hast du im voraus gewußt. Und mit der endlosen Sitzung von heute war es doch nicht getan, weitere tägliche stundenlange Besprechungen und Streitigkeiten würden folgen, und wenn dann endlich der Abend der Vorstellung da war, blieb es noch ganz ungewiß, ob der finanzielle Erfolg auch nur einigermaßen die unendliche Arbeit belohnen würde.

Er fühlte sich so müde, so abgespannt und zerschlagen, daß er überlegte, ob er gleich in das Hotel gehen und sich dort noch eine Stunde hinlegen, oder ob er versuchen solle, seine Kopfschmerzen in der frischen Luft loszuwerden. Er entschloß sich für einen Bummel durch die Straßen, zumal ihm einfiel, daß er noch eine kleine Besorgung zu machen habe. So schritt er denn jetzt langsam seines Weges dahin, den Hut weiter in der Hand haltend, und so benommen, daß er ein paar-

mal um ein Haar mit anderen Passanten zusammengestoßen wäre, und daß er es auch im allerersten Augenblick nicht merkte, als ihm sein Weg von drei jungen Damen versperrt wurde. Aber auch als er es bemerkte, sah er gar nicht weiter auf, sondern wollte lediglich ausweichen, als helles, fröhliches Lachen an sein Ohr klang, und als er nun Fräulein Lindner, Fräulein Welldorf und Dori erkannte.

Blitzschnell fuhr er mit der Hand an den Kopf, um den Hut zu lüften, und diese Bewegung in Verbindung mit dem verdutzten Gesicht, das er machte, da er den Hut ja in der Hand trug, wirkte so unbeabsichtigt komisch, daß die jungen Mädchen nun von neuem fröhlich auflachten, bis Fräulein Lindner plötzlich ganz erschrocken fragte: „Aber wie sehen Sie denn nur aus, Herr Baron? Ganz blaß, mit tiefen schwarzen Ringen unter den Augen, sind Sie krank?“

„Mehr als das, gnädiges Fräulein, ich bin tot,“ gab er zur Antwort, „und wenn jetzt ein leerer Leichenwagen vorüber käme, würde ich auf den hinaufklettern und mich begraben lassen.“

„Aber das hört sich beinahe an, Herr Baron, als wäre es Ihnen mit Ihren Worten wirklich ernst,“ erkundigte sich Fräulein Hertha weiter, während auch das Lachen der beiden anderen jungen Mädchen verstummte, die ihn auch ihrerseits

ganz verwundert ansahen, dann bat sie: „Erzählen Sie mir, Baron, was Sie bedrückt, vielleicht kann ich Ihnen helfen.“ Und nach einer kleinen Pause setzte sie hinzu: „Ich habe vor ein paar Minuten ganz zufällig Cilly und Fräulein Dori getroffen, und wir beratschlagten gerade, in welcher Konditorei wir dieses frohe Ereignis feiern sollten. Vielleicht machen Sie dieser Streitfrage ein Ende, und wenn Sie Ihre Lebensgeister erst durch eine Tasse schwarzen Kaffee gestärkt haben, dann lassen Sie uns an Ihren Sorgen und Leiden teilnehmen.“

Sein erster Gedanke war, ihr zu widersprechen und sie zu bitten: Nein, kein Café und auch sonst kein Lokal, in dem ich erneut Tabaksqualm, von dem ich heute abend ohnehin noch genug schlucken werde, einatmen muß, lieber an der frischen Luft bleiben. Aber dann sagte er sich, daß eine wirklich gute Tasse Kaffee ihn vielleicht am schnellsten erfrischen würde, so stimmte er ihr denn doch bei. Allerdings bedauerte er, ihr kein Café vorschlagen zu können, da er niemals ein solches besuche, bis er meinte: „Wie wäre es, wenn ich die Damen bäte, in der Halle meines Hotels den Kaffee zu trinken? Da können wir ungestört plaudern, und für guten Kaffee und für gutes Gebäck verbürge ich mich. Allerdings haben wir da keine Musik,

aber das wäre mir persönlich offen gestanden auch sehr lieb."

So ganz schien sein Vorschlag eigentlich nicht nach dem Gefallen der jungen Damen zu sein, dennoch aber stimmten sie ihm bei, und da man sich in der Nähe seines Hotels befand, saßen sie eine kleine Viertelstunde später in der Halle zusammen.

Aber als er nun erzählen sollte, was ihn denn nur so müde und abgespant aussehen lasse, bat er, selbst auf die Gefahr hin, dadurch etwas unhöflich zu erscheinen: „Dori, erzähle du, du bist ja auch in der Versammlung gewesen; aber nein,“ besann er sich gleich darauf, „eben fällt mir erst ein, daß ich dich dort gar nicht bemerkt habe, oder bist du bald wieder fortgegangen? Dann sei froh, schön war es nicht. Und versäumt hast du auch nicht allzuviel.“

Hätte er darauf geachtet, hätte er sicher bemerkt, daß Dori bei seiner Frage verlegen wurde, und daß sie einen heimlichen verstohlenen Blick mit Fräulein Welldorf tauschte, die an ihrer Seite saß. So aber fiel es ihm nicht weiter auf, zumal Dori gleich darauf mit völlig unbefangener Stimme erwiderte:

„Nein, Baron, ich bin überhaupt gar nicht dort gewesen. Natürlich wollte ich hinkommen,

aber unterwegs traf ich zufällig Fräulein Wellendorf, die mich zu einem Spaziergang überredete, und als sie mich nach Hause begleiten wollte, trafen wir auch noch Fräulein Lindner. Und wenn ich nichts versäumt habe, wie Sie sagen —“

„Nein, das hast du ganz gewiß nicht, Dori,“ unterbrach er sie, „im Gegenteil, ich kann nur wiederholen, sei froh, daß du nicht dort warst, und bedanke dich, wenn du es noch nicht tatest, noch nachträglich bei dem gnädigen Fräulein, daß sie dich zu einem Spaziergang verleitete.“

„Das will ich denn jetzt auch wirklich nachholen,“ meinte Dori lustig, und sich übermütig gegen Fräulein Wellendorf verneigend, sagte sie in einem absichtlich drolligen Ton: „Dann danke ich Ihnen also sehr schön, gnädiges Fräulein.“

„Bitte, bitte, keine Ursache, liebes Fräulein Dori,“ gab Fräulein Wellendorf in demselben Tonfall zurück, „und wenn wir uns einmal wieder zufällig treffen sollten —“

„Dann ist hoffentlich an dem Tage nicht gerade wieder eine Logenversammlung,“ ergänzte Dori den Satz, „denn jedesmal darf ich die natürlich nicht versäumen.“

„Dann nehmen Sie mich das nächste Mal, wenn es erlaubt ist, ganz einfach mit,“ bat Fräulein Wellendorf, „ich habe Ihnen erzählt, wie leiden-

schaftlich gern ich selbst Tänzerin geworden wäre. Da möchte ich zu gerne einmal hinter die Kulissen gucken und wissen, wie es in einer solchen Versammlung zugeht."

Der Baron hob abwehrend die Hände: „Gnädiges Fräulein, überlegen Sie sich, was Sie da sagen, und gedenken Sie des Dichterwortes: ‚Der Mensch versuche die Götter nicht.‘“ Dann erzählte er in aller Kürze, aber trotzdem so anschaulich und lebhaft, daß die jungen Damen sich ein klares und deutliches Bild davon zu machen imstande waren, von dem Vorschlag, den er vorhin der Versammlung unterbreitete, und von der uferlosen Debatte, die sich daran angeschlossen hatte.

Alle hörten ihm aufmerksam zu, und als er geendet, meinte Fräulein Hertha voll ehrlichster Anteilnahme: „Jetzt glaube ich es Ihnen, daß Sie sich müde und abgespannt fühlen. Aber passen Sie auf, Herr Baron, Sie werden auch für alle Mühe belohnt werden,“ und lebhaft werdend fuhr sie fort: „Ich werde Ihnen helfen, soviel ich es nur immer kann. Ich stecke mich hinter Papi, der muß selbst eine ganze Menge Billetts kaufen, denn daß wir zu der Vorstellung kommen, ist doch selbstverständlich, und der Papi muß in seinem großen Bekanntenkreis für die gute Sache wirken. Der kann allein hundert, nein zweihundert Leute und

mehr mobil machen; die müssen dann ihrerseits wieder Anhänger werben, und wenn sie nicht alle selbst kommen können, so müssen sie wenigstens Eintrittskarten kaufen und die anständig bezahlen. Heute ist Papi wieder verreist, sonst müßte ich um diese Stunde auch schon zu Hause sein, aber übermorgen kommt er wieder. Da will ich gleich mit ihm sprechen, wie wir alles am besten machen. Ich glaube, das einfachste wird es sein, wenn Sie dem Papi gleich ein paar hundert Karten schicken, die er dann durch sein Bureau verteilen läßt."

Fräulein Hertha war für die bevorstehende Vorstellung, teil im Interesse des guten Zweckes, teils aber auch, weil sie sich von dem Abend im Kreise ihrer zahllosen Bekannten besonders vergnügte und lustige Stunden versprach, Feuer und Flamme, bis sie sich jetzt an ihre Freundin wandte und diese ehrlich erstaunt und verwundert fragte: „Na und du, Cilly, du sagst kein Wort?“

Die saß da mit allen Anzeichen der höchsten Erregung, denn bei dem, was der Baron erzählt hatte, war plötzlich ein Gedanke in ihr wach geworden, den sie selbst aber noch so kühn und unausführbar fand, daß sie ihn nicht zu Ende zu denken und erst recht noch nicht auszusprechen wagte, der sie aber dennoch so ausschließlich beschäftigte, und sie mit solcher Unruhe, aber für den

Fall, daß ihr Vorhaben gelingen solle, mit solchem Glücksgefühl erfüllte, daß es sie plötzlich nicht mehr auf ihrem Stuhl duldete, sondern daß sie jetzt aufsprang, Doris Hand ergriff und ihr zurief: „Kommen Sie, Fräulein Dori, ich habe eine Idee, aber erst muß ich Sie fragen, was Sie dazu meinen. Kommen Sie, erst sage ich es Ihnen allein.“

Gleich darauf hatte sie Dori mit sich fortgezogen, und ganz verwundert sahen die beiden anderen ihr nach.

„Verstehen Sie das, gnädiges Fräulein?“ erkundigte sich der Baron.

„Nicht im geringsten,“ wollte Fräulein Lindner ihm zur Antwort geben, aber da kam mit einemmal plötzlich doch das Verstehen über sie, und deshalb rief sie ihm zu: „Passen Sie auf, Baron, ich möchte meinen Kopf darauf verwetten, daß Cilly Sie bestürmen wird, bei der Vorstellung mitwirken zu dürfen.“

„Ja, aber um Gottes willen, kann Fräulein Welldorf denn etwas?“ entfuhr es ihm, der es ehrlich mit der Angst bekam.

Fräulein Hertha zuckte die Achseln: „Das kann ich nicht beurteilen. Cilly hat vor Jahr und Tag, als sie noch hoffte, ihre Wünsche bei den Eltern durchsetzen zu können, heimlich bei einer Ballett-

meisterin Unterricht genommen, sich von der ein paar Bühnentänze einstudieren lassen und diese in privaten Kreisen auch hin und wieder, teilweise in sehr hübschen, geschmackvollen Kostümen, bei deren Anschaffung unter uns gesagt mein Vater geholfen hat, vorgeführt. Daß sie in Freundeskreisen großen Beifall erntete, war natürlich. Aber ob ihr Können für die Öffentlichkeit ausreicht, das weiß ich wirklich nicht. Fast möchte ich hoffen, daß das nicht der Fall ist, damit sie endlich von ihrer Leidenschaft, öffentlich auftreten zu wollen, gründlich kuriert wird, und deshalb weiß ich nicht, ob ich Sie, Baron bitten soll, ihr Vorhaben zu unterstützen oder ihr den Plan, mit dem sie Ihnen gleich kommen wird, unter irgendeinem Vorwand auszureden."

„Das ist eine schöne Geschichte," schalt der Baron, „sage ich ja, dann bin ich für alle Folgen, auch für ein eventuelles Fiasko verantwortlich, sage ich nein, dann ziehe ich mir dadurch dauernd die Feindschaft von Fräulein Wellendorf zu." Und von einer leisen Hoffnung erfüllt, daß ihr Auftreten daran scheitern könne, fragte er: „Glauben Sie, gnädiges Fräulein, daß die Eltern der jungen Dame ihr die Mitwirkung erlauben würden? Es handelt sich doch schließlich um ein Auftreten zwischen berufsmäßigen Künstlern, es

wäre also etwas anderes als eine Vorstellung, in der ausschließlich Herren und Damen der Gesellschaft sich dem Publikum für einen guten Zweck zeigen."

Noch bevor Fräulein Hertha darauf hätte eine Antwort finden können, kam Fräulein Welldorf mit Dori zurück und rief den beiden ohne jede weitere Einleitung, als müßten die wissen, was sie mit Dori besprach, voll freudigster Erregung zu: „Es geht, Herr Baron, es geht, Hertha! Fräulein Dori hat es mir eben auch gesagt, und es wird sogar ganz bestimmt und sehr gut gehen, wenn ich bis dahin bei meiner früheren Lehrerin und in Gegenwart und unter Anleitung von Fräulein Dori jeden Tag eine oder zwei Stunden probe." Und voller Glückseligkeit erzählte sie alles, was sie sonst noch in der Hinsicht mit Dori besprochen hatte, während Fräulein Hertha dem Baron einen Blick zuwarf, der ihm sagte: Na, habe ich es nicht gewußt, daß Cilly den Wunsch äußern würde, bei der Vorstellung mitzuwirken?

Der Baron hörte Fräulein Welldorf mit sehr gemischten Gefühlen zu. Gewiß, an und für sich war die Bereicherung des Programms um eine Tanznummer, die von einer jungen Dame der Gesellschaft ausgeführt wurde, sehr erwünscht, und die würde ganz bestimmt eine große Anziehungs-

kraft ausüben, besonders wenn man sie, wie ihm plötzlich einfiel, etwas geheimnisvoll anzukünden verstand. Man durfte ihren Namen nicht nennen, sondern in den Vornotizen in den Zeitungen nur von einer jungen Dame der ersten Gesellschaft sprechen, die ihre Kunst unentgeltlich in den Dienst der guten Sache stellen würde, deren Name aber nicht bekannt werden dürfe, und die deshalb, auch der Gedanke kam ihm jetzt ganz plötzlich, mit einer schwarzen Maske tanzen würde. Das war ein uralter Trick, der immer zog und auf den das Publikum immer wieder hineinfiel. Er erinnerte sich, daß vor vielen Jahren einmal ein Künstler, wenn er sich nicht sehr irrte, ein Illusionist, in schwarzer Seidenmaske als l'homme masqué aufgetreten war und überall volle Häuser erzielt hatte, da die Zeitungen und die Affichen beständig betonten, er arbeite deshalb immer mit der Maske, da er der Angehörige einer höchst feudalen Adelsfamilie sei und mit Rücksicht auf diese zu seinem Inkognito verpflichtet wäre. Das alte Wort: Die Welt will getäuscht sein, folglich muß sie getäuscht werden, hatte sich auch damals bewahrheitet, und deshalb würde es auch bei dem Auftreten von Fräulein Welldorf seine Schuldigkeit tun.

Aber trotzdem, er konnte sich aus Gründen, über die er sich so schnell nicht klar zu werden vermochte,

mit der Sache vorläufig nicht befreunden. Deshalb antwortete er auch nur ausweichend, als Fräulein Welldorf nun von ihm zu wissen verlangte, was er zu ihrer Idee sage, insonderheit, ob nicht auch er von ihr entzückt sei, und ob nicht auch er sich davon, wenn auch nur in finanzieller Hinsicht, einen ganz großen Extraerfolg verspräche. Anstatt ihr, wie er es sollte und wie sie es von ihm, wie er ihr deutlich anmerkte, auch fest erwartete, begeistert zuzustimmen, wandte er sich mit seiner Antwort geschickt hin und her. Er sagte nicht ja und nicht nein, bis er zum Schluß erklärte: „Auf mich allein kommt es gar nicht an, gnädiges Fräulein, nicht ich bestimme das Programm, sondern das wird in einer neuen Sitzung festgestellt werden. Und das wird, wie ich fürchte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ohnehin so lang werden, daß ich es jetzt noch nicht beurteilen kann, ob es möglich sein wird, Ihre Tänze einzuschieben. Ich kann nicht mehr tun, als Ihr heutiges Anerbieten zur Sprache zu bringen. Es zu befürworten, wird mir offen gestanden auch schon deshalb nicht leicht sein, weil ich Sie noch nie tanzen sah, und weil ich auf die sicher nicht ausbleibenden Fragen nach Ihrem Können die Antwort schuldig bleiben muß. Das alles ist für mich eine ziemlich heikle Sache, denn bis zu einem

gewissen Grade bin ich doch der verantwortliche Redakteur des Abends."

„Ich werde Sie ganz bestimmt nicht blamieren, Herr Baron," widersprach Fräulein Wellendorf lebhaft, „und wenn Fräulein Dori sagt, daß ich es wagen kann —"

„Aber die hat Sie doch auch noch nicht tanzen sehen," unterbrach sie der Baron.

„Aber sie wird mich morgen sehen, Herr Baron," ließ Cilly sich ihren Plan nicht ausreden. „Fräulein Dori wird mich morgen vormittag zu meiner ehemaligen Lehrerin begleiten. Dort werde ich mich ihr in meinen Tänzen und in meinen Kostümen zeigen. Im Anschluß daran wird Fräulein Dori Ihnen wahrheitsgemäß über mich berichten, und deren Urteil werden Sie dann hoffentlich als maßgebend anerkennen. Im übrigen steht es Ihnen natürlich frei, der Probe beizuwohnen und sich Ihr eigenes Urteil zu bilden. Ich lade Sie hiermit in aller Form feierlichst dazu ein und selbstverständlich auch dich, Hertha, wenn es dir Spaß macht."

Fräulein Hertha hatte morgen vormittag, wie sie erklärte, so viel zu tun, daß sie sich bei dem besten Willen nicht frei machen konnte, und auch er selbst lehnte es dankend ab. Seine Arbeit ließ ihm keine Ruhe, einmal mußte sich doch der ret-

tende Gedanke bei ihm einstellen, und außerdem fühlte er sich als Richter in Tanzfragen nicht kompetent. So viele Tänzerinnen er auch schon in den letzten Jahren in dem Kabarett angesagt und gesehen hatte, nach seiner Ansicht brachten alle dasselbe, immer dieselben Pas, immer dieselben Arm- und Beinbewegungen und immer an derselben Stelle denselben einstudierten Gesichtsausdruck. Natürlich tanzte die eine besser als die andere, natürlich war die eine und die andere aus dem Einstudierten zu dem Selbstempfundenen übergegangen, aber das waren Feinheiten und Unterschiede, die seinem, in dieser Hinsicht nicht geübten Auge entgingen, zumal er ohnehin der Tanzkunst sehr wenig Interesse entgegenbrachte. Ihm genügte es, wenn die Tänzerin jung und hübsch war und geschmackvolle Kostüme zeigte.

Nein, daß er der Probe beiwohnt, hat wirklich gar keinen Zweck. Da sah Dori auf den erste Blick mehr als er in einer halben Stunde, und so erklärte er sich denn bereit, sich Doris Urteil zu fügen und davon alles Weitere abhängig zu machen, soweit wie alles Weitere, wie er nochmals ausdrücklich betonte, in seiner Kraft und in seiner Macht stände.

★

Die Vorbereitungen zu der Wohltätigkeitsvorstellung, die am vorletzten Tag des Monats stattfinden sollte, da sich bei der ohnehin so kurz bemessenen Zeit ein früherer Termin nicht ermöglichen ließ, den man aber auch nicht weiter hinauschieben konnte und wollte, um sich bei den sehr hohen Unkosten wenigstens die unentgeltliche Mitwirkung der Kollegen zu sichern, die mit dem Komiker Mertens in demselben Programm gearbeitet hatten, waren in vollem Gange, und Baron Altenborn wußte vom frühen Morgen ab nicht, wo ihm der Kopf stand. Alles, aber auch alles schob man ihm zu, nicht nur aus Bequemlichkeit, sondern weil man nicht ganz mit Unrecht behauptete, ihm mit seinem Namen würde es am leichtesten gelingen, die zahllosen Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich dem Abend entgegenstellten, zu beseitigen und zu überwinden. Er hatte sich schon Hacken und Zehen ablaufen und immer wieder bitten und betteln müssen, bis er endlich einen Direktor fand, der seine Lokalitäten für die Nachtvorstellung hergab, da sein eigener Direktor trotz seiner sonstigen Liebenswürdigkeit und Gutmütigkeit sich, wie er immer wieder betonte, in diesem besonderen Falle aus Prinzipgründen auf die Hinterbeine gestellt und erklärt hatte: „Ich habe den Mertens gehalten und ihm seine Gage,

obgleich er nicht auftrat, bezahlt, solange ich konnte, ich habe ihm seinen Platz im Programm länger frei gehalten, als ich verpflichtet war, ich habe, bis ich ihn entlassen mußte, die Kosten im Krankenhaus für ihn bezahlt, aber damit ist es nun auch genug. Mehr kann kein Mensch von mir verlangen, denn was dem einen recht, das ist dem anderen billig, und wenn ich nun auch noch meine Einwilligung zu der Wohltätigkeitsvorstellung gebe und es erlaube, daß mein ganzes Programm bei der mitwirkt, dann habe ich wirklich das meinige getan."

Na, nun hatte er endlich ein anderes Kabarett gefunden, das allerdings nicht so hübsch, so gemütlich und anheimelnd war wie die „Libelle“, aber er mußte froh und dankbar sein, daß er überhaupt eins gefunden hatte. Das aber war nur die Einleitung gewesen.

Es kam der schwere Gang zu der allmächtigen Polizei, und es hatte vieler Besuche und Bitten bedurft, bis er endlich die Verlängerung der Polizeistunde bis zum frühen Morgen zugesagt bekam. Es folgten die Wege zu den Zeitungsverlegern, die er dafür gewinnen mußte, mit Rücksicht auf den guten Zweck alle Inserate und Vornotizen unentgeltlich aufzunehmen, und bei denen er sich nicht abweisen lassen durfte und auch nicht ab-

weisen ließ, wenn man ihm zuerst lediglich eine bedeutende Preisermäßigung zubilligte. Es kamen die Wege zu den Geschäftsleuten, die für die große Tombola Geschenke stiften mußten, und es galt, deren Unliebenswürdigkeiten und deren Ablehnungen, die er ihnen bei den schlechten Geschäftszeiten schließlich nicht verdenken konnte, mit einem höflichen Lächeln einzustecken, bis er unter Aufgebot seiner ganzen Liebenswürdigkeit schließlich doch noch sein Ziel erreichte. Es kam — ja, was kam nicht noch alles! Wie oft dachte er nicht: so, nun bist du aber wohl wirklich mit allem fertig, und statt dessen fielen ihm immer neue Wege und Besorgungen ein. Zwischendurch aber galt es, immer neue geschickte und aufsehenerregende Annoncen und Vornotizen für die Zeitungen aufzusetzen und zu verschicken und in diesen in möglichst geheimnisvoller Weise immer wieder auf das Auftreten der jungen maskierten Dame der Gesellschaft hinzuweisen, um die er einen Sagenkranz zu winden verstand, daß er sich selbst oft über seine Phantasie wunderte, die ihm solche Einfälle und Gedanken eingab, und daß er selbst oft über den Unsinn lachen mußte, den er da zusammenschrieb, der sich aber las, als wäre er die reinste Wahrheit. Ohne daß er es eigentlich in dem Maße gewollte hatte, war die maskierte Dame die bevorstehende Sen-

sation des Abends geworden. Wo er sich nur immer sehen ließ, wurde er mit Fragen bestürmt, wer sie denn nur sei. Immer aufs neue wurde er gebeten, wenigstens eine ganz, ganz kleine Andeutung zu machen und das Geheimnis, wenn auch nur ein ganz klein wenig, zu lüften. Man schwur ihm tiefste Verschwiegenheit mit den heiligsten Eiden, man tat alles, was man nur konnte, um ihn zum Sprechen zu bringen, man stellte ihm alle nur denkbaren Fallen, damit er sich verplappre, aber alles war vergebens. Je größer die Neugierde wurde, desto verschlossener blieb sein Mund, desto geschickter aber verstand er, die Fragen, mit denen man über ihn herfiel, in seinen Vornotizen zu verwenden.

Und der Erfolg blieb auch nicht aus, schon zwei tage vor der Vorstellung waren alle Billetts vergriffen, und von den hundert Billetts, die er auf Fräulein Herthas Bitten hin ihrem Vater für seinen großen Bekanntenkreis geschickt, hatte er einen Teil zurückfordern müssen, um wenigstens der allergrößten Nachfrage genügen zu können, denn er wurde mit Briefen und Karten bestürmt, den Absendern noch Billetts zukommen zu lassen. Und zum Schluß hieß es dann fast immer: Sollte es Ihnen aber wirklich nicht mehr möglich sein, unsere Bitte zu erfüllen, dann verraten Sie wenig-

stens, wer die maskierte Tänzerin ist; und namentlich von den neugierigen Damen erklärten sich einige bereit, sobald ihr Wissensdrang gestillt sei, einen Extrabeitrag für den guten Zweck des Abends zu stiften.

Aber auch das half nichts, er hütete sein Geheimnis weiter, ebenso wie die wenigen anderen es taten, die überhaupt darum wußten. Das waren außer der Dori und Fräulein Welldorf nur noch Fräulein Hertha und ihr Vater, denn nach reiflichster Überlegung hatte Fräulein Cilly sich, wie er von Dori wußte, entschlossen, nicht einmal ihren Eltern etwas von ihrer Mitwirkung zu verraten, um da nicht vielleicht auf einen Widerspruch zu stoßen, an dem ihr Vorhaben noch scheitern konnte. Daß ihre Eltern, schon weil es ihnen zu teuer kommen würde, das Fest nicht besuchten, war sicher, und Fräulein Cilly unterließ es mit schlauer Berechnung, ihnen auch nur mit einem Wort zuzureden. Sie selbst war, wie sie ihnen erzählte, von ihrer Freundin Hertha eingeladen und würde von ihr und ihrem Vater im Auto abgeholt und wieder nach Hause gebracht werden. Da lag kein Grund vor, daß ihre Eltern ihr die Teilnahme an dem Fest verweigerten, und wenn sie selbst dann am nächsten Morgen ihren Eltern von den Triumphen erzählte, die sie gefeiert hatte,

wenn die am nächsten Abend in den Zeitungen die glänzenden Kritiken lasen, dann würde es zuerst natürlich ein gewaltiges Donnerwetter geben, aber ihr Triumph würde die Eltern, wenn sie sich erst beruhigt hatten, doch erfreuen; sie würden stolz auf ihr Kind sein, und im Zusammenhang damit hoffte und glaubte sie, daß es ihr gelingen werde, die Erlaubnis zu erhalten, als Tänzerin zu dem Brettl gehen zu dürfen. Gewiß, ihre Freundin Dori riet ihr beständig davon ab; sie erzählte ihr, mit welchen körperlichen Anstrengungen, mit welchen Entbehrungen und Kämpfen aller Art gerade dieser Beruf verbunden sei, sie wurde nicht müde, den Versuch zu machen, sie umzustimmen, aber alles war vergebens. Immer wieder erklärte sie: „Ich habe mir das nun einmal in den Kopf gesetzt, Dori, ich werde es auch durchsetzen, und das um so leichter, je größer der Beifall und der Jubel ist, den ich an dem Abend hervorrufe. Der Beifall des Publikums wird mich auch in Zukunft für alles andere entschädigen, was ich vielleicht entbehren muß, wenn ich erst ganz dem Brettl angehöre. Lasse mich nur erst gesiegt haben, und ich weiß es so sicher wie sonst nichts, ich werde siegen.“

Aber über diesen Punkt dachte Dori ganz wesentlich anders, und doch fand sie, sooft sie es sich

auch vornahm, nicht den Mut, ihr die Wahrheit zu sagen, zumal sie es voraussah, daß Cilly ihr doch nicht glauben oder ihr gar vorwerfen würde, sie urteile deshalb so abfallend, weil sie selbst auf ihr Können neidisch und eifersüchtig sei, und weil sie befürchte, daß sie, Cilly, einen größeren Erfolg davontragen könne und würde als sie selbst. Und dazu kam die Furcht, die neugewonnene Freundin, ohne die sie sich ihr Leben nicht mehr vorzustellen vermochte, für immer zu verlieren, wenn sie der ehrlich erklären würde: Cilly, du kannst nicht öffentlich auftreten, denn das gibt einen Skandal, wie er noch nie dagewesen ist.

Als Cilly ihr am Nachmittag in der Hotelhalle von ihren Plänen erzählte, als sie von der Ausbildung sprach, die sie bei der Ballettmeisterin genossen, und von den Erfolgen, die sie in Privatgesellschaften mit ihren Vorführungen erzielte, hatte sie selbst der Freundin lebhaft beigestimmt, schon um ihr eine Freude zu machen und um sich ihr dadurch für die ersten gemeinsam verlebten Stunden dankbar zu erweisen; denn als sie zuerst Fräulein Lindner und dann dem Baron erzählte, sie und Cilly hätten sich zufällig auf der Straße getroffen und dann gemeinsam einen weiten, stundenlangen Spaziergang gemacht, hatte sie gelogen, und sosehr sie sich dessen auch schämte, sie hatte

sich doch darüber gewundert, wie verhältnismäßig leicht ihr diese Lüge fiel. Das hin sicher damit zusammen, daß sie aus ihrer Liebe zu Cilly heraus log und lügen mußte.

Ihre Liebe war so groß, die brannte so heiß und verzehrend in ihr, daß sie noch zu ganz anderen Dingen mit tausend Freuden bereit gewesen wäre als lediglich zu einer Lüge.

Ja, damals hatte sie dem Vorhaben ihrer geliebten Cilly bereitwillig zugestimmt und sie in dem bestärkt, aber als sie am nächsten Morgen der ersten Probe beiwohnte, war sie über das, was die Freundin ihr zeigte, ganz einfach entsetzt gewesen, und sie hatte sich eingestanden, daß sich da wieder einmal das alte Wort bewahrheitete, daß zwischen den Gesellschafts- und den Bühnentänzen ein himmelweiter Unterschied sei. Wer für den einen Talent besaß, war für den anderen desto talentloser. Wie blendend schön, sowohl in der Haltung ihres Körpers wie in jeder Bewegung und in der Ausführung jedes einzelnen Schrittes, hatte Cilly nicht im Hause des Generaldirektors getanzt, und wie entsetzlich stümperhaft tanzte sie jetzt! Kaum, daß sie überhaupt mit der Musik im Takt blieb und ihre Bewegungen auch nur einigermaßen dem Rhythmus anpaßte. Ihre Tanzschritte waren nicht nur ungraziös, sondern häufig falsch. Der

Ansatz der Füße, die Beinbewegungen, das Drehen und Biegen des Oberkörpers und alles, was sonst noch in Frage kam, verrieten zum Teil eine ganz falsche, zum Teil gar keine Ausbildung. Es fehlte dem Körper jegliches Training, und dazu der Gesichtsausdruck, der alles mögliche widerspiegeln und wiedergeben sollte und der statt dessen lediglich verzerrt und dadurch abstoßend oder lächerlich wirkte. Na, das Gesicht würde an dem Abend ja durch die Maske verdeckt werden, denn dem klugen Einfall, den der Baron in der Hinsicht glücklicherweise gehabt, hatten alle lebhaft beigestimmt, aber trotz der Maske würde Cilly noch mehr als genug zeigen müssen, nicht in letzter Linie ihre eckigen und völlig ausdruckslosen Hand- und Armbewegungen, mit denen sie in der Luft herumfuhr, als sei sie in der Gefahr des Ertrinkens und als mache sie Schwimmbewegungen, um sich über Wasser zu halten.

Das geht nicht, Cilly, das ist undenkbar, damit kannst du nicht auftreten, denn so einfach, wie ihr Laien euch das anscheinend vorstellt, ist es denn doch nicht, auf der Bühne Tänze vorzuführen. Dazu gehört viel, viel mehr, als ihr glaubt, und namentlich viel mehr, als du kannst.

Das und vieles andere wollte sie, die ehrlich entsetzt war, der Freundin zurufen und sie bitten:

Hör' auf, hör' auf, das ist nicht zum Ansehen, aber sie brachte die Worte nicht über die Lippen, denn sie wußte, wie weh sie ihr damit tun und daß sie sie dadurch für immer verlieren würde. Und da stand auch schon Cilly mit glückstrahlenden Augen vor ihr und rief ihr zu: „Na, Dori, habe ich dir zuviel gesagt, bist du nicht ehrlich begeistert? Werde ich nicht einen unerhörten Triumph feiern?“ Und halb lachend, halb ernsthaft hatte sie hinzugesetzt: „Hast du nicht Angst, Dori, daß ich dich mit meinen Tänzen an dem Abend etwas an die Wand drücken werde?“

Verrückt bist du, Cilly, hätte sie am liebsten zur Antwort gegeben, aber nicht einmal das brachte sie fertig. Ja, anstatt ihrer Überzeugung Ausdruck zu geben und ein wahres Urteil zu fällen, stimmte sie der Freundin sogar bei, allerdings, um gleich darauf doch einige Einschränkungen zu machen: „Gewiß, großes Talent und große Begabung seien zweifellos vorhanden, aber ebenso zweifellos fehle es ihr an Training und an Übung. Ganz so, wie sie die Tänze eben gezeigt hätte, würden sie nicht gehen, die müßten noch sehr fleißig geübt und gefeilt werden, aber dafür sei es noch Zeit. Sie selbst würde ihr gern bei den weiteren Proben als Lehrerin zur Seite stehen, und dann würde schließlich alles tadellos klappen.“

Aber Cilly hörte aus dem, was sie ihr da sagte, nur heraus, daß sie großes Talent und große Begabung habe, und daß am Abend der Vorstellung schon alles tadellos gehen würde. Und in der Freude ihres Herzens darüber fiel sie ihr mit einem Jubelschrei und mit zahllosen Küssen um den Hals.

Für Dori selbst aber kam wenige Stunden später der schwere Augenblick, in dem sie dem Baron auf seine Frage, wie die Probe ausgefallen sei, und ob man es wagen dürfe, Fräulein Welldorf öffentlich auftreten zu lassen, so belügen mußte, wie sie ihn, obgleich sie ihm gegenüber doch alles andere als ein gutes Gewissen besaß, nach ihrer ehrlichsten Überzeugung noch nie belogen hatte. Und diese Lüge fraß schlimmer an ihr als irgendeine andere, und das umso mehr, je weiter die Proben, die sie täglich stundenlang mit Cilly abhielt, vorschritten, denn nicht nur, daß sie nichts hinzulernte, sie wollte sich auch gar nicht belehren lassen, weil sie viel zu sehr von ihrem Können überzeugt war. Das zeigte sich am besten in der Art, in der sie ihr widersprach, wenn sie ihr das eine oder andere zeigen oder vortanzen wollte, dann war sie sofort mit allgemeinen Redensarten bei der Hand: „Das ist doch wohl individuell, Dori — darüber kann man wohl auch eine andere Auffassung haben —

ich will dich natürlich nicht überzeugen, Dori, aber du wirst mir zugeben müssen, daß meine Art, gerade diese Stelle so und nicht anders durch meinen Tanz auszudrücken, auch ihre Berechtigung hat." So daß Dori dann oft eine fürchterliche Wut auf die Freundin bekam und ihr am liebsten zugrufen hätte: Dann mache meinewegen, was du willst, nicht ich werde mich blamieren, sondern du dich, und zwar gründlich. Dann aber siegte wieder die Liebe in ihr, und sie versuchte von neuem Einfluß auf die Freundin zu gewinnen, um sie dahin zu bringen, daß sie ihre doch wirklich gut und ernsthaft gemeinten Ratschläge befolge. Zum größten Teil leitete sie dabei der Wunsch, Cilly um ihrer selbst willen womöglich doch noch so weit zu bringen, daß sie sich an dem bevorstehenden Abend wenigstens mit einigem Anstand aus der Affäre zöge, auf der anderen Seite dachte sie dabei aber an den Baron, dem sie, soweit es in ihren Kräften stand, die nach ihrer ehrlichsten Überzeugung unvermeidliche Blamage der Freundin ersparen wollte, damit man ihn als Leiter des Ganzen nicht etwa für das Fiasko verantwortlich mache. Und ein gut Teil dachte sie dabei schließlich auch an sich selbst, denn was sollte und konnte sie dem Baron antworten, wenn er sie fragen würde: „Dori, ich habe mich ganz auf dein Urteil verlassen, warum

hast du mir da nicht die Wahrheit gesagt, ehe es zu spät war?" Da mußte sie ihm gegenüber wieder eine neue Lüge erfinden, und sie hatte ihn ohnehin doch schon so viel belogen, daß sie ihm, diesem durch und durch anständigen Menschen, kaum noch in die Augen zu sehen wagte. Soweit sie es nur immer konnte, vermied sie jedes Alleinsein mit ihm, und wenn sich das im Kabarett für kurze Augenblicke wirklich einmal nicht vermeiden ließ, dann erschien ihr jede Minute wie eine Ewigkeit, und sie atmete mehr als erleichtert auf, wenn er abgerufen wurde oder wenn sie auf die Bühne mußte. Stand sie aber erst auf dem Podium, dann tanzte sie mit einem Temperament und mit einem Feuer wie noch nie, dann vergaß sie alles, was sie bedrückte, weil sie wenigstens in der kurzen Zeit nicht daran denken wollte, und immer schneller wurden ihre Bewegungen, immer wilder das Drehen und Winden ihres geschmeidigen Körpers, daß die Musik ihr zuweilen kaum zu folgen vermochte, und daß oft bei offener Szene stürmischer Applaus einsetzte.

Um so größer war dann aber hinterher, wenn sie sich in ihrer Garderobe befand, die völlige Ermattung ihrer Nerven, und es konnte ihr dann zuweilen passieren, daß sie in Tränen ausbrach. Und immer wieder rief ihr das Gewissen zu: Noch ist es Zeit, sage dem Baron, wie es in Wahrheit um

Cillys Tanzkünste steht, damit er ihr Auftreten verbietet, sage es ihm, das bist du ihm schuldig. Aber sie fand nicht den Mut dazu, denn da hätte sie ihm auch eingestehen müssen, wie es zwischen ihr und Cilly stand, und ehe sie ihm das sagte, eher sollte die Freundin in Grund und Boden gepfiffen und gezischt werden, zumal er sie in den letzten Tagen zuweilen mit einem Blick ansah, der ihr deutlich seine geheimen Wünsche verriet. Und sie sah es voraus, daß er sie sehr bald eines Abends nach Hause begleiten und es als ganz selbstverständlich annehmen würde, daß sie zusammenblieben. Was sollte dann werden? Durfte sie ihm da alles gestehen und es damit heraufbeschwören, daß er nicht nur sie, sondern auch Cilly verachtete, daß er Fräulein Lindner womöglich vor einem weiteren Verkehr mit der warnte, und daß er sie selbst wie eine Dirne von sich stieß?

Stundenlang lag sie des Nachts zuweilen in ihrem Bett, rang die Hände, vergrub ihr Gesicht in die Kissen und biß in sie hinein, damit ihre Wirtin ihr Weinen und ihr verzweifelttes Schluchzen nicht höre. Und in diesen Stunden haßte sie Cilly, haßte sie wie die Sünde, und gelobte sich, nie wieder, nie, aber auch nie wieder mit ihr zusammenzutreffen. Aber alle guten Vorsätze waren vergessen, wenn Cilly am nächsten Nachmittag an

ihre Tür klopfte. Wie oft hatte sie ihrer Wirtin nicht erklärt, ich bin nicht zu Hause, wenn jemand nach mir fragen sollte, aber anstatt wirklich auszugehen, wartete sie, ob Cilly kommen würde, sie fürchtete es, aber noch mehr hoffte sie es, und zwischen Furcht und Hoffnung ging die Zeit des Wartens dahin.

Dori fühlte ganz deutlich, wie sie nicht nur seelisch, sondern auch körperlich unter allem, was auf ihr lastete, litt. Ja, wenn sie wirklich eine Dirne gewesen wäre, wie der Baron sie sicher über kurz oder lang nennen würde, hätte sie es nicht nötig gehabt, sich Gewissensbisse zu machen, und oft wünschte sie sich, wirklich ganz schlecht und ganz verdorben zu sein. Hätte es in ihrer Macht gestanden, sie hätte sich ihr Gewissen herausgerissen oder es sich herausschneiden lassen, so aber mußte sie es weiter mit sich herumtragen. Krank und elend wurde sie dabei, und sie erschrak, sooft sie einen Blick in den Spiegel warf. Früher hatte sie jedes Schminken, jedes Pudern bei Tage verachtet, und war stolz darauf gewesen, das bei ihren blühenden Farben nicht zu gebrauchen. Jetzt mußte sie künstlich nachhelfen, wenn sie nicht alt und verfallen aussehen wollte. Und das schlimmste, es war noch kein Ende ihrer Leidenszeit abzusehen. Es war ihrem Direktor gelungen, ihren Vertrag, den sie für

den nächsten Monat abgeschlossen hatte, zu verlegen, so daß sie nun noch vier weitere Wochen hierbleiben mußte. Noch vier lange Wochen täglich dem Baron unter die Augen treten, täglich in der Furcht leben: Wie lange kannst du es ihm noch verheimlichen, wie du mit der Cilly stehst, und ihm auch dann noch täglich begegnen müssen, wenn er erst alles weiß! Und die Stunde, daß er alles erfuhr, würde kommen, denn einmal kam die Wahrheit immer an das Tageslicht.

Aber vielleicht würde alles besser werden, oder wenigstens würden ihre bis zum Zerspringen gereizten Nerven sich halbwegs wieder beruhigen, wenn nur erst die Vorstellung und das Fiasko, das Cilly an dem Abend erleben würde, überstanden war. Dann würde und mußte vieles, wenn nicht alles, anders werden, zumal sie es voraussah, daß Cilly dann sie, natürlich ohne jeden Grund, für ihren Mißerfolg verantwortlich machen und ihr die Schuld daran beimessen würde, ihr durch das Hineinsprechen in den Proben, durch das Alles-besser-wissen-wollen und dadurch, daß sie ihr ihre eigene Auffassung zu nehmen versuchte, geschadet, sie dadurch unsicher gemacht und sie dadurch um den großen Erfolg, der ihr sonst absolut sicher gewesen wäre, gebracht zu haben. Es war mit beinahe tödlicher Sicherheit anzunehmen, daß bei dieser

Aussprache ihre Freundschaft mit Cilly für immer in die Brüche ging, aber so schwer sie auch darunter leiden und so sehr sie die Freundin auch entbehren würde, lieber wollte sie das ertragen, als die grenzenlose Verachtung des Barons hinnehmen. Und hatte Cilly sich erst mit ihr überworfen, dann wollte sie, so schwer ihr das auch in den ersten Tagen fallen sollte, wirklich die Freundin des Barons werden, nicht für einmal, sondern sooft er es wünschte, und nie wieder sollte dann eine Freundin eine solche Macht über sie gewinnen wie jetzt die Cilly. Sich aber aus eigener Kraft von ihr zu trennen, war sie zu schwach.

So sah sie der Wohltätigkeitsvorstellung voll fieberhafter Erregung entgegen, und endlich war der Abend da, der natürlich zuerst die programmmäßige Vorstellung in der „Libelle“ brachte. Dann aber, sobald sie dort mit ihrer Arbeit fertig war, und ihre Kostüme und alles, was sie sonst noch brauchte, eingepackt hatte, ging es in das andere Kabarett, vor dem das Publikum schon ungeduldig auf Einlaß wartete, obgleich die programmmäßige Abendvorstellung dort noch gar nicht zu Ende war. Aber kaum war es soweit, und kaum hatten die letzten Gäste das Haus verlassen, als die neuen das Kabarett zu füllen begannen, das sehr schnell bis auf den letzten Platz besetzt war. Der Bitte

des Komitees gemäß erschienen mit ganz wenigen Ausnahmen alle in *Gesellschaftstoilette*, nicht nur die Herren, sondern auch die Damen, so daß der Saal, noch dazu mit seinen hübschen Blumendekorationen und seiner sonstigen Ausschmückung einen wirklich festlichen Eindruck machte. Und die Zuschauer schienen in freudiger Erwartung aller Genüsse, die ihnen bevorstanden, auch ihre beste Laune mitgebracht zu haben, denn überall herrschte Lachen und eine fröhliche, lebhaftere Unterhaltung, die auch dadurch nicht gestört und beeinträchtigt wurde, daß die Kellner, die nach Schluß der ersten Vorstellung dazu keine genügende Zeit gehabt hatten, jetzt noch damit beschäftigt waren, die Tische abzuräumen und für die neuen Gäste wieder aufzudecken. Das vermochte die Stimmung keineswegs zu trüben, im Gegenteil, das gab nur Veranlassung zu neuen Scherzen.

Präzise einhalb zwölf hatte das Programm seinen Anfang nehmen sollen, aber es war beinahe zwölf, als Baron Altenberg, stürmisch begrüßt, die Bühne betrat, um in einem selbstverfaßten Prolog in teils humoristischen, teils ernsten Worten die Gäste zu begrüßen, sie auf den guten Zweck des Abends hinzuweisen und für diesen ihre Hilfsbereitschaft, die sich allerdings durch den zahlreichen Besuch schon auf das beste gezeigt habe, zu

erbitten. Er verstand es, seine Zuhörer zum Lachen zu bringen, aber auch ihre Teilnahme zu erwecken, als er von der Not und den Sorgen so vieler Artisten sprach, und der Beifall, den er zum Schluß erntete, war so laut und ehrlich, daß er selbst die Überzeugung gewann, der heutige Abend würde wenigstens in finanzieller Hinsicht einen vollen Erfolg bringen.

Aber auch der künstlerische Erfolg blieb nicht aus. Jede Nummer des sehr geschickt und abwechslungsreich zusammengestellten Programms fand laute Anerkennung, zumal jedem Artisten auf die Minute vorgeschrieben war, wie lange er arbeiten dürfe. Dementsprechend hatte jeder sein Auftreten eingerichtet, und dadurch blieb dem Publikum jede Übersättigung und jede Ermüdung erspart. Aber so stark auch jedesmal der Beifall war, so laut auch jeder Künstler bei seinem Auftreten begrüßt wurde, so energisch man es auch jedesmal versuchte, eine Zugabe zu erzwingen, und so tobend auch im besonderen der Jubel war, als der Baron seine eigenen Sachen vortrug, und nicht wie bisher lediglich als Conférencier wirkte, alle die da oben standen, und er selbst am meisten, fühlten und empfanden es ganz deutlich, eine ganz, ganz kleine Enttäuschung bereitete es doch jedesmal den Zuschauern, wenn dort oben immer noch nicht die ge-

heimnisvolle maskierte Tänzerin erschien, auf die alle mit einer sich fast von Minute zu Minute steigenden Ungeduld warteten.

Langte hatte der Baron geschwankt, welchen Platz er ihr im Programm einräumen solle, bis er sich endlich dafür entschied, ihr die Schlußnummer zu geben. Er selbst war durch die außerordentlich geschickte Reklame, die er für sie gemacht, schuld daran, daß Fräulein Welldorf die Sensation des Abends geworden war. Da durfte er sich selbst und alle anderen nicht dadurch um die bringen, daß er sie zwischendurch auftreten ließ. Sie mußte den Clou bilden, der die ohnehin schon so glänzende Stimmung auf ihren Höhepunkt brachte, damit sich auch hier wieder das alte Wort bewahrheite: Ende gut, alles gut. Und unter der Ein- und Nachwirkung dieser Sensation würden hinterher dann alle gern bereit sein, weiter für die Wohltätigkeit bei der Tombola und bei allem anderen, was er sich sonst noch ausgedacht und vorbereitet hatte, zu opfern. Aber auch der anderen Künstler wegen mußte Fräulein Welldorf zuletzt auftreten, denn er sah es voraus, daß mit ihren Darbietungen das Interesse des Publikums an dem Programm erschöpft sein würde. Was dann noch kam, fand nicht mehr die nötige Aufmerksamkeit, das würde lediglich als ein Anhängsel betrachtet werden, auf das

man gern verzichtet hätte, und dem durfte er die anderen Künstler nicht aussetzen, denn noch mehr als sonst gab jeder heute nur sein Allerbestes. Selbst jetzt schon, je weiter das Programm fortschritt, war die Aufmerksamkeit nicht mehr ganz so groß wie am Anfang, das hatte er bemerkt, als Dori tanzte, aber das hatte wohl gerade bei ihr etwas mit daran gelegen, daß man statt dieser Tänzerin nun endlich gern die andere, die geheimnisvolle, gesehen hätte. Damit hing es auch wohl zusammen, daß der Beifall, den sie erntete, nicht ganz so stark klang wie des Abends in der „Libelle“, allerdings war es ihm persönlich auch so vorgekommen, als hätte Dori gerade heute nicht ganz so temperamentvoll und nicht so absolut exakt getanzt wie sonst. Aber das bildete er sich wohl nur ein, denn gerade sein Urteil war in diesem Falle ganz gewiß nicht maßgebend.

Und doch hatte er dieses Mal richtig gesehen, denn nach ihrer eigenen, ehrlichsten Überzeugung hatte Dori heute unter jeder Kritik getanzt, und sie war jeden Augenblick darauf gefaßt gewesen, auf sämtlichen Haustürschlüsseln, die das Publikum bei sich hatte, ausgepiffen zu werden. Aber so sehr sie es auch versuchte, Gewalt über sich zu bekommen und ihre ganze Aufmerksamkeit nur ihrem Tanz zu widmen, so vollständig sie auch sonst alles, was sie

in den letzten Tagen bedrückte, vergessen hatte, wenn sie arbeitete, wenn die Musik sie umschmeichelte und wenn sie ihren schönen, schlanken, geschmeidigen Körper, an dem sie sich während ihrer Vorführungen oft selbst erfreute, bald in langsamem, bald in wildem Rhythmus hin und her warf, heute gelang ihr das nicht, und sie fühlte selbst am besten, daß sie in jedem der drei Tänze, die sie vorführte, immer schlechter wurde, obgleich sie sich, sooft sie sich für einen neuen Tanz umgekleidet hatte, fest vornahm, so, nun aber raffst du dich wirklich zusammen, denn du hast dich heute gerade schon genug blamiert. Aber selbst ihr Jockeitanz, den sie so gern wie keinen anderen zeigte, war heute nicht annähernd derselbe wie sonst. Es fehlte ihm das Temperament und die Leidenschaft, obgleich sie sich heute mit wilden Zurufen selbst anfeuerte, und obgleich sie sich heute mit ihrer dünnen Gerte, anstatt die wie sonst lediglich durch die Luft pfeifen zu lassen, einen anscheinend ganz zufälligen, unbeabsichtigten Hieb über die Beine gab, um sich dadurch zu bestrafen und um sich wieder auf sich selbst zu besinnen.

Aber in ihrer mehr als nervösen Erregung hatte sie den scharfen Hieb, der ihr an anderen Tagen sicher einen lauten Schmerzensschrei entlockt hätte, gar nicht gefühlt, ja kaum bemerkt, daß sie sich

überhaupt mit der Peitsche getroffen, denn alle ihre Gedanken waren einzig und allein bei Cilly. Die hatte, kurz bevor sie selbst auf die Bühne mußte, die Garderobe betreten, die sie mit ihr teilte, war dort mehr tot als lebendig auf einen Stuhl gefallen und hatte geweint und gejammert: „Ich bin tot, Dori, ich bin tot, oder ich werde ganz bestimmt gleich sterben. Ich habe ein Lampenfieber, daß mir das Herz zum Zerspringen schlägt. Ganz plötzlich ist es vorhin zu Hause über mich gekommen, mir ist so schlecht geworden, daß ich mich beständig erbrechen mußte, und wenn ich nachher auf die Bühne muß, schlage ich einfach lang hin. Meine Beine zittern wie Espenlaub, ich kann mich kaum aufrecht halten. Die Logenfrau, die mich hierherbrachte, hat mich mehr tragen als führen müssen, und dabei habe ich doch sonst nie gewußt, was Lampenfieber ist.“

„Das alles geht in demselben Augenblick vorüber, Cilly, in dem du draußen stehst, und sobald du die Musik hörst,“ versuchte Dori sie zu trösten, aber sie glaubte selbst nicht an das, was sie sagte. Ja, wenn es sich nur um eine leise nervöse Erregung gehandelt hätte, die hätte sich sofort wieder gelegt, aber es war leider keine Übertreibung, wenn Cilly sagte, daß alles an ihr zittere und flöge. Und ganz weiß saß sie da, mit tiefen, schwarzen

Ringen unter den Augen, und ihre Hände, die sie im Schoß hielt, flogen hin und her. So etwas von Lampenfieber hatte sie selbst noch nie bei einem Kollegen oder einer Kollegin beobachtet, aber da sah man es einmal wieder, selbst oder gerade diejenigen, die es gewohnt waren, vor Freunden und Bekannten aufzutreten, bekamen es mit der Todesangst, wenn sie zum erstenmal sich einem wirklichen Publikum zeigen sollten.

Mein Gott, mein Gott, wie soll das nachher nur werden, zumal es mit Cillys Können ohnehin schwach genug bestellt ist?

Die Frage ließ sie nicht locker, die beschäftigte sie, während sie selbst auf der Bühne arbeitete. Sie machte es ihr unmöglich, ihre Kunst, ihre wirklich große Kunst, im besten Lichte zu zeigen, sie lähmte und erschlaffte alle ihre Muskeln, sie lag ihr wie Blei in den sonst so geschmeidigen Gliedern, sie schien ihre Füße an den Boden zu ketten, so daß es sie zuweilen eine wirkliche Anstrengung kostete, sie nur zu heben.

Was sollte nachher nur werden? Nur daran dachte sie auf der Bühne, aber das tat sie erst recht, als sie jetzt nach getaner Arbeit bei Cilly in der Garderobe saß und ihr wie einer Kranken zuredete. Ach, hätte sie selbst doch damals der Freundin nur

nicht zugestimmt, als sie davon sprach, am heutigen Abend mitwirken zu wollen. Ach, hätte sie das nur nicht getan! Wie oft hatte sie sich das nicht schon in den letzten Tagen gesagt, aber noch nie mit so ehrlichen Selbstvorwürfen wie jetzt. Aber alle Klagen, die mit „Ach hätte ich“ oder „Ach hätte ich doch nicht“ anfangen, hatten noch nie etwas geholfen, und die waren auch jetzt zwecklos. Es galt sich lediglich mit der Tatsache abzufinden. So sprach sie weiter mit tröstendem Zuspruch auf die Freundin ein, um endlich, als sie einsehen mußte, daß Güte nicht am Platze war, streng und energisch zu werden und zu erklären: „Lasse dich nicht auslachen, Cilly, denn nachher, wenn erst alles vorüber ist und wenn du deinen großen Erfolg erzielt hast, wirst du selbst am meisten über deine jetzige nervöse Angst lachen. Jetzt aber komm, packe deine Sachen aus und ziehe dich um, es wird langsam Zeit dafür, und wenn du erst im Kostüm bist, wird auch die Ruhe und Siegesgewißheit wieder über dich kommen. Es ist heute auf der letzten Probe sehr gut gegangen, da wird es nachher erst recht gut gehen. Nun also los, und das sage ich dir, wenn du mit deinem Gejaule und Geheule nicht aufhörst, dann sind wir Freundinnen gewesen, und du wirst sehr bald merken, daß das keine leere Drohung ist.“

Dori wußte selbst nicht, was sie da alles zusammenredete, um Cilly wieder zur Vernunft zu bringen, aber sie sah mit Freuden, daß ihre Worte doch nicht ganz ohne Wirkung blieben. Langsam fing Cilly an, sich zu entkleiden, sie versuchte es wenigstens, aber ihre Hände zitterten immer noch so, daß sie allein nicht fertig wurde und daß Dori ihr zurufen wollte: Warte, ich hole dir die Garderobiere. Aber gleich darauf besann sie sich eines anderen. Nein, die Frau mußte draußen bleiben, denn wenn die Cillys Angst bemerkte, und wenn die anfing, ihr zu erzählen: Ja, ja, Fräulein, das kenne ich, das habe ich hier schon oft genug erlebt, und wenn sie Beispiele anführen würde, wie hier schon manche andere Artistin vor Lampenfieber beinahe gestorben wäre, würde Cilly ganz verrückt werden.

So half sie der Freundin selbst, und endlich stand sie in dem Kostüm des ersten Tanzes vor ihr. Aber wenn sie geglaubt hatte, mit dem angelegten Tanzkleid würde die Ruhe wieder über sie kommen, hatte sie sich gründlich geirrt. Jetzt kam das Lampenfieber erst recht über sie, der ganze Körper zitterte und bebte, und plötzlich wieder in Tränen ausbrechend, flehte sie: „Dori, ich kann nicht auftreten, ich kann es nicht. Du weißt, wie ich mich darauf gefreut habe, was ich alles von dem Erfolg ,

den ich erhoffte, für meine Zukunft erwartete, aber ich kann es nicht. Ich bringe nicht einen Schritt, nicht eine Bewegung fertig, ich werde keine Musik hören, keinen Takt halten können. Dori, Dori, erbarme dich meiner, ich will jeden Gedanken, niemals zur Bühne zu gehen, für immer aufgeben, aber sage dem Baron, daß ich nicht auftreten kann, er soll dem Publikum erklären, ich wäre krank geworden, ich hätte mir den Fuß gebrochen, oder sonst irgend etwas."

Noch bevor Dori darauf nur eine Silbe hätte erwidern können, klopfte es an die Tür, und in dem Glauben, daß es schon für sie das Zeichen zum Auftreten sei, stieß Fräulein Welldorf einen gellenden Schrei der Angst aus, wie ein Mörder in der Zelle, der da glaubt, die Tür würde sich gleich öffnen, und draußen auf dem Gang ständen die Henkersknechte, um ihn zu seinem letzten schweren Gang abzuholen.

„Ich bin's, Dori, Baron Altenborn,“ erklnag von draußen eine Stimme, „in zehn Minuten ist es so weit, wird das gnädige Fräulein bis dahin fertig sein?“

Cilly fiel vor Dori auf die Knie und umklammerte ihre Beine: „Sage es ihm, Dori, sage es ihm, ich kann nicht auftreten, ich sterbe, und das will ich nicht, ich bin noch jung und will leben.“

Fast gewaltsam machte Dori sich frei, dann öffnete sie die Tür und trat hinaus, und der Baron mußte den Angstschrei und die Worte, die da drinnen fielen, gehört haben, denn besorgt und erschrocken zugleich fragte er: „Aber was hat das gnädige Fräulein, dessen Namen man ja noch nicht laut aussprechen darf, denn nur?“

Dori war durch die Szene, die sie eben erlebt, so nervös und erregt geworden, daß ihr das Sprechen schwer fiel, als sie nun sagte: „Sie hat Lampenfieber, Baron, und zwar ein so fürchterliches, wie ich es noch nie erlebt und nie für möglich gehalten hätte. Sie will lieber sterben als auftreten.“

Ganz entsetzt starrte er sie an: „Aber das geht doch nicht, Dori, wir können die Hauptnummer, auf die alle schon voller Ungeduld warten, nicht ausfallen lassen, das würde einen geradezu unerhörten Skandal geben. Ich höre schon jetzt ganz deutlich die Zurufe: Schwindel — Betrug — Geld zurückgeben — und ähnliches. Man würde es mir nicht glauben, daß die geheimnisvolle Tänzerin existiert und daß sie hat auftreten wollen und sollen. Man wir mir vielmehr vorwerfen, daß ich einen raffinierten Trick gebraucht hätte, um das Publikum anzulocken. Wie gesagt, Dori, obgleich wir heute in der Hauptsache die allererste Gesell-

schaft zu Gast haben, wird es, wenn das gnädige Fräulein nicht auftritt, einen fürchterlichen Eklat geben."

„Aber wenn sie auftritt, gibt es den erst recht, Baron,“ entfuhr es Dori in ihrer Seelenangst, ohne daß sie in ihrer fieberhaften Aufregung wußte, was sie damit sagte. Das wurde ihr erst klar, als der Baron sie nun völlig verständnislos anblickte und sie fragte: „Wenn sie auftritt, wird es erst recht einen Skandal geben? Aber warum denn nur?“

Dori sah es ein, sie war verloren. Durch ihre unüberlegte Äußerung würde alles an das Tageslicht kommen. Nun mußte sie bekennen, daß und wie sehr sie ihn belog. Aber selbst wenn sie das nicht tat, würde er die Wahrheit erraten. Und bei dem Gedanken zitterte sie, daß sie sich zusammenkauerte, als könne sie dem Kommenden dadurch entgehen.

„Willst du mir das nicht näher erklären, Dori, weshalb auch dann, und nach deiner Ansicht erst recht dann, einen Skandal geben wird, wenn sie auftritt?“ fragte er sie da abermals.

Jetzt mußte sie wirklich sprechen, jetzt gab es keine Möglichkeit mehr für sie, ihm die Antwort, die er von ihr erwartete, schuldig zu bleiben. Und schon wollte sie alles gestehen, da kam ihr im aller-

letzten Augenblick ein rettender Gedanke, so daß sie aufatmete, als hätte sich ein tiefer Abgrund, in den sie sonst unfehlbar hinabgestürzt wäre, durch ein Wunder in der letzten Sekunde unmittelbar vor ihr geschlossen. Gott sei Dank, die Gefahr war beseitigt, aber sie war so groß gewesen, daß sie in der Erinnerung an die auch jetzt noch zitterte, und daß sie trotz aller Anstrengung ihre Stimme noch nicht wieder in der Gewalt hatte, während sie nun, als wäre es etwas ganz Selbstverständliches, erklärte: „Aber, Baron, mich wundert es, daß Sie das nicht selbst einsehen. Wenn die junge Dame in der Verfassung und in der Aufregung, in der sie sich befindet, vor das Publikum tritt, dann kann sie ganz einfach nicht tanzen. Ihr würde nicht der kleinste Schritt gelingen, sie würde auf der Bühne womöglich einen neuen Weinkrampf bekommen und sich vor Aufregung vielleicht sogar von neuem erbrechen. Und stellen Sie sich bitte das Bild vor, lieber Baron. Was Mitleid ist, weiß selbst ein gebildetes Publikum nicht, am allerwenigsten, wenn es sich wie heute schon in der Sektlaune befindet. Anstatt die Ärmste zu bedauern und zu beklagen, würden alle in ein schallendes Gelächter ausbrechen, alle würden ironisch applaudieren, man würde diese Szene der Angst und der Verzweiflung stürmisch da capo verlangen, und wenn die Gardine sich

über dem Bild geschlossen hat, würden alle lachend, grölend, trommelnd und lärmend verlangen, daß diese wieder beiseitegezogen würde, und daß die Ärmste sich von neuem zeige." Und seine Hände ergreifend und mit einer Stimme, die nur zu deutlich ihre entsetzliche Angst, aber namentlich auch ihr eigenes schuldbeladenes Gewissen verriet, flehte sie: „Erfinden Sie, was Sie wollen, lieber Baron, aber sie darf nicht auftreten, sie darf es nicht.“

„Und ich sage dir, sie wird auftreten,“ war alles, was er ihr erwiderte. Aber er tat es mit einer Stimme, die ihr verriet, daß jedes weitere Wort ihrerseits vergebens sei würde. Trotzdem wollte sie noch einmal den Versuch machen, ihn umzustimmen, aber als sie ihn nun ansah, da kam nichts anderes über ihre Lippen als ein halblauter Schrei des Entsetzens, während zugleich der Gedanke in ihr wach wurde: er bringt dich um, er tötet dich. Nur eins kann dich retten, die Flucht, schoß es ihr blitzschnell durch den Kopf, aber noch bevor sie die hätte ausführen können, hatte er mit einem raschen Griff ihr rechtes Handgelenk umspannt und preßte das mit solchem eisernen Griff zusammen, daß sie vor ihm auf die Knie sank.

Aber ebenso schnell, wie er ihr Handgelenk ergriffen, ebenso schnell ließ er es wieder los. Kein Wort kam über seine Lippen, aber sie hörte das

schwere Atmen und das Keuchen seiner Brust, und mit dem Tuch fuhr er sich über die Stirn.

Kein Wort kam über seine Lippen, keine Silbe, nicht der leiseste Laut. Und so sehr sie sich in der letzten Zeit vor einem Wort der Verachtung aus seinem Munde gefürchtet hatte, so entsetzlich ihr vor dem graute, wenn sie nur daran dachte, weil sie es nach ihrer ehrlichsten Überzeugung ganz gewiß nicht verdiente, da sie doch nicht schlecht, sondern nur schwach und willenlos war, jetzt hätte sie das nicht halb so schlimm, nicht halb so erniedrigend empfunden wie diese stumme, wortlose Verachtung, die er ihr zeigte und die sie zu Boden drückte, daß sie ihr Gesicht in den Händen verbarg und in die hinein weinte.

Da erklang von der Bühne das Glockenzeichen, und sie wußte, was das bedeutete, Cillys Auftreten, das brachte sie wieder zur Besinnung.

So sprang sie denn auf; nun war doch alles verloren, da wollte sie wenigstens die Freundin vor der entsetzlichen Blamage retten. Mochte der Baron zusehen, wie er das Ausbleiben der Hauptnummer vor dem Publikum entschuldigte, sie selbst wollte zu der Garderobe stützen, sich vor die Tür stellen und mit ihrem Körper den Eintritt verwehren.

Aber ehe sie noch einen Schritt hätte machen können, stand der Baron vor ihr, aufgerichtet in seiner ganzen Größe, mit einem totenblassen, ganz starren, leblosen Gesicht, in dem seine Augen dafür aber desto feuriger und unheimlicher blitzten und leuchteten. Und eine solche eiserne Ruhe und Willenskraft ging von ihm aus, daß sie nicht den Mut fand, sich dagegen aufzulehnen, daß sie sich vielmehr scheu in eine Ecke drückte. Auch jetzt sprach er kein Wort, aber seine Mienen sagte ihr genug.

Dann wandte er sich von ihr ab und stieg die wenigen Stufen empor, die zu ihrer Garderobe führten. Gleich darauf klopfte er an die Tür, und mit einer Stimme, die keinen Widerspruch aufkommen ließ, rief er: „Darf ich bitten, gnädiges Fräulein, es ist Zeit.“

Die Tür öffnete sich, und als Fräulein Welldorf fix und fertig zum Auftreten auf der Schwelle erschien, glaubte Dori, die keinen Blick von der Freundin wandte, ihren Augen nicht trauen zu dürfen. Es mußte ein Wunder, nein, viel mehr als nur das geschehen sein, ein Wunder, wie sie es noch nie erlebt, wie sie es nie für denkbar gehalten hätte. Dieselbe Cilly, die noch vor einer halben Stunde, oder wie lange es sonst her war, vor Lampenfieber in der Garderobe hatte sterben wollen, stand nun da, frei von jeder Aufregung,

mit einem stolzen, siegesgewissen Lächeln auf den Lippen, und durch die kleine schwarzseidene Halbmaske hindurch leuchteten ihre Augen, als könne sie den Augenblick des Triumphes nicht abwarten. Wie war das möglich? Hatte Cilly vorhin ihre ganze Aufregung nur geheuchelt und gespielt, war alles nur Komödie gewesen, oder hatte das kurze Alleinsein genügt, ihre Nerven so vollständig wieder zu beruhigen? Darauf fand sie keine Antwort, sie stand vor einem Rätsel, und als sie nun einen verstohlenen Blick nach dem Baron warf, da merkte sie dem an, daß es ihm damit auch nicht anders ging. Auch er glaubte nicht recht zu sehen, mehr als verwundert stand er Cilly gegenüber, aber dann sah er zu ihr, der Dori, und deutlich glaubte sie in seinen Mienen zu lesen: Nun verstehe ich es noch deutlicher als vorhin, warum du mit ihrem bißchen Lampenfieber so maßlos übertriebst, warum du mich beschworst, Fräulein Wellendorf nicht auftreten zu lassen. Einzig und allein, weil du mich aus Liebe zu ihr fortwährend belogen hast, wenn du mir auf Befragen immer wieder erklärtest, Fräulein Welldorfs Leistungen wären derartige, daß sie sich mit denen jedem Publikum zeigen könne — weil du mich bis zum letzten Augenblick belogen hast, weil dich erst da dein schlechtes Gewissen verleitete, mir, wenn auch

gegen deinen Willen, die Wahrheit zu verraten, damit deine heißgeliebte Freundin sich nicht bis auf die Knochen der Unsterblichkeit blamiert.

Das ist nicht wahr, schrie es in ihr auf; Cilly war vor Aufregung kaum noch ihrer Sinne mächtig, fragen Sie sie selbst, Baron, sie wird es Ihnen bestätigen, aber sie fand nicht den Mut, ihm das zuzurufen, sein Blick verschloß ihr auch jetzt den Mund.

Von der Bühne ertönte das Klingelzeichen zum zweitenmal, und aus dem Zuschauerraum drang ein halblautes, ungeduldiges Gemurmel und Stimmengewirr.

Da besann sich der Baron, wie Dori es ihm anmerkte, wieder auf sich selbst. Noch einmal fuhr er sich mit der Hand über die hohe Stirn, als müsse er seine Gedanken sammeln, dann wandte er sich an Fräulein Welldorf: „Sind Sie bereit, gnädiges Fräulein? Ja? Dann bitte.“

Er führte sie bis an die Kulisse, dann trat er auf die Bühne, um mit einigen kurzen Sätzen, die er sich glücklicherweise schon vorher zurechtgelegt hatte, da sie ihm in seiner jetzigen seelischen Verfassung ganz bestimmt nicht so amüsant und witzig eingefallen wären, auf das jetzt bevorstehende Erscheinen der Sensation des Abends hinzuweisen. Dori aber floh wie ein gehetztes Wild in ihre

Garderobe, machte die Tür ganz fest hinter sich zu und steckte sich die Zeigefinger tief in die Ohren, um von dem schallenden Hohngelächter, von dem Pfeifen und Gejohle, das nun gleich im Saale losgehen würde, nur nichts zu hören. Und während sie angsterfüllt auf den Augenblick wartete, in dem Cilly, zu einem schleunigen Abgang von der Bühne gezwungen, in Tränen aufgelöst, verzweifelt und fassungslos zu ihr hereingestürzt kommen würde, versuchte sie sich klarzumachen, was nun werden sollte, und namentlich wie der Baron aus ihren Worten ihre wahren Beziehungen zur Cilly habe erraten können. War er schon lange argwöhnisch gewesen? Hatte er daraus, daß sie ihm in der letzten Zeit kein neues Zusammensein gewährte, auf den wahren Zusammenhang geschlossen? Auch da stand sie vor einem Rätsel, denn sie hatte sich vorhin, als sie mit ihm sprach, doch so vorsichtig ausgedrückt — oder hatte sie das in ihrer Angst vielleicht doch nicht getan, hatte er aus ihren Worten ihre Liebe zur Cilly herausgehört und daraus alles Weitere gefolgert? Aber wie dem auch sein mochte, sie konnte nicht klar denken, in ihren Schläfen hämmerte und pochte es, als sollten sie zerspringen, so daß sie jetzt beide Hände gegen die Stirn drückte, damit ihr der Kopf nicht auseinanderginge. Und sie konnte auch deshalb nicht denken, weil sie be-

ständig darauf hinhorchte, ob denn der Tumult und der Skandal im Saal immer noch nicht einsetze.

Statt dessen klang jetzt ein tosender Beifall und ein anscheinend gar nicht endenwollendes Händeklatschen, wenn auch durch die Entfernung und durch die geschlossene Tür nur gedämpft, an ihr Ohr, so daß sie von ihrem Stuhl aufsprang und mit angehaltenem Atem weiter lauschte. War das Beifall? Wirklicher, echter Beifall? Aber ja, darüber konnte sie sich nicht mehr täuschen, denn jetzt vernahm sie, wenn auch nur undeutlich und verworren, sich immer wiederholende Bravorufe.

Von neuem faßte sie sich mit beiden Händen an den Kopf, dieses Mal aber, weil sie sich fragte: Ja, mein Gott, ist das Publikum denn so dumm und verständnislos, daß es den blutigsten Dilettantismus für wirkliche Kunst nimmt? Hat es da für unsereins noch einen Zweck, zu üben und unseren Körper zu trainieren, unentwegt an der weiteren Entwicklung unseres Könnens zu arbeiten, wenn das Publikum aus solchen Banausen besteht? Haben die Kolleginnen da nicht ganz recht, wenn sie mit ihren paar einstudierten Tänzen ihr Leben lang oder wenigstens solange sie noch jung und hübsch sind, alle Varietés und Kabarettts abgrasen, wenn sie immer dasselbe bringen, und wenn sie sagen: Die Bande, die da

unten sitzt, hat ja doch von nichts eine Ahnung, warum soll man sich für die unnötig anstrengen?

Da stürzte Cilly in die Garderobe und flog ihr um den Hals, ihr Gesicht mit flammenden Küssen bedeckend: „Sieg, Dori, Sieg, wie noch nie einer da war! Du hättest das Publikum nur sehen sollen. Einfach gerast haben die Leute. Aber ich hab's ja gewußt, gewußt, und ich bin ja so froh, daß ich nicht zuviel auf dich gehört habe. Gerade so, wie ich es machte, war es glänzend. Ach, ich bin ja so glücklich, Dori, so namenlos glücklich, heute abend müssen wir zusammenbleiben, ich küsse dich tot.“

„Umziehen, Cilly, umziehen,“ wehrte Dori die Freundin ab, und mit ihrer Hilfe stand sie in kürzester Zeit im zweiten Tanzkostüm da. Wie der Wind stürmte sie gleich darauf hinaus, wie der Wind kam sie nach Beendigung des zweiten Tanzes zurück, wieder erfüllt von dem unerhörten Triumph, den sie gefunden, und dann ging es zum dritten- und letztenmal wieder auf die Bühne.

Und diesen Tanz wollte Dori sich ansehen, aber im Begriff, hinter die Kulissen zu gehen, brachte ihr die Garderobenfrau ein verschlossenes Billett, auf em sie gleich die Handschrift des Barons erkannte. Ihre eigene Hand aber zitterte, als sie es in Empfang nahm, denn noch bevor sie es ge-

lesen, wußte sie, daß es das Ende ihrer früheren freundschaftlichen Beziehungen brachte.

Endlich fand sie den Mut, das Kuvert zu öffnen und las:

„Wie ich es nach Schluß der Vorstellung nach dem, was ich vorhin erlebte, fertigbringen soll, den weiteren Verlauf des Abends zu leiten, weiß ich selbst nicht. Jedenfalls bitte ich Dich, es mir Deinerseits dadurch etwas zu erleichtern, daß Du nach Hause gehst oder Dich wenigstens nicht im Saale zeigst. Ich könnte Deinen Anblick heute nicht ertragen. Baron Altenborn.“

Dori stieß einen Schrei aus, als hätte ihr jemand einen Dolchstich gegeben. Ganz deutlich fühlte sie einen kurzen, stechenden Schmerz in ihrem Herzen, und so stark und so stürmisch begann das, das ohnehin alles andere als gesund war, zu schlagen und zu klopfen, daß sie es mit der Angst bekam, daß sie darüber für den Augenblick alles andere vergaß, denn sie wußte ja seit langem, daß sie ein sehr schwaches Herz hatte. Es gab Wochen und Monate, in denen sie es gar nicht spürte, dann aber kamen Tage, an denen es ihr um so mehr zu schaffen machte, und immer wieder glaubte sie dann die Mahnung des Arztes zu hören, den sie vor einem Jahr konsultierte, und der nach ge-

nauester Untersuchung zu ihr sagte: „Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben soll, dann suchen Sie sich sobald wie möglich einen anderen Beruf, das Tanzen ist für Sie wohl das Ungesundeste, was es gibt.“ Und auf weiteres Befragen hatte er ihr erklärt: „Wie lange Sie mit Ihrem Herzen weitertanzen können, vermag ich natürlich nicht zu sagen, Es ist möglich, daß es noch eine ganze Zeit geht, Sie müssen aber auch damit rechnen, daß es eines Tages ganz plötzlich für immer aussetzt.“

Der Schrecken war ihr damals nicht schlecht in die Glieder gefahren, denn sie war jung, sie liebte das Leben und namentlich ihre Kunst, und schon der zuliebe dachte sie nicht daran, ihren Beruf aufzugeben, ganz abgesehen davon, daß sie gar keinen anderen hätte ergreifen könne.

Was hätte sie auch wohl werden sollen?

Zu einer Sängerin reichte ihre Stimme nicht aus und ganz von der Bühne fortgehen, vielleicht erst Lehrmädchen und dann Verkäuferin in einem Geschäft werden, oder Schreibmaschine lernen und den ganzen Monat für hundert Mark oder noch weniger in einem Bureau sitzen? Das war auch nichts für ihre Gesundheit, das würde sie erst recht nicht aushalten. Und sie war viel zu sehr Artistin, um in einer anderen Luft als in der

des Kabarettts oder Varietés leben und atmen zu können. Nein, sie mußte schon bleiben, was sie war, und der Arzt hatte ja selbst zugegeben, daß ihr Herz ebensogut noch eine lange wie unter Umständen nur eine kurze Zeit aushalten könne. Warum sich da unnütze Sorgen machen über das, was vielleicht erst, Gott allein wußte wann, eintreten würde. Und wenn sie eines Tages vielleicht wirklich einen Herzschlag bekommen sollte, war es nicht tausendmal schöner für sie, wenn sie den bei der Ausübung ihrer Kunst als sonst irgendwann erlitt? Na, und bis der kam, falls er überhaupt kam, hatte es noch eine gute Weile, darüber konnten nach Aussage des Arztes, wenn alles gut ging, noch viele Jahre vergehen.

Nur aufregen durfte sie sich nicht, nicht so entsetzlich erregen wie in diesen Minuten, in denen sie immer wieder auf das Blatt starrte, das sie in Händen hielt.

Eine solche Demütigung, einen solchen Schlag in das Gesicht, einen solchen Beweis seiner grenzenlosen Verachtung hatte sie von dem Baron denn doch nicht erwartet. Sicherlich, sie dachte nicht eine Sekunde daran, sich von ihrer großen Schuld reinwaschen zu wollen, sie wußte selbst am besten, welch unerhörtes Vergehen sie in seinen Augen auf sich geladen, aber hatte sie ihm nicht

von Anfang an offen bekannt, wie es um sie stand, hatte sie ihm nicht immer wieder erklärt und ihn immer wieder aufs neue gebeten, sich keine Hoffnungen zu machen, sie doch noch einmal zu gewinnen. Und als sie sich ihm dann doch hingab — ja, da half alles Selbstbelügen nichts, das sah sie nun ein —, da setzte ihre Schuld, ihre große Schuld ein, das hätte sie nie und nimmer tun dürfen, oder sie hätte in jener Nacht mit ihrer Vergangenheit brechen müssen.

Aber trotz allem, der Brief war eine zu harte Strafe, denn so schlecht war sie doch wohl wirklich nicht, daß sie ihm nun heute nicht mehr unter die Augen treten durfte, daß er sie aufforderte, ihm ihren Anblick zu ersparen.

Ihr Herz schlug ihr zum Zerspringen, daß sie kaum zu atmen vermochte, und als sie nun einen Blick in den Spiegel warf, erschrak sie auf den Tod über ihr Aussehen. Kein Tropfen Blut war in ihren Wangen, und die Lippen waren blau angelaufen. Soviel wie heute hatte ihr das Herz aber auch noch nie zu schaffen gemacht. Na, einmal würde es sich auch heute wieder beruhigen, und wenn der Anfall erst glücklich vorüber war, würde er sobald auch nicht wiederkommen. Nur so aufregen durfte sie sich nicht wieder. Aber dazu würde sich auch glücklicherweise keine Veranlassung

mehr bieten, denn nun war der Augenblick, vor dem sie gezittert, den sie aber doch herbeigesehnt hatte, damit er die Situation für sie kläre, und damit er ihr die innere Ruhe wiederbrächte, überstanden. Nein, überstanden noch nicht, aber er war wenigstens da, und das, was nun noch kam, würde sich ganz von selbst entwickeln.

*

„Dori, sag die Wahrheit, aber bitte belüge mich nicht, bin ich denn so häßlich?“

Viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, hatte Dori gar nicht nach der Bühne und nach dem, was im Zuschauerraum vor sich ging, hingehört, sie hatte es auch nicht bemerkt, daß die Garderobentür sich öffnete und Cilly hereingestürzt kam. Jetzt erst, bei dem Klang der Stimme sah sie auf, ohne die Frage der Freundin und erst recht ohne deren völlig verstörten und verzweifelten Gesichtsausdruck zu verstehen.

„Dori, sag mir die Wahrheit, bin ich denn wirklich so häßlich?“ kam es da von neuem wie ein klagender Schrei aus Cillys Mund.

„Aber wie kommst du denn nur auf solchen hirnerbrannten Unsinn?“ erkundigte Dori sich, ohne zu erraten und auch nur zu ahnen, was vorgefallen sei.

Und Cilly erzählte, so gut und so zusammenhängend, wie sie es in ihrer Erregung nur vermochte. Der Beifall hatte nach dem letzten Tanz kein Ende nehmen wollen, das Publikum hatte gerast und getobt, immer von neuem hatte sie sich zeigen müssen, bis dann mit einemmal der nicht aufgehörende Ruf ertönte: Maske herunter — Gesicht zeigen — Maske herunter! So daß sie sich schließlich dem Verlangen fügen mußte. Da hatte sie sich gezeigt, gleich darauf hatte der Beifall noch einmal eingesetzt, wenn auch nicht mehr annähernd so stark wie vorher, um plötzlich beinahe zu verstummen, so daß der Vorhang, nachdem sie ohne ihre Maske abgegangen war, nicht ein einziges Mal mehr hochgezogen zu werden brauchte. Und wieder kam die angsterfüllte Frage: „Bin ich denn so häßlich, Dori, daß mein Anblick dem Publikum eine solche Enttäuschung bereiten konnte?“

„Daß du nicht nur hübsch, sondern sogar sehr hübsch bist, weißt du ebensogut wie ich, Cilly,“ versuchte Dori sie zu beruhigen, „aber es war eine ganz, ganz große Dummheit von dir, dich ohne Maske zu zeigen. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß du das tun würdest, sonst hätte ich dich davor gewarnt, allerdings wäre es noch sehr die Frage gewesen, ob du mir gefolgt wärest.“

„Aber ich mußte sie doch abnehmen,“ jammerte

Cilly, „das Publikum wollte es, und warum hätte ich es auch nicht tun sollen?“

„Weil du dich damit um die ganze Wirkung deines Auftretens brachtest, und weil du dir dadurch, fast hätte ich gesagt, selbst die Schlußpointe verdorben hast. Der Reiz deiner Tänze lag in dem Geheimnisvollen, einzig und allein in deiner Maske, unter der jeder im Publikum Gott weiß was vermutete. Die Maske war das Rätsel, das alle interessierte und neugierig machte, das Abnehmen der Maske war des Rätsels Lösung, die alle enttäuschte.“

„Ja, aber das will ich ja gerade von dir wissen, Dori, warum enttäuschte die?“ rang Cilly die Hände. „Du sagst doch selbst, daß ich hübsch bin?“

„Gewiß bist du das, Cilly, aber selbst wenn du die Göttin der Schönheit wärest, selbst dann wäre die Enttäuschung im Publikum nicht ausgeblieben. Als du dich ohne Maske zeigtest, werden sich sicherlich die meisten gefragt und gesagt haben: Nanu, wer ist denn das? Die kenne ich ja gar nicht. Und damit war das Interesse erloschen. Die anderen aber, und das war die Minderheit, die dich schon von Ansehen oder persönlich kannten, werden sich bei deinem Anblick gesagt haben: Ach, das ist ja nur, bitte, beachte das Wort „nur“, Cilly,

denn das ist dabei die Hauptsache, das ist ja nur Fräulein Welldorf, und wir hatten geglaubt, unter der Maske verberge sich wenigstens — aber was sie da wenigstens geglaubt hatten, wissen sie selbst nicht, und anstatt das offen einzugestehen, spielen sie erst recht die Enttäuschten."

Cilly hatte aufmerksam zugehört und saß eine Weile nachdenklich da, bis sie jetzt meinte: „Ob du mit dem, was du da alles sagst, recht hast oder nicht, kann ich so schnell nicht beurteilen. Dazu bin ich von allem noch zu erregt, aber wenn dem so ist, wie du behauptest, war es doch von dem Baron sehr unrecht, daß er mich mit der Maske tanzen ließ, denn dadurch hat er mich wenigstens zum Schluß um den Erfolg gebracht, der sonst mir persönlich gegolten hätte, und das werde ich ihm nachher auch sehr klar und deutlich sagen.“

„Das wirst du nicht tun, Cilly,“ widersprach Dori, deren Herz sich inzwischen wieder etwas beruhigt hatte, so bestimmt und energisch, daß die Freundin ganz überrascht aufblickte. „Das wirst du nicht tun, Cilly,“ und um ein Haar hätte sie hinzugesetzt: Anstatt dem Baron Vorwürfe machen zu wollen, hättest du vielmehr alle Ursache, ihm zu danken, daß er die Idee mit der Maske hatte, denn ohne die wärest du einfach ausgelacht und von der Bühne heruntergepfiffen worden.

Das und vieles andere hätte sie der Freundin, der sie die Wahrheit schuldig zu sein glaubte, gern gesagt, aber sie schwieg, denn sie sah es voraus, daß Cilly ihr auch jetzt nicht glauben, sie für neidisch und mißgünstig halten und annehmen würde, daß sie mit ihren Worten weiter nichts bezwecke, als ihr den Erfolg, den sie errungen, zu kleinern und zu schmälern. Und dieser Gefahr, in solchen Verdacht zu geraten, setzte sie sich auch dann aus, wenn die Zeitungen, was sie persönlich allerdings für ausgeschlossen hielt, morgen Cillys Tanzkünste in begeisterten Worten loben und preisen würden.

„Du bist mir noch die Erklärung dafür schuldig, Dori, warum ich das, was ich wollte, dem Baron, wie du mir erklärtest, nicht sagen werde,“ weckte Cilly sie aus ihren Gedanken.

„Ach richtig, das habe ich ganz vergessen,“ entschuldigte Dori sich, während sie mit Blitzesschnelle überlegte, unter welchem Vorwand sie die Freundin veranlassen könne, von ihrem Vorhaben abzustehen. Da fiel ihr Blick auf das Billett, das ihr der Baron vorhin geschickt, und das noch vor ihr auf dem Schminktisch lag. Da kam ihr ein Gedanke, vor dessen Ausführung sie nun doch erschrak, weil sie dessen Folgen voraus sah, aber sie hatte den heutigen Tag ja herbeigesehnt, damit der so

oder so mit allem ein Ende mache. Und wie nötig das für sie war, hatte ihr der kaum überwundene schwere Herzanfall zur Genüge bewiesen.

„Aber warum sprichst du denn nicht, Dori?“ drängte Cilly von neuem, „du tust weiß Gott, als ob irgend etwas ganz Besonderes vorläge oder vorgefallen wäre. Und jetzt fällt es mir auch auf, wie blaß du aussiehst, ist dir nicht wohl?“

„Es geht schon wieder besser, und darum handelt es sich jetzt auch nicht,“ lenkte Dori ab, um dann fortzufahren: „Ich will dir die Antwort auf deine Frage geben, und die lautet kurz und bündig: Du wirst dem Baron schon deshalb keinen Vorwurf machen, weil du gut daran tun wirst, ihm nachher in einem weiten Bogen aus dem Wege zu gehen.“

Cilly sah die Freundin an, als habe sie den Verstand verloren: „Ich soll ihm aus dem Wege gehen? Aber warum denn nur?“

Dori streckte die Hand nach dem Billett aus, aber als sie es ergriffen hatte, zögerte sie noch. Dann aber kämpfte sie sich zu einem Entschluß durch und reichte Cilly das Blatt: „Da lies das.“

„Und was heißt das?“ forschte Cilly, als sie die wenigen Zeilen überflogen hatte, ohne deren Sinn und deren Veranlassung zu verstehen.

„Das heißt, Cilly,“ gab Dori mit leiser Stimme zur Antwort, „das heißt,“ nahm sie jetzt ihre ganze Kraft zusammen, „daß der Baron, als ich ihn vorhin aus Liebe zu dir anflehte, dich nicht auftreten zu lassen, aus meinen Worten erraten hat, wie es zwischen uns beiden steht.“

Für einen Augenblick stand Cilly starr und re-rungslos da, während die Farbe in ihrem Gesicht jäh wechselte, dann zwang sie sich zu einem spöttischen Lachen, und es sollte übermütig klingen, als sie jetzt sagte: „Na wenn schon, sollen wir etwa den Baron als Richter über uns anerkennen?“ Aber dann doch kleinlaut und ängstlich werdend, fuhr sie fort: „Was der Baron zu wissen glaubt, vermutet er doch nur, oder hast du ihm alles gestanden?“

„Da hätte ich mich ja in Grund und Boden schämen müssen,“ verteidigte Dori sich.

Cilly atmete erleichtert auf, trotzdem meinte sie mit vorwurfsvoller Stimme: „Uns unserer Freundschaft zu schämen, wie du das nennst, liegt wohl wirklich keine Veranlassung vor, aber trotzdem brauchen wir sie nicht an die große Glocke zu hängen. Aber auch wenn der Baron alles zu wissen glaubt, wie du es annimmst,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause der Überlegung fort, „eins verstehe ich nicht, wie kommt er dazu, dir

so etwas zu schreiben, und wer gibt ihm das Recht, sich so zum Richter über dich aufzuspielen? Ich hätte ihn in der Hinsicht offen gestanden für klüger, oder wohl richtiger ausgedrückt, für toleranter gehalten, denn sicher kennt auch er das Wort: Alles begreifen, heißt alles verzeihen."

Aber sie wartete Doris Antwort nicht ab, sondern begann, während sie sich dabei weiter umkleidete, Dori plötzlich mit Vorwürfen zu überhäufen, die um so heftiger und um so ungerechter wurden, je länger sie sprach: „Du kennst den Baron nun schon seit zwei Monaten, Dori, da mußtest du wissen, wie kleinlich und beschränkt er in manchen Dingen denkt, wie konntest du da nur so unvorsichtig sein, auch nur die kleinste Äußerung über uns fallen zu lassen? Nicht als ob wir uns dessen zu schämen brauchten, da denke ich persönlich ganz anders, aber die Liebe zweier junger Mädchen zueinander, diese Freundschaft ist etwas so Zartes, Feines, Poetisches, daß sie schon entweiht wird, wenn Fernstehende nur etwas von ihr wissen."

Und obgleich sie ein paarmal betont hatte, daß sie sich ihrer Freundschaft nicht schäme, mußte das doch nicht ganz der Wahrheit entsprechen, denn jetzt begann sie Dori auch Vorwürfe zu machen, weil sie nun nicht wisse, wie sie sich nachher dem

Baron gegenüber verhalten solle, falls der sie unten im Saal, wenn sie mit Lindners und allen anderen zusammen am Tisch säße, vielleicht schneide und sie als gar nicht anwesend betrachte. Das konnte und durfte sie sich natürlich nicht gefallen lassen, ganz abgesehen davon, daß das vielleicht auffallen und die Veranlassung zu irgendwelchen Fragen geben würde. Und dabei war sie doch bis zu einem gewissen Grade, wenn nicht sogar wirklich und ausschließlich, heute abend die Hauptperson, sicherlich warteten unten schon alle voller Ungeduld auf sie, um sie zu ihrem Erfolg zu beglückwünschen und um sie nun auch persönlich kennenzulernen. Auch die Herren von der Presse würden darauf brennen, sich mit ihr zu unterhalten, um aus ihrem Munde für die Kritik und die Besprechungen näheres über sie selbst und über ihre Ausbildung zu erfahren. Und diese Zeitungsartikel waren für sie außerordentlich wichtig, denn die sollten ihr doch in erster Linie dazu verhelfen, den Widerspruch ihrer Eltern zu überwinden und ihr den Weg zur Bühne zu öffnen. Aber von alledem ganz abgesehen, wie hatte sie sich auch sonst auf den weiteren Verlauf des Abends gefreut. Sie wollte sich amüsieren, sie wollte Sekt trinken, sie wollte tanzen; oder richtiger gesagt, was hatte sie nicht alles gewollt? Wenn nun, ja, was nun?

Nun hatte sie, Dori, ihre einzige, ihre beste Freundin, durch ihre ungeschickte Schwatzhaftigkeit alles verdorben. Diese hatte sie derartig bloßgestellt, daß sie kaum wagen konnte, dem Baron zu begegnen.

Dori hörte kaum auf all das hin, was Cilly ihr erklärte, und erst recht verteidigte sie sich mit keinem Wort.

Je mehr Cilly schalt, je mehr sie sich erregte und empörte, desto größer wurde ihre Freude darüber, weil sie damit immer näher den Augenblick herankommen sah, an dem Cilly ihr hoffentlich die Freundschaft und damit das Ende ihre Beziehungen ankündigen würde, denn daß es damit für immer, aber auch wirklich für immer, aus sein müsse und aus war, das stand für sie so fest wie ein Fels im Meer. Für sie gab es nur noch eins, sich die Liebe oder wenigstens die Achtung des Barons wiederzugewinnen, ihn dahin zu bringen, daß er ihr verzieh, nachdem sie ihm den Beweis erbracht, daß sie nun für immer mit der Vergangenheit gebrochen, und daß ein neues Leben für sie beginnen sollte.

Und um den Baron wieder zu versöhnen, mußte Cilly heute für immer mit ihr brechen, und deshalb dachte sie jetzt einen Augenblick daran, Cilly zu gestehen, daß sie dem Baron einmal angehört habe, denn das konnte und würde Cilly ihr nie

verzeihen. Aber sie sah davon ab, sie wollte den Baron nicht in den Streit hineinziehen, dafür stand er ihr mit der Vornehmheit seines Charakters zu hoch. Und doch mußte sie Cilly zu ihrer Todfeindin machen, damit sie für immer vor ihr Ruhe habe, damit sie nie wieder auf den Gedanken käme, sich ihr nähern zu wollen.

Aber wie sollte sie das erreichen? Bis es ihr plötzlich einfiel, als Cilly, die inzwischen mit dem Umkleiden fertig geworden war, jetzt unschlüssig dastand und sie fragte: „Was nun, was nun?“

Da erklärte sie ihr: „Ich würde an deiner Stelle nach Hause gehen und mich bei dem Generaldirektor, bei Fräulein Hertha und den anderen durch den Pagen, den ich dir rufen lassen werde, entschuldigen lassen. Schütze starke Kopfschmerzen oder etwas Ähnliches vor.“

„Das kann ich aber doch nicht,“ widersprach Cilly lebhaft, „mein Fernbleiben würde zu sehr auffallen.“

„Das bildest du dir nur ein, Cilly,“ nahm Dori ihren ganzen Mut zusammen. „Im Gegenteil, man wird froh sein, wenn du dich nicht sehen läßt, weil die anderen es dann nicht nötig haben, dir lediglich aus Höflichkeit Komplimente und Schmeicheleien zu sagen, die ihnen nicht von Her-

zen kommen. Ja, ich glaube sogar, diese Komplimente würden so dürftig und spärlich ausfallen, daß du sie als eine Beleidigung auffassen würdest."

„Das soll doch nicht etwa heißen, daß ich den stürmischen Beifall, den ich heute erntete, nach deiner Ansicht nicht ehrlich verdient habe?“ unterbrach Cilly sie mit hochrotem Kopf und mit vor Zorn und Erregung hell flammenden Augen.

„Ja, das soll es heißen,“ gab Dori ruhig zur Antwort. „Ich habe es dir schon auf den Proben angedeutet, wie ich dein Können beurteilte, denn dir die volle Wahrheit zu sagen, brachte ich nicht über das Herz. Jetzt aber sollst du sie erfahren, und da sage ich dir, deine ganze Tanzerei ist blutiger Dilettantismus, und dein Wunsch, zur Bühne zu gehen, ist ein Wahnsinn. Selbst heute hätte man dich ohne die geheimnisvolle Maske schon bei dem ersten Tanz ausgelacht und ausgepiffen, und ich will dir noch eins gestehen, selbst wenn du vorhin vor Lampenfieber nicht halb verrückt gewesen wärest, selbst dann würde ich den Baron im letzten Augenblick gebeten haben, dich nicht auftreten zu lassen, um den nach meiner Meinung unvermeidlichen Skandal zu verhindern.“

Totenblaß war Cilly geworden, dafür blitzte es in ihren Augen um so unheimlicher auf, und aus

diesen sprach ein tödlicher Haß, als sie jetzt zischte: „Aus dir spricht nur der Neid. Warte es ab, was die Zeitungen schreiben werden.“

„Die werden mich nicht täuschen und mich in meinem Urteil nicht beirren,“ widersprach Dori gelassen, „und hoffentlich wirst auch du ihnen nicht glauben, wenn sie, wie es bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung fast immer der Fall ist, beide Augen zudrücken,“ und sie schloß absichtlich mit den Worten: „So, nun habe ich mir deine Freundschaft wohl für immer verscherzt,“ und es hätte nicht viel gefehlt, dann hätte sie hinzugesetzt: hoffentlich.

Und was sie hatte erreichen wollen, hatte sie erreicht. Cilly würdigte sie keines Wortes mehr, sondern sah sie nur mit einem unendlich verächtlichen Lächeln auf den Lippen an, und sie nahm auch weiter gar keine Notiz von ihr, als sie nun die Tür öffnete und die Garderobenfrau, die sich schon in der Nähe aufgehalten, herbeirief, um mit dieser ihre Kostüme in den Handkoffer zu packen, und sie zu bitten, den Pagen zu suchen und sich durch ihn bei dem Generaldirektor Lindner entschuldigen zu lassen, da sie so müde und abgespant sei, daß sie gleich nach Hause fahren und sich niederlegen möchte.

Dann wandte sie sich zur Tür, aber auf der Schwelle sah sie sich noch einmal um und rief

Dori zu: „Ich wäre Ihnen dankbar, Fräulein Dorietta, wenn Sie vergessen wollten, daß wir uns jemals kennengelernt haben.“

Und noch bevor Dori hätte erwidern können: Das will ich gern tun, hatte Cilly mit einem lauten Krach die Tür ins Schloß geworfen und war gegangen.

Dori war allein, unwillkürlich faltete sie die Hände und sprach aus tiefstem Empfinden vor sich: „Vater im Himmel, ich danke dir.“

Sie war so froh und so glücklich, wie sie es nach ihrer Überzeugung seit undenkbaren Zeiten nicht gewesen war. Sie fühlte sich so leicht, als wäre alle Erdenlast von ihr gewichen, als hätte sie Flügel bekommen, um gleich in den Himmel zu fliegen, und sie hatte nur den einen Wunsch: Ach, wenn ich es jetzt doch nur dem Baron sagen könnte, und wenn er es mir dann doch nur glauben würde, daß alles, was war, gewesen ist, und daß es niemals wiederkommen wird.

Dann aber überfiel sie mit einemmal die tödliche Angst: Wenn der Baron erfährt, daß auch Fräulein Welldorf nach Hause gegangen ist, wird er sicherlich auf den Gedanken kommen, das wäre nicht wahr. Er wird vermuten, daß sie mit mir zusammengeblieben ist, und daß —

Ihr Herz fing wieder an, so laut zu schlagen,

daß ihr erneut angst und bange wurde. Aber trotzdem, was lag jetzt daran?

Nun galt es nur, den Baron davon zu überzeugen, daß er ihr bitter unrecht täte, wenn er so etwas von ihr denke. Sie mußte ihm beweisen, daß sie doch nicht so schlecht war, wie er es vielleicht, nein, wie er es heute sicher annahm.

So entnahm sie ihrem kleinen Koffer, in dem sie, wie fast alle Künstler, stets Briefpapier liegen hatte, Bogen und Kuvert, und schrieb mit fliegender Hand:

„Sehr geehrter, oder darf ich doch noch sagen: lieber Herr Baron! So wahr ich dereinst selig zu werden hoffe, Fräulein Welldorf ist wirklich nach Hause gegangen. Ich bin nicht, wie Sie es vielleicht glauben, mit ihr zusammen. Ich bin noch in meiner Garderobe, und ich werde Fräulein Welldorf auch nie wiedersehen. Ich habe ihr absichtlich Dinge gesagt, die sie mir nie verzeihen wird. Aber hoffentlich verzeihen Sie mir bald. Ihre auf den Tod traurige
Dori.“

Sie wartete, bis die Garderobenfrau, die inzwischen den Pagen gesucht hatte, wieder bei ihr eintrat, dann übergab sie ihr auch diesen Brief mit dem Auftrag, ihn sofort bestellen zu lassen.

Gleich darauf machte sie sich auf den Heimweg, während sie sich beständig fragte: Wird der Baron dir eines Tages verzeihen, und vor allen Dingen, wird er deinen Zeilen, wenn er sie gelesen hat, glauben?

Und es war nur gut für Dori und für ihr krankes Herz, daß sie es nicht wußte, daß der Baron ihren Brief gar nicht las.

*

Nein, der Baron las den Brief gar nicht. Als der Page ihm den überreichte und als er Doris Handschrift erkannt hatte, erhob er sich mit einer Entschuldigung von seinem Platz, ging in die Waschoilette, zündete ein Streichholz an und ließ das Kuvert, ohne es auch nur geöffnet zu haben, verbrennen. Und ihm war dabei, als sei Dori, die vorhin für ihn gestorben war, nun selbst für ihn zu Asche geworden.

Ja, Dori war für ihn gestorben, die existierte nicht mehr für ihn, aber er konnte sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch in ihm etwas gestorben und erstorben war. Er hatte ein solches Gefühl der Kälte und Leere in sich, als sei aus seinem inneren Menschen irgendein lebenswichtiges Organ oder ein großer Teil seines Blutes herausgenommen.

Er hatte die Empfindung, nur noch ein Teil seines früheren Ichs zu sein, und er begriff es selbst nicht, daß er die Kraft aufbrachte, den weiteren Verlauf des Abends zu leiten und zwischendurch an dem Tisch des Generaldirektors genau wie sonst zu plaudern und sich zu unterhalten, ohne daß nach seiner ehrlichsten Überzeugung auch nur ein einziger ihm etwas davon anmerken konnte, daß er vor einer Stunde, oder war es schon länger her, einen Menschen, der ihm und seinem Herzen sehr nahe gestanden hatte, für immer, wenn auch nur bildlich ausgedrückt, zu Grabe getragen hatte.

Aber wenn er glaubte, sich so zu verstellen und sich so verstellen zu können, daß keiner der anderen ihm etwas anmerkte, dann täuschte er sich gewaltig. Gewiß, nicht alle, die an dem langen Tisch saßen und dem Sekt fleißig zusprachen, bemerkten es, schon weil in der frohen, ausgelassenen Stimmung, die immer weiter um sich griff, nicht alle auf ihn achteten. Aber denen, die in seiner Nähe saßen, fiel sein völlig verändertes Wesen um so mehr auf, je gewaltsamer er sich zwang, ganz derselbe wie sonst zu sein.

Und sooft er sich von seinem Platz erheben mußte, um für kürzere oder längere Zeit wieder seines Amtes als Festleiter zu walten, sahen

namentlich der Generaldirektor und sein Kind sich immer wieder an und fragten einander, wenn auch nur mit ihren Augen: Was hat der Baron denn nur heute, und was hat es zu bedeuten, daß er nicht nur seine Freundin Dori wegen einer angeblichen Unpäßlichkeit bei uns entschuldigte, sondern daß auch Cilly nach Hause gegangen ist? Und was war das für ein Brief, den der Page ihm brachte, und mit dem er sich gleich von seinem Platz erhob?

Was lag vor? Die Frage beschäftigte und beunruhigte sie beide, aber mit keinem Wort fragten sie ihn selbst danach. Ja, als einige der großen Gesellschaft sich ihnen gegenüber nun doch in Äußerungen über sein heute so verändertes Benehmen ergehen wollten, widersprachen sie dem und schoben das lediglich auf die Verantwortung und auf die große Arbeit, die auf seinen Schultern ruhte.

Nur einer hatte es sofort erkannt und erraten, daß den Baron heute irgendeine Frauenzimmergeschichte, wie er es im stillen nannte, beschäftigen müsse, und dieser eine, der sich darüber auch noch sehr freute, war ein Herr Arno Keller, der erst vor einigen Tagen von einer überseeischen Reise, die er als Mitinhaber der väterlichen Firma, die zu den angesehensten der Stadt gehörte, zurückgekehrt war.

Einer seiner ersten Wege hatte dem Hause des Generaldirektors Lindner gegolten, und mit großer Genugtuung hatte er die Freude bemerkt, die Hertha bei dem Wiedersehen mit ihm zur Schau trug, denn er liebte sie seit langem und hegte die Hoffnung, sie bald für immer zu gewinnen.

Immer und immer wieder hatte er sich auf der Reise gefragt: Was wird Hertha sagen, wenn du ihr eines Tages ganz plötzlich und unerwartet wieder gegenüberstehst, und damit diese seine Überraschung auch gelänge, hatte er seinen Vater, der um seine Hoffnungen und Wünsche wußte, in seinen Briefen, die seine Rückkehr anmeldeten, gebeten, diese gegen jedermann, ganz besonders aber Lindners gegenüber, geheimzuhalten. Der Vater hatte seine Bitte erfüllt, und so war ihm die Überraschung restlos geglückt.

Aber als er dann mit Hertha, die es zuerst gar nicht glauben konnte und wollte, daß er wieder da sei, und die ihm über sein glänzendes Aussehen ein Kompliment nach dem anderen machte, zusammen saß, mit ihr plauderte und ihr von seiner Reise und von manchem Interessanten, das er unterwegs gesehen und erlebt, erzählte, da war es ihm nach und nach so vorgekommen, als habe sie sich in ihrem Verhalten ihm gegenüber etwas verändert, als sei sie etwas zurückhaltender als

früher, als wiche sie einer zu großen Vertraulichkeit aus, als sei irgend etwas Fremdes oder Störendes zwischen sie beide getreten.

Und als sie ihm dann im weiteren Verlauf der Unterhaltung erzählte, sie freue sich auch schon deshalb, daß er wieder da sei, weil er nun mit ihnen zusammen eine Wohltätigkeitsveranstaltung besuchen könne, von der alle Welt bereits spräche und die sicher schon deshalb sehr nett und lustig verlaufen würde, weil die Leitung in den bewährten Händen eines Baron Altenborn läge, in dem er einen außerordentlich netten, feingebildeten und klugen Menschen kennenlernen würde, ja als Hertha ihm das in aller Anschaulichkeit schilderte, da hatte er daraus hervorzuhören geglaubt, daß dieser Baron ihr nicht gleichgültig sei, daß er derjenige wäre, der sich zwischen beide gedrängt habe.

Und er hatte es als ganz selbstverständlich angenommen, daß der Baron es darauf angelegt habe, Herthas Gunst zu gewinnen und dadurch der Schwiegersohn des reichen Generaldirektors zu werden, schon damit er ihm dann in seinem großen Betriebe oder durch seine zahllosen Verbindungen anderweitig eine Stellung beschaffe, die sein jetziges Einkommen weit überträfe. Er selbst hatte sich im stillen darauf gefaßt gemacht, in dem

Baron einen sehr ernstlichen Rivalen zu finden und mit dem einen schweren Kampf um Hertha aufnehmen zu müssen. Und statt dessen konnte er nun gleich am ersten Abend einsehen, daß der andere gar nicht daran dachte, um sie zu werben. Der hatte ganz andere Geschichten in Kopf, und darauf daß es sich um irgendein Mädel handelte, das ihm entweder mit einem anderen durchgegangen war oder ihm sonst ein großes Herzeleid zugefügt hatte, war er bereit, alles was er besaß, zu verwetten. Und er glaubte auch zu wissen, daß es sich da bei dem Baron nur um seine Kollegin Fräulein Dorietta, wie sie, wenn er richtig verstanden hatte, genannt wurde, oder um Fräulein Welldorf handelte, die sich beide bei ihnen allen wegen ihres Fernbleibens hatten entschuldigen lassen. Aber je länger er darüber nachdachte, desto mehr kam er da zu der Überzeugung, daß der Baron sein Herz an das ja allerdings sehr hübsche Fräulein Welldorf verloren haben müsse, die ihm durch ihr jetziges Nichterscheinen klar und deutlich beweisen wolle, daß sie für den guten Zweck zwar gerne mitgewirkt habe, daß sie trotzdem natürlich aber nicht zu den berufsmäßigen Künstlern gezählt werden, und daß sie schon deshalb jetzt ein weiteres Zusammensein mit ihm vermeiden wolle. Gewiß, es handelte sich um Fräulein Welldorf, es

konnte sich nur um die handeln, denn mit seiner Kollegin war er doch ohnehin täglich zusammen, und sah er sie heute nicht mehr, dann sah er sie morgen, während ein erneutes Zusammentreffen mit Fräulein Welldorf, noch dazu wo sie ihm heute so absichtlich aus dem Wege ging, nicht so leicht zu erreichen war.

Sicherlich, der Baron, der ihm persönlich sehr gut gefiel, wie Hertha es ihm ja vorausgesagt hatte, und der einen außerordentlich sympathischen Eindruck auf ihn machte, tat ihm aufrichtig leid, denn aus eigener Erfahrung, die allerdings schon einige Jahre zurücklag, wußte er, was es hieß, zu lieben und nicht wiedergeliebt zu werden. Aber des einen Leid war und blieb nun einmal des anderen Freud. So wurde er denn für seine Person immer vergnügter und ausgelassener, und seiner Herzensfreude, in dem Baron keinen Rivalen zu haben, gab er dadurch beständig sichtbaren Ausdruck, daß er, obwohl er sonst als Kaufmann sehr genau rechnete, jedesmal, wenn in irgendeiner Form an die Wohltätigkeit des Publikums appelliert wurde, einen ansehnlichen Betrag spendete. Er tat es wirklich nur dem Baron zuliebe, nicht weil Hertha ihm jedesmal nicht nur einen dankbaren Blick zuwarf, sondern weil sie ihm auch regelmäßig ein paar warme freundliche Worte gönnte.

Die kamen ihr dann auch von Herzen, und in den Augenblicken, in denen er sich so freigiebig zeigte, hatte sie ihn auch wirklich gern und freute sich, daß er heute zugegen war. Aber auch nur dann. Denn wenn er sie unterhielt und ihr so manches erzählte, das sie heute schon deshalb gar nicht interessierte, weil es nach ihrer Ansicht nicht am Platze war, und nun erst gar, wenn er ihr in seiner beinahe ausgelassenen Heiterkeit, deren Grund sie nicht erriet, und die sie ihm beinahe übel nahm, weil sie die schon mit Rücksicht auf den Baron nicht für angebracht hielt, halb ernsthaft, halb übermütig den Hof machte, dann tat es ihr leid, daß er nicht noch viel länger auf Reisen geblieben war. Das aber bedauerte sie erst recht, als er ihr nun, nachdem der Baron wieder einmal aufgestanden war, um eine der vielen lustigen Überraschungen des Abends zu inszenieren, seine Entdeckung mitteilte, daß der Baron todsicher nur deshalb heute einen großen Schmerz zu verbergen suche, weil Fräulein Welldorf nicht zugegen sei.

Blitzschnell wandte Hertha sich ihm zu und sah ihn mit großen Augen an: „Hat der Baron Ihnen das erzählt?“

„Das natürlich nicht,“ widersprach er. „Was ich eben sagte, ist lediglich meine Vermutung, aber ich bin sicher, daß ich mich nicht irre.“

„Aber er kennt Cilly doch kaum,“ kam es über ihre Lippen. „Bei uns im Hause hat er keine fünf Worte mit ihr gesprochen, und als wir eines Nachmittags in der Halle seines Hotels zusammen Tee tranken, auch nicht viel mehr, oder wenigstens nur Dinge, die sich auf Cillys Mitwirkung an dem heutigen Abend bezogen.“

„Und sprich, wie kommt die Liebe, sie kommt nicht, sie ist da,“ zitierte er das alte Wort.

„Ja, ja, gewiß,“ meinte sie nachdenklich, dann aber schüttelte sie energisch den Kopf: „Nein, nein, das glaube ich nicht, da irren Sie sich bestimmt, das hätte Cilly mir sicher erzählt — aber wenn Sie trotzdem recht haben sollten — das täte mir für den Baron aufrichtig leid — , ihm wäre es sicherlich bitter ernst mit seiner Liebe, er würde da nicht nur an einen Flirt, sondern an das Heiraten denken, und davon will Cilly doch vorläufig noch nichts wissen.“

„Erklärt das alles meine Vermutung und das Gedrücktsein des Barons nicht am besten?“ fragte er schon deshalb weiter, um aus ihrer Antwort zu ersehen, ob er sich nicht vielleicht doch geirrt habe, als er zu bemerken glaubte, daß aus ihren Worten nicht nur Mitleid mit dem Baron, sondern auch etwas wie, wenn nicht sogar wirklich Eifersucht auf Fräulein Welldorf sprach.

Aber sie blieb ihm die Antwort schuldig, denn plötzlich ertönte aus einer Ecke des Saales schallendes Gelächter. Unwillkürlich erhoben sich die meisten, um zu sehen, was es gäbe. Die anderen wandten wenigstens ihre Blicke dorthin, und alle fragten sich gegenseitig: „Was ist denn da los?“ Das aber blieb ihnen ein Geheimnis, das sie gleich darauf auch nicht weiter interessierte, aber Hertha war glücklich über diese Störung, die ihr, als man wieder Platz nahm, Gelegenheit gab, sich auf einen anderen Stuhl zu setzen, der ihr angeboten wurde, weil einige andere der Gesellschaft auch etwas von ihr haben wollten.

Das nahm sie mit Freuden an, denn sie hatte von dem Unsinn, den Arno Keller ihr erzählte, wirklich mehr als genug, und sie wollte es unter allen Umständen vermeiden, daß er ihr noch weiter von seinen Vermutungen sprach, die nur dazu angetan waren, ihr des Barons wegen die eigene Stimmung zu verderben. Der Abend war für sie schon ohnehin lange nicht so lustig, wie sie es gehofft. Erst hatte sie für ihre Freundin Cilly gezittert, denn jedesmal, wenn die in die Garderobe eilte, um sich umzuziehen, hatte sie überall enttäuschte Gesichter gesehen, halb lachende, halb ironische Bemerkungen über diese Tanzerei gehört, und infolgedessen beständig befürchtet, es würde

noch irgendwie ein Unglück geben. Im Anschluß daran hatte sie es betrübt, daß Dori sich entschuldigen ließ. Dann war auch Cilly nicht gekommen, und zu alledem kam nun auch noch, und das sogar in erster Linie, die Sorge um den Baron, der ihr ganz außerordentlich leid tat. Immer wieder mußte sie an das „Lache, Bajazzo“ denken. Wer wußte, was heute alles in ihm vorging und da mußte er nach außen hin eine lachende, fröhliche Miene zur Schau tragen, was ihm zu ihrem Erstaunen auch immer wieder gelang, wenn er zu dem Publikum sprach. Er mußte seine Scherze machen und es verstehen, die Gäste beständig bei guter Laune und in lustiger Stimmung zu erhalten, denn die durften nicht nur nicht abflauen, sondern die mußten sich beständig steigern.

So war sie denn auch seinetwegen mehr als froh, als er endlich in später Stunde an ihren Tisch zurückkam und sich da mit einem hörbaren Seufzer der Erleichterung niederließ: „Gott sei Dank, nun bin ich fertig, aber ich glaube, ich habe auch das meinige getan.“

„Das haben Sie wirklich,“ stimmten ihm alle bei, der Generaldirektor aber bat: „Kommen Sie, Baron, nun wollen wir endlich mal in aller Ruhe eine gute Flasche trinken, denn bisher haben Sie nach jedem Glas gleich wieder fortlaufen müssen.“

Tanzen tun wir beide ja doch nicht, also kommen Sie."

Und er kam gern, und um sie beide herum bildete sich gar bald eine feuchtfröhliche Ecke. Der Saal wurde noch mehr, als es bisher schon geschehen war, für den Tanz ausgeräumt, und die trinklustigen Gemüter wurden nach und nach auf die Seitenbalustrade gedrängt. Aber das schadete nichts, im Gegenteil, das erhöhte die Stimmung, und immer größer wurde der Kreis, der sich um sie beide sammelte. Viele Schlaraffenbrüder stellten sich ein, auch die Herren, die der Baron vor Wochen des Mittags in seinem Hotel kennengelernt und mit denen Dori und er am Abend zusammen so vergnügt gewesen waren. Namentlich die bedauerten es immer wieder, daß Dori nicht wie damals so auch heute zugegen sei, und als einer von ihnen dazu die Anregung gab, wurde auch heute wieder für Dori an Schokoladen und Süßigkeiten und an allen möglichen anderen Dingen eingekauft, was es nur zu kaufen gab. Und je mehr sich die Sachen anhäuften, desto mehr freuten sich die Herren in ihrer ausgelassenen Stimmung selbst darüber, desto mehr Spaß machte es ihnen, und um so bestimmter wurde beschlossen, daß man nächstens einmal wieder mit Dori und ihm einen lustigen Abend verleben wolle. Der über-

nächste Tag brachte ja schon ein neues Programm, das sie sich natürlich baldmöglichst ansehen wollten, da würde sich alles Weitere finden. Und in diesem Sinne: „Prosit, Herr Baron!“

Und das „Prosit, Herr Baron“ erklang noch oft, und er wunderte sich über sich selbst. So gern er auch ein Glas Sekt trank, im allgemeinen konnte er nicht allzuviel vertragen, aber heute war und blieb er merkwürdigerweise der einzig Nüchterne. Selbst der Generaldirektor, der es immer wieder betonte, heilfroh zu sein, einmal nichts von seinen vielen Geschäften zu hören, hatte sich etwas die Nase begossen, und die anderen Herren gerieten nach und nach in eine Stimmung, die schon mehr als ausgelassen war.

Bis dann der Generaldirektor endlich erklärte: „Meine Herren, ich glaube, wenn wir heute noch vor Mitternacht, ich meine natürlich noch vor Mittag zu Bett gehen wollen, dürfte es nachgerade wohl Zeit werden, an den Aufbruch zu denken, denn es ist jetzt schon“ — und dann bat er: „Baron, sehen Sie mal auf meine Uhr, ich selbst sehe nicht mehr ganz richtig, oder ist es wirklich schon fünf?“

Nein, es war sogar schon sechs, und da kam auch Fräulein Hertha mit einigen anderen jungen Mädchen, um kategorisch zu erklären: „Papi, ich kann

nicht mehr tanzen, ich bin tot, ich falle um, und wenn du noch länger sitzenbleiben willst, dann meinerwegen, ich fahre jetzt nach Hause. Wir sind ohnehin beinahe die letzten."

Na, ganz so schlimm war es noch nicht, aber ein großer Teil der Gäste war, wie sie jetzt erst bemerkten, doch schon gegangen, so rüsteten denn auch sie sich zum Aufbruch, aber erst mußte man die auf dem Tisch stehenden Flaschen noch leer trinken, und darüber konnte noch eine kleine Viertelstunde vergehen.

So blieb Hertha nichts anderes übrig, auch ihrerseits, ob sie wollte oder nicht, nun doch noch eine kleine Weile Platz nehmen. Der Baron sprang auf und holte für sie einen Stuhl, den er neben den seinen schob. Das freute sie, und es freute sie auch, als sie bemerkte, daß er noch ganz nüchtern zu sein schien, und daß er das auch war, bewies er ihr, als sie jetzt miteinander plauderten. Und erst recht freute es sie, daß er untr der Einwirkung des Champagners alles, was ihn vorhin solange bedrückt, vergessen haben mußte, denn jetzt brauchte er sich nicht mehr zu verstellen, jetzt war er wirklich wieder ganz wie sonst. Ach, das machte sie seinerwegen so froh und so glücklich, aber auch ihrerwegen, denn dadurch fand für sie der Abend nun doch noch einen schönen Abschluß. — — — — —

Cilly war plötzlich verreist, sie hatte, wie sie ihren Freundin Hertha und einigen anderen ihrer Intimsten telephonisch mitteilte, ganz unerwartet ein Telegramm bekommen, daß ihre Tante Nelly, die in einer kleinen Provinzstadt lebte, schwer erkrankt sei und den sehnlichsten Wunsch geäußert habe, sie zur Pflege und Gesellschaft um sich zu haben. Natürlich müsse und würde sie sich diesem Wunsch fügen, aber ganz leicht falle es ihr nicht, zumal es leider ganz unbestimmt sei, wann sie zurückkommen könne.

Hals über Kopf war sie abgereist, aber von allen ihren Freundinnen glaubte keine so recht an die erkrankte Tante, sondern alle vermuteten, und das auch mit vollem Recht, daß sie nur deshalb für kürzere oder längere Zeit verreist sei, weil sie es nicht wage, oder weil sie sich schäme, ihren Bekannten solange wieder gegenüber zu treten, bis diese die inzwischen erschienenen Kritiken über ihre Mitwirkung bei dem Fest vergessen hätten, denn die waren für sie fast alle einfach vernichtend. Selbst die Zeitungen, die besonders betonten, daß man bei ihr natürlich nicht denselben kritischen Maßstab anlegen dürfe wie bei einer berufsmäßigen Künstlerin, wiesen darauf hin, daß ihr Können, wenigstens für ein öffentliches Auftreten, nicht den bescheidensten Anforderungen entspreche.

Jedenfalls habe sie in den Rahmen der sonstigen künstlerischen Darbietungen, die an dem Abend auf ganz besonderer Höhe gestanden hätten, absolut nicht hineingepaßt. So ähnlich hatten alle Blätter geschrieben, und zu diesen vernichtenden Kritiken kam noch das Donnerwetter im elterlichen Hause, das gleich losbrach, als sie von der Vorstellung zurückkam, und trotz ihrer Aussprache mit Dori, noch ganz erfüllt von dem Triumph, den sie erlebt, von ihrer Mitwirkung bei dem Fest erzählte, und daran die flehentliche Bitte knüpfte, ihr nun endlich, endlich die Erlaubnis zu geben, als Tänzerin zur Bühne gehen zu dürfen. Da hatte sich ein Ungewitter über sie entladen, das ihr auch noch am nächsten Tag in allen Gliedern lag, und als dann noch die Besprechungen in den Zeitungen erschienen und ihren Namen der Öffentlichkeit bekanntgaben, da hatten ihr die Eltern, der Vater fluchend und scheltend, die Mutter in Tränen aufgelöst, beständig vorgeworfen, sie habe nicht nur sich selbst, sondern auch sie blamiert und lächerlich gemacht, und immer wieder hatte sie die Drohung des Vaters hören müssen: „Na warte, mein Kind, dir will ich die Lust, noch einmal hinter unserem Rücken öffentlich aufzutreten, gründlich nehmen.“

Und die furchtbare Strafe, die der Vater über sie verhängte, bestand darin, daß sie zunächst für

einige Monate zu der alten Tante, mit der die Eltern sich telegraphisch in Verbindung gesetzt hatten, geschickt wurde, damit sie dort Zeit und Gelegenheit genug habe, über alles nachzudenken.

Ob sie wollte oder nicht, sie mußte reisen, und wenn sie deswegen auch die bittersten Tränen vergoß, bis zu einem gewissen Grade war es ihr ganz lieb, daß sie sich nun wenigstens in den ersten Tagen nicht ihren Freundinnen und allen ihren sonstigen Bekannten zu zeigen brauche, und namentlich, daß sie es nun nicht nötig hatte, wenn auch nur zufällig, Dori zu begegnen, denn wenn die es hoffentlich auch nicht wagen würde, sie nochmals anzusprechen, um so deutlicher würde sie dafür in ihren Augen lesen: Na, wer von uns beiden hat nun recht behalten? Habe ich nicht im voraus gewußt, wie die Presse, wenn sie ehrlich und gerecht wäre, urteilen würde?

Den Triumph, daß die Dori recht behalten, brauchte sie der nun wenigstens nicht vom Gesicht abzulesen.

Aber so vernichtend und niederschmetternd die Kritiken auch für sie waren, eins erkannten sie wenigstens alle an, daß ihr Auftreten als maskierte Dame ganz bestimmt mit die Veranlassung zu dem ungewöhnlich starken Besuch der Vorstellung gewesen sei, die sicher einen sehr bedeutenden Rein-

gewinn gebracht habe, zumal das zahlreiche Publikum dank der außerordentlich liebenswürdigen, taktvollen und geschickten Festleitung des Barons bis zum frühen Morgen in der opferwilligsten Stimmung erhalten worden sei.

Und die Vorstellung hatte tatsächlich einen sehr bedeutenden Reingewinn erzielt, einen so großen, daß der Baron, als er schon nach einigen Tagen die Schlußabrechnung machen konnte, zuerst seinen eigenen Augen nicht traute und sich sagte: Das kann nicht stimmen. Entweder hast du dich verrechnet oder du hast in dem Unkostenkonto noch das eine oder andere vergessen. Im Zusammenhang damit rechnete er nochmals alle Belege durch, addierte und subtrahierte, er ging sogar so weit, daß er den Buchhalter seines Hotels bat, seine Aufstellung zu prüfen, aber auch der konnte nirgends einen Fehler oder auch nur die kleinste Ungenauigkeit entdecken. Die Sache stimmte also wirklich, es standen ihm zweitausendvierhundert Mark Überschuß zur Verfügung.

Wie werden sich da alle freuen, denen das Geld zugute kommt, dachte er fortwährend. Viel mehr als reichlich tausend Mark hatten selbst die größten Optimisten nicht zu erhoffen gewagt, und nun war es mehr als das Doppelte. Da würden sicher alle in ein wahres Freudengeheul ausbrechen, aber zu

gönnen war den armen Menschen die reichliche Unterstützung.

Aber als er am Freitag nachmittag bei der nächsten Versammlung der Ortsgruppe der Loge seine Abrechnung zur nochmaligen Nachprüfung vorgelegt hatte und erklärte: „Es entfallen somit auf den Komiker Mertens, der inzwischen aus dem Krankenhaus entlassen ist, achthundert Mark. Davon gehen zweihundert Mark ab, die ich ihm laut vorliegender Quittung als Vorschuß gegeben habe, damit er hier noch alles bezahlen und nach Berlin fahren konnte, wo er durch Vermittlung der Agenten schneller einen neuen Vertrag zu erhalten hofft. Weitere achthundert Mark erhält die Frau unseres Kollegen Paulsen, damit sie für die ihr bevorstehende Entbindung der finanziellen Sorgen entbunden wird, die restlichen achthundert Mark gelangen zur allgemeinen Verteilung an die leider auch heute noch engagementslosen Kollegen“ — ja, als er das erklärte und im stillen auf donnernde Bravorufe wartete, die er aber nicht auf sich, sondern auf die Freigebigkeit des Publikums bezogen hätte, da kam es ganz wesentlich anders, als er gedacht hatte.

Anstatt ihm beizustimmen, meldeten sich gleichzeitig soundso viel zum Wort, um ihm zu widersprechen. Und alle erklärten dasselbe. Als man damals auf seinen Vorschlag hin damit einver-

standen gewesen sei, den Reingewinn des Abends in drei gleiche Teile zu verteilen, habe es wohl keiner für möglich gehalten, daß heute ein solcher Betrag zur Verfügung stehen würde. Nun aber wäre der da, und da sei es doch eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, wenn der Kollege Mertens und die Frau des Kollegen Paulsen ebensoviel erhalten würden, wie die anderen alle zusammen. Wenn Frau Paulsen fünfhundert Mark erhielte, sei das mehr als anständig. Das reiche nicht nur für die Zeit des Wochenbettes, sondern da blieben immer noch zweihundertundfünfzig Mark und mehr übrig. Und wenn Kollege Mertens, der schon zweihundert Mark erhalten habe, der im Gegensatz zu ihnen schon in Berlin säße, der dort sämtlichen Agenten und Direktoren die Tür einlaufen könne; und der dadurch viel bessere Aussichten habe als sie alle, bald einen neuen Vertrag zu bekommen, ja wenn Kollege Mertens noch weitere dreihundert Mark bekäme, wäre das mehr als genug, im Vergleich zu der Gesamtheit der Bedürftigen sogar noch viel zuviel, denn er sei doch selbst schuld daran, daß er hier entlassen worden sei. Und darum und deshalb, fünfhundert Mark für die Frau des Kollegen Paulsen, fünfhundert Mark an Kollegen Mertens, abzüglich der bereits als Vorschuß gezahlten zweihundert, summa summarum tausend

Mark, so daß für die übrigen nicht, wie ursprünglich beschlossen, achthundert, sondern vierzehnhundert Mark zur Verfügung ständen.

Baron Altenborn hörte aus allem, was die anderen sagten, deutlich heraus, was die da vorbrachten, war nicht die Eingebung des Augenblicks, sondern das mußten sie sich vorher schon reiflich überlegt und miteinander besprochen haben, denn wenn sie den Überschuß des Abends im voraus auch nicht wissen konnten, so mußten sie den irgendwie abgeschätzt, oder sich wenigstens gesagt haben, wenn der größer werden sollte, als wir bei der ersten Beratung annahmen, werden wir gemeinsam Widerspruch dagegen erheben, daß es bei dem ursprünglich beschlossenen Teilungsplan bleibt.

Mehr als einmal war er in Versuchung, in die Debatte einzugreifen, aber er sah es voraus, vorläufig würde ihm keiner ruhig zuhören können. Erst mußten die anderen je nach ihrem Temperament, aber auch je nach ihrer Not und Verzweiflung, sich aussprechen, dann erst konnte er erklären: Es bleibt bei dem, was die damalige Versammlung auf meinen Vorschlag hin mit erdrückender Majorität beschlossen hat.

Jawohl, so würde er sprechen, wenn es soweit war, und niemand sollte ihn dahin bringen, daß er seinen Entschluß änderte. Aber als es dann

so weit war, als er gesprochen hatte, da wurde ihm von allen Seiten so viel zugerufen, vorgeklagt und vorgejammert, da sah er so viele *Gesichter*, aus denen der Hunger, die Not und die Verzweiflung sprachen, da sah er in den Augen der weiblichen Kollegen so viele Tränen, da las er in den Blicken so viel Jammer, so viele stumme und doch so beredte Bitten, daß er sich schließlich sagte: Es wäre vielleicht wirklich eine Ungerechtigkeit, wenn das Geld so verteilt würde, wie anfangs beschlossen wurde.

Er wurde in seinem Entschluß schwankend, und kaum sahen und merkten das die anderen, da war er auch schon umringt. Alle sprachen gleichzeitig auf ihn ein, die jungen Mädchen und die Frauen haschten nach seiner Hand, und er fühlte, wie die geküßt wurde, ohne daß er es zu verhindern vermochte. Alle redeten gleichzeitig, jeder klagte ihm seine Not, und immer neue Vorschläge wurden ihm zugerufen, wie das Geld verteilt werden solle, während gleichzeitig die Frau des Kollegen Paulsen mit Bitten bestürmt wurde, freiwillig zugunsten der Allgemeinheit auf einen Teil ihres Geldes zu verzichten, und während ihr klarzumachen versucht wurde, daß dreihundert Mark für sie doch auch noch viel, viel Geld wäre. Wer bekam heute auf einmal dreihundert Mark in die Hand gedrückt!

Wer hatte einen solchen wahnsinnigen Betrag in der letzten Zeit jemals auf einem Brett gesehen! Wenn sie dreihundert Mark bekäme, wäre auch das doch eine sehr große Hilfe für sie.

Dann redeten alle wieder gleichzeitig auf den Baron ein, aber alle übertönte jetzt die gellende Stimme der Frau Paulsen. Die hatte zuerst geglaubt, ihren Ohren nicht trauen zu dürfen, als ihr achthundert Mark zugesagt wurden. Und sie hatte sich diese Summe zuerst gar nicht vorzustellen vermocht. Dann aber hatte sie sich doch schnell mit der vertraut gemacht und nach Frauenart sofort tausend Pläne entworfen. Was konnte sie mit dem Geld nicht alles anfangen. Nicht nur die Entbindung frei von allen Sorgen überstehen, sondern sie konnte sich vorher noch pflegen und kräftigen, damit sie die schwere Stunde um so leichter überstand. Sie konnte ihre Schulden bezahlen, die versetzten Sachen wieder einlösen, sie konnte, ach was konnte sie nicht alles davon, und selbst dann blieb noch genug übrig, um für die nächste Zeit einen Notgroschen zu haben.

Und nun sollte sie von den achthundert, die sie schon sicher in Händen gehabt hatte, freiwillig auf dreihundert, oder wie man jetzt von ihr verlangte, sogar auf fünfhundert verzichten und sich mit dreihundert Mark begnügen? Und wer konnte wissen,

wenn das so weiterging, ob man den ihr jetzt zugesagten Betrag nicht noch weiter verringern würde, so das schließlich so gut wie nichts für sie übrigblieb. Daran aber dachte sie nicht, das ließ sie sich unter keinen Umständen gefallen. Ein Drittel des Überschusses war ihr versprochen, das wollte sie auch haben, nicht nur für sich selbst und für ihr Kind, sondern auch für ihren Mann, der ihr in jeder Hinsicht immer ein guter Mann war. Auch für ihn mußte sie das Geld retten, und das, noch bevor er sich von den Kollegen breitschlagen ließ, etwa aus Gründen der Kollegialität auf einen Teil des Geldes für die anderen zu verzichten. Als ob die anderen aus Gründen der Kollegialität für sie und zu ihren Gunsten auch nur auf einen Pfennig verzichtet hätten, wenn das Ergebnis des Abends ein anderes gewesen wäre.

Das und vieles andere gellte sie dem Baron nun in die Ohren, nachdem sie sich den Weg zu ihm gebahnt hatte und nun unmittelbar vor ihm stand. Und was sie vielleicht selbst kaum zu hoffen gewagt hatte, geschah. Er sah es ein, daß es trotz der Not und des Elends der Allgemeinheit eine große Ungerechtigkeit wäre, der armen Frau, den ihr ursprünglich zugesagten Anteil wieder zu kürzen. Aber davon ganz abgesehen, er allein konnte den damals gemeinsam gefaßten Beschluß gar nicht

ändern, dazu bedurfte er der Majorität der heutigen Versammlung, und ehe er die zu einem neuen Vorschlag, ganz einerlei, wie der lauten würde, erzielt hatte, würden abermals Stunden um Stunden vergehen, und als gerecht würde das Ergebnis auch dann von der Gesamtheit nicht anerkannt werden.

Da erklang in den Lärm hinein die Glocke des Obmannes. Und gleich darauf erhob er sich von seinem Platz: „Wir müssen zu einem Schluß kommen, das schon, weil meine Zeit für heute abgelaufen ist. Baron Altenborn hat jetzt alles gehört, was Sie vorzubringen hatten, er hat die Vorstellung angeregt, er hat den größten Teil der damit verbunden gewesenen Arbeit auf sich genommen, seinen Bemühungen und seinen Beziehungen ist der große Erfolg in erster Linie, wenn nicht sogar ausschließlich, zu verdanken. Er hat sich bei der ersten Besprechung mit Ihren Wünschen, die die Verteilung des Überschusses betrafen, einverstanden erklärt, obgleich er selbst sich die ursprünglich anders dachte. Er hat der Versammlung damals einen Vorschlag unterbreitet, der mit großer Majorität durchging, daher erteile ich ihm nun das Schlußwort, und ich bitte ihn, uns zu sagen, wie er über die vielen neuen Vorschläge, die Sie ihm heute unterbreitet haben, denkt.“

Eine atemlose Stille trat ein, und in diese hinein erklärte der Baron mit einer Betonung, die zwar stillen, aber keinen lauten Widerspruch aufkommen ließ: „Es bleibt bei dem, was wir damals beschlossen haben, und es muß auch dabei bleiben, denn ebenso wie es eine himmelschreiende Ungerechtigkeit wäre, der Allgemeinheit heute etwas für Frau Paulsen oder für den Kollegen Mertens nehmen zu wollen, wäre das Gegenteil genau dasselbe. Das ist mein letztes Wort. Hier in diesem Kuvert befinden sich die Beträge. Ich zähle das Geld vor Ihrer aller Augen auf, ich bitte Sie, mitzuzählen, und ich freue mich, daß es mir möglich ist, Ihnen so viel zu übergeben.“

Gierige Hände streckten sich nach den Scheinen aus, denn damit die Summe gleich verteilt werden könne, hatte der Baron sie auf einer Bank in lauter kleinere Scheine umwechseln lassen, und während alle zugriffen, um sich so schnell wie möglich ihren Anteil zu sichern, als hätten sie Angst, daß der ihnen sonst irgendwie verlorengehen könne, ergriff er selbst Hut und Mantel und flüchtete sich auf die Straße, nachdem er dem Obmann der Loge den großen für Frau Paulsen bestimmten Betrag eingehändigt hatte.

Auch heute war er mehr als froh, der Versammlung entflohen zu sein. Die war für ihn beinahe

noch schlimmer und aufreibender gewesen als die vor vierzehn Tagen. Na, nun war es überstanden, aber während er nun durch die Straßen dahinschritt, beschäftigte ihn im stillen doch weiter die Frage: War das Schlußwort, das du gesprochen hast, auch gerecht? Hättest du den beiden Hauptbeteiligten nicht doch lieber einen Teil nehmen und den für die Allgemeinheit zulegen sollen? Bis er sich schließlich sagte: Du hast an dem ersten gemeinsamen Beschluß festgehalten, da brauchst du dir keine Vorwürfe zu machen. Aber trotzdem verstummte die Frage in seinem Innern nicht, und auch die bestärkte ihn in seinem festen Entschluß, den er in der letzten Zeit und auch heute während der Versammlung gefaßt hatte: Nie wieder in seinem Leben die Anregung zu einem Wohltätigkeitsfest zu geben, und erst recht nie wieder die Leitung eines solchen zu übernehmen.

Nur nicht mehr an all das denken, was der Abend ihm gebracht hatte. Nur nicht mehr an all das denken und namentlich nicht an die Dori, denn die war für ihn tot. Aber denkt man an die Toten, namentlich in der ersten Zeit, nicht viel mehr als an die Lebenden? Und er traf doch auch allabendlich mit ihr zusammen, ohne allerdings mit ihr zu sprechen und ohne auch nur irgendwie mehr Notiz von ihr zu nehmen, als sein Beruf erforderte.

Und so wie es jetzt zwischen ihnen war, würde es auch bleiben.

Aber kaum hatte er sich das gesagt, da stand Dori plötzlich vor ihm, und zwar in Begleitung von Fräulein Lindner. Und so sehr erschrak er, die beiden zusammen zu sehen, daß er es abermals beinahe um ein Haar vergessen hätte, den Hut zu lüften, und er machte ein so verdutztes Gesicht, daß Fräulein Hertha ihm nun halb belustigt, halb voll ehrlichster Teilnahme zurief: „Ach, Sie Ärmster, auch ohne daß Fräulein Dori es mir erzählt hätte, daß Sie heute wieder auf einer Logenversammlung waren, würde ich Ihnen das gleich angesehen haben. Diese Zusammenkünfte scheinen nichts für Sie zu sein, die bekommen Ihnen nicht, da wird es Ihnen gut tun, wenn Sie noch etwas mit uns zusammen bummeln,“ und erklärend setzte sie hinzu: „Die Konditorei haben Fräulein Dori und ich schon hinter uns, Sie brauchen also nicht zu befürchten, daß Sie uns wieder in die Halle Ihres Hotels einladen müssen.“

„Und doch würde mir das ein ganz besonderes Vergnügen gewesen sein,“ gab er, nur um überhaupt etwas zu sagen, liebenswürdig zur Antwort.

Fräulein Hertha stand einen Augenblick nachdenklich da, dann fragte sie: Was meinen Sie,

liebes Fräulein Dori, gehen noch mehr Kuchen und noch mehr Schlagsahne in uns hinein?"

„In mich ganz bestimmt nicht, Fräulein Lindner,“ widersprach Dori so lustig und unbefangen, wie es ihr in Gegenwart des Barons nur mög war. „Sie haben mich derartig gefüttert, und ich habe so viel essen müssen, daß es mir ohnehin heute abend schwer genug fallen wird, zu tanzen. Außerdem bitte ich nun, wo wir den Herrn Baron getroffen haben, wirklich um Erlaubnis, mich verabschieden zu dürfen.“

„Ach so, richtig, Fräulein Dori,“ besann Fräulein Hertha sich, „Sie sagten mir vorhin schon, daß Sie sich für heute abend noch etwas besorgen müßten, da will ich Sie nicht länger aufhalten.“ Und ihr zum Abschied die Hand reichend, schloß sie: „Es bleibt also dabei, daß Sie baldmöglichst einmal wieder mit dem Herrn Baron zu uns herauskommen, und zwar, solange der Vater mit seinem Gichtanfall noch nicht ausgehen kann, damit wir dann alle wirklich etwas voneinander haben.“

„Vielleicht besprechen Sie das Nähere mit dem Herrn Baron,“ gab Dori zurück, und als er sie nun bei ihren Worten ansah, bemerkte er in ihren Augen einen beinahe verzweifelten, um Verzeihung heischenden Blick, aber er las erst recht in denen

die flehende Bitte: Erzählen Sie Fräulein Lindner nicht, was Sie von mir wissen.

Gleich darauf hatte Dori sich verabschiedet, und als er nun an Fräulein Herthas Seite dahinschritt, empfand er es als ein wahres Glück, daß sie ihm soviel zu erzählen hatte. Zunächst von der ganz zufälligen Begegnung mit Dori, die sie vor einem Warenhaus getroffen, die sie überredet hatte, die Einkäufe zu verschieben, um mit ihr zu bummeln und um es zu versuchen, ihn vielleicht zufällig zu treffen, nachdem sie von der Dori erfahren, daß er wieder in der Logenversammlung sei. Seit dem Wohltätigkeitsfest hätten sie sich ja nicht gesehen, sie wolle so gerne wissen, ob alle seine Mühe sich finanziell gelohnt, was der Abend an Überschuß gebracht habe und vieles ähnliches mehr. Und dann wollte sie auch wissen, ob er es schon gehört habe, daß ihre Freundin Cilly ganz plötzlich für längere Zeit angeblich zu einer erkrankten Tante verreist sei, in Wirklichkeit aber wohl, weil sie sich auf Grund der schlechten Kritiken vorläufig etwas unsichtbar machen wolle.

Während sie mit ihm über Cilly plauderte, hing sie voller Spannung an seinen Mienen. Wie würde er die Botschaft, daß sie verreist sei, aufnehmen, falls er das noch nicht gewußt haben sollte? Aber sein Gesichtsausdruck veränderte sich

in keiner Weise, der zeigte auch nicht die leiseste Enttäuschung, und seine Stimme hatte ganz den gewohnten ruhigen Klang, als er nun erwiderte: „Daß Fräulein Welldorf verreist ist, höre ich zum erstenmal, aber offen gestanden kommt mir das nicht überraschend, halb und halb hatte ich es mir schon gedacht,“ und jetzt das Thema wechselnd, fragte er: „Sie sprachen vorhin von einem Gichtanfall Ihres Herrn Vaters, hoffentlich steht es damit nicht schlimm?“

Hertha hatte aus jedem seiner Worte herausgehört, daß er nicht im Traum daran dachte, irgendwie in Cilly verliebt zu sein. Das hatte sie selbst allerdings auch nicht einen Augenblick ernstlich geglaubt, als Arno Keller ihr das als seine neueste Entdeckung mitteilte und ihr immer wieder versicherte, er irre sich da ganz gewiß nicht. Nein, geglaubt hatte sie es wirklich nicht, aber vorübergehend doch immerhin für möglich gehalten, und das hatte sie, sooft sie seitdem darüber nachgedacht, seinetwegen immer von neuem mit Angst und Sorge erfüllt, schon weil Cilly vorläufig ja nicht heiraten wollte.

Aber auch sonst wäre sie, und gerade sie, doch in keiner Weise die richtige Frau für ihn, denn er brauchte, wenn er einmal an das Heiraten denke, eine ganz andere, nicht in letzter Linie eine,

die es ihm ermöglichte, über kurz oder lang seinen jetzigen Beruf aufzugeben. Da hatte der Papi, der ihn schon deshalb in sein Herz geschlossen hatte, weil er es ihm hoch anrechnete, daß er als Baron trotz seines Namens und trotz seiner gesellschaftlichen Stellung sich bei dem Kabarett in einwandfreier, fleißiger Arbeit sein Geld verdiente, anstatt sich dafür zu gut zu halten, ja, da hatte der Papi, der sooft mit ihr über ihn sprach, ganz recht, wenn er erklärte, auf die Dauer könne der Baron doch nicht Conférencier bleiben, er würde ja auch immer älter werden, und was dann, zumal es doch auch noch ganz ungewiß sei, ob er sich als Schriftsteller durchsetze. Ja, wenn er wirklich einmal daran dachte, sich eine Frau zu nehmen, brauchte er eine, die ihn auch der Sorge um das tägliche Brot enthob. Und Cilly war arm, die wußte ja nicht einmal, was aus ihr und der Mutter werden sollte, wenn der Vater eines Tages die Augen schloß, und wenn die Mutter dann auf die geringe Witwenpension angewiesen war.

Schon aus finanziellen Gründen stimmte es sie mehr als froh, daß Arno Keller, der an dem Abend ohnehin nichts als dummes Zeug redete und den sie zuweilen geradezu ekelhaft gefunden, mit seiner angeblich so klugen Entdeckung sich ganz gewaltig geirrt hatte, und aus dieser frohen Stimmung

heraus erwiderte sie nun auf die Frage des Barons lustig und übermütig: „Der Papi hat an dem Abend zuviel Sekt getrunken, das ist das Ganze, aber Sekt ist und bleibt nun einmal für ihn Gift. Daß es so kommen würde, hatte ich befürchtet und ihn deshalb schon zu Hause ermahnt, mäßig zu sein und nur bei dem ihm erlaubten Mosel zu bleiben, aber die Väter hören bekanntlich nie auf ihre Kinder. Das ist eine traurige Tatsache, mit der man sich eigentlich abfinden müßte, aber über die man sich doch immer wieder ärgert, wenn man einsehen muß, daß man tauben Ohren gepredigt hat.“

„Hören die Kinder denn aber immer auf die Väter?“ ging er auf ihren lustigen Ton ein. Und als sie ihn erstaunt ansah, fuhr er fort: „Ich entsinne mich dunkel, gnädiges Fräulein, daß Ihr Herr Vater Ihnen damals im Speisewagen eine lange Rede über Ihr vieles Zigarettenrauchen hielt. Aber haben Sie die schon befolgt? Ich glaube es offen gestanden nicht.“

„Und ich erst recht nicht,“ stimmte sie ihm ehrlich bei, um plötzlich zu fragen: „Lieben Sie es denn nicht, wenn junge Mädchen rauchen?“

„Wenn ich ganz offen sein darf, gnädiges Fräulein, ich hasse es. Bubiköpfe und Zigaretten, das

sind zwei Dinge, gegen die ich bei jungen Damen nicht an kann.“

Und Cilly trug einen Bubikopf! Da hatte sie einen neuen Beweis dafür, daß die ihm vollständig gleichgültig war. Und auch Cilly rauchte, allerdings nicht halb so viel wie sie selbst.

Bis sie nun mit einemmal der Gedanke durchzuckte: Dann kann er ja auch gegen dich wegen deines vielen Rauchens nicht an. Und das tat ihr aufrichtig leid, denn sie hatte ihn wirklich gern, und sie hatte, sie wußte selbst nicht warum, angenommen, daß auch er sie gern hätte, und daß auch er sich freute, wenn sie zusammen waren, daß es auch ihm leid tun würde, wenn in absehbarer Zeit für sie beide die Trennungsschlag, und wenn sie sich dann voraussichtlich nie wiedersehen würden.

Und sie hatte in den letzten Tagen auch oft darüber nachgedacht, was er wohl dazu sagen würde, wenn sie ihm eines Tages ihre Verlobung mit Arno Keller anzeigte?

Allerdings, noch war es nicht so weit, und wer konnte wissen, ob es überhaupt je dahin kommen würde, denn seitdem sie den Baron kennengelernt hatte, dachte sie über ihren eifrigsten Bewerber Arno Keller wesentlich anders als früher. Jedenfalls mußte sie, ehe sie es ihm auch nur erlaubte,

ihr weiter den Hof zu machen, erst vergessen, daß sie sich an dem Kabarettabend so rasend über ihn hatte ärgern müssen, und daß er schließlich auch noch betrunken gewesen war. Und gegen betrunkene Herren konnte sie nicht an, ebensowenig wie der Baron gegen rauchende junge Mädchen.

„So, nun sind Sie mir wohl ganz ernstlich böse, gnädiges Fräulein?“ unterbrach da seine Stimme ihre Gedanken, und sie glaubte mit Freuden aus seinen Worten und aus der Betonung, die er ihnen gab, herauszuhören, daß es ihm wirklich leid tun würde, wenn sie ihm nun mit einem Ja antwortete.

Aber zu einem solchen lag glücklicherweise keine Veranlassung vor, denn böse war sie ihm ganz bestimmt nicht, denn ob rauchen oder nicht, das war *Geschmacksache*, über sie sich streiten ließ, allerdings ohne wohl dabei zu einer Verständigung zu gelangen. Deshalb meinte sie jetzt: „Warum sollte ich Ihnen böse sein, daß Sie mir offen und ehrlich Ihre Ansicht sagen, zumal die mich nicht weiter überrascht, denn ich habe Ihre Blicke wohl bemerkt, mit denen Sie mich zuweilen beinahe vorwurfsvoll ansahen, wenn ich mir eine Zigarette nach der anderen anbrante.“

„Dafür, daß Sie mir nicht zürnen, bin ich Ihnen aufrichtig dankbar, gnädiges Fräulein.“

„Nein, das tue ich wirklich nicht,“ stimmte sie ihm bei, „und ich will es Ihnen dadurch beweisen, daß ich nun auf das zurückkomme, was ich schon mit Fräulein Dori besprach. Der Papi langweilt sich zu Hause natürlich entsetzlich, weil er nicht in sein Bureau gehen kann, und teils aus diesen, teils aus anderen Gründen hatte ich vorhin den Gedanken, ob Sie und Fräulein Dori, weil Sie beide morgen und übermorgen wegen der Nachmittagsvorstellungen nicht können, nicht Montag, mittag um zwei Uhr, zu uns kommen wollen. Sicher würde Papi sich sehr darüber freuen. Wir würden dann gleich essen und hätten hinterher noch ein paar ruhige, gemütliche Stunden vor uns, bis es für Sie beide wieder Zeit zum Aufbruch wäre.“

Anstatt ihr liebenswürdiges Anerbieten sofort mit Dank anzunehmen, wie er es unter anderen Umständen natürlich gern getan hätte, schwieg er nun eine kleine Weile, dann fragte er: „Wenn ich Sie vorhin richtig verstand, gnädiges Fräulein, haben Sie darüber auch schon mit Fräulein Dorietta gesprochen, darf ich wissen, was die Ihnen darauf zur Antwort gab?“

„Warum nicht, das ist kein Staatsgeheimnis,“ erwiderte Hertha ganz unbefangen, aber doch ein klein wenig verwundert, „Fräulein Dori erklärte mir, sie müsse erst mit Ihnen, Herr Baron, dar-

über sprechen, ob Sie beide kommen können, so daß die Entscheidung jetzt also einzig und allein bei Ihnen liegt."

„Und doch kann auch ich Ihnen in diesem Augenblick leider weder mit einem Ja noch mit einem Nein antworten, gnädiges Fräulein, denn ebenso wie Fräulein Dorietta mit mir, muß auch ich erst mit ihr darüber sprechen.“

Hertha blickte ganz überrascht auf.

Was lag vor? Irgend etwas stimmte da nicht, das schloß sie schon daraus, daß er nicht wie sonst einfach Dori, sondern Fräulein Dorietta gesagt hatte. War zwischen den beiden eine Entfremdung, wenn nicht etwas noch Schlimmeres eingetreten? War ihre einstige Freundschaft in die Brüche gegangen? War Fräulein Dori vielleicht nur deshalb, was sie und ihr Vater sehr bedauert hatten, im weiteren Verlauf des Festabends unsichtbar geblieben, und hatte sie sich nur deshalb unter einem Vorwand entschuldigen lassen? Und als sie jetzt an den Bummel zurückdachte, den sie vorhin mit Dori durch die Straßen machte, fiel es ihr noch nachträglich auf, daß die auch nicht so unbefangen und lustig gewesen war wie sonst. Und wie schnell hatte sie sich nach dem Zusammentreffen mit dem Baron verabschiedet. Da

stimmte ganz bestimmt irgend etwas nicht, und tat sie da selbst nicht ein gutes Werk, wenn sie die beiden dadurch, daß sie sie am dritten Ort zusammenführte und sie zwang, sich in ihrer Gegenwart und in der ihres Vaters miteinander zu unterhalten, als sei nie das geringste zwischen ihnen vorgefallen, wieder miteinander aussöhnte, zumal sie es nicht begriff, wie er einem so lieben, netten Mädels wie der Dori auch nur vorübergehend irgendwie böse sein könne.

Es herrschte ein langes Schweigen, währenddessen er sich beständig sagte: Fräulein Hertha müßte nicht das kluge Mädchen sein, das es ist, wenn sie aus deiner Antwort und deinem Zögern, die Einladung gleich anzunehmen, nicht herausgehört haben sollte, daß es zwischen dir und Dori aus ist. Was sollst du ihr aber sagen, wenn sie den Grund dafür wissen will? Ihr die Wahrheit zu erzählen, ist unmöglich, du mußt dir also schon irgendein Märchen erfinden, das halbwegs als Erklärung dienen kann, aber was für eins?

Und darüber dachte er so angestrengt nach, daß er gar nicht merkte, wie lange das Schweigen dauerte, als Fräulein Hertha nun, nicht weil es der Wahrheit entsprach, sondern lediglich, weil sie ihm einen Grund dafür schuldig zu sein glaubte, daß sie auf seine letzten Worte noch nichts erwiderte, sagte:

„Ich habe es mir eben nach allen Seiten hin überlegt, Herr Baron, ich glaube, es ist besser, wenn Sie und Fräulein Dori nicht Montag, sondern erst Dienstag mittag zu uns kommen. Mir ist eingefallen,“ flunkerte sie weiter darauf los, „daß der Papi davon sprach, er erwarte vielleicht am Montag einen auswärtigen Geschäftsfreund, und es täte mir leid, wenn ich Ihnen beiden im letzten Augenblick wieder absagen müßte. Also halten wir bestimmt den Dienstag fest. Ich werde Ihnen noch in Ihr Hotel telefonieren lassen, wann das Auto Sie und Fräulein Dori abholt, und ich freue mich sehr aufrichtig darauf, Sie beide wieder einmal bei uns zu sehen. Verstehen Sie wohl, Herr Baron, Sie beide, einer ohne den anderen wird nicht angenommen und bekommt erst recht nichts zu essen, das sagen Sie bitte auch Fräulein Dori. Also auf Wiedersehen am Dienstag.“

Und ehe er noch auf alles, was sie ihm sagte, ein Wort hätte erwidern können, hatte sie sich mit einem herzlichen Händedruck von ihm verabschiedet und ließ ihn nicht nur ganz überrascht, sondern beinahe verdutzt stehen.

Was soll nun werde? Fragte er sich, als er gleich darauf den Weg zu seinem Hotel einschlug. Mußte er der Dori nicht erklären, er setze es als

ganz selbstverständlich voraus, daß sie im letzten Augenblick unter irgendeinem Vorwand absage?

Aber wie hatte Fräulein Hertha ihm zum Abschied zugerufen: „Einer ohne den anderen wird nicht angenommen und bekommt erst recht nicht zu essen.“ Das war selbstverständlich nur ein Scherz gewesen, aber man würde an Doris Verhindertsein nicht glauben, man würde wenigstens von ihm wissen wollen, warum sie nicht käme, und was sollte er darauf zur Antwort geben?

Er sah es schließlich ein, ohne Dori mitzubringen konnte auch er der Gastgeber wegen die Einladung nicht annehmen, und deshalb sollte und mußte Dori ihn begleiten. Er nahm sich vor, in diesem Sinne gleich heute abend mit ihr zu sprechen, ihr aber gleichzeitig zu erklären, daß auch nach dem Zusammensein bei Lindners alles zwischen ihnen so bleiben würde, wie es jetzt war.

Das mußte er ihr sogar sagen, damit sie sich nicht etwa falschen Hoffnungen hingäbe, und das sollte sie nicht, denn sie tat ihm trotz allem ohnehin schon manchmal leid, wenn er bemerkte, daß sie mit den scheuen Augen eines geschlagenen Hundes zu ihm hinsah, und wenn er in ihren Augen beständig die stumme Frage las: Gibt es denn für mich wirklich kein Verzeihen? Aber nein, das gab es nicht, denn er kam darüber nicht hin-

weg, daß sie ihn dreimal so belogen hatte. Zuerst als sie ihm angehörte und dadurch die Hoffnung in ihm erweckte, sie nun für immer gewonnen zu haben. Dann, als sie ihm erzählte, daß Fräulein Welldorfs Können für ein öffentliches Auftreten mehr als ausreichend sei. Drittens aber, und das war und blieb das schlimmste, daß sie hinter seinem Rücken mit Fräulein Welldorf doch Freundschaft geschlossen hatte. Gewiß, jetzt war sie nicht mehr in der Stadt, aber trotzdem, die Freundschaft hatte bestanden.

Wie hatte Dori ihm das nur wieder antun können, denn sie wußte doch, wie er sie liebte, wie er auch mit seinem Herzen an ihr hing, und wie er unter dieser Liebe zu ihr litt.

Nein, er konnte das, was sie ihm angetan, nicht vergessen und ihr nicht verzeihen. Auch das wollte er ihr, wenn er heute abend nun doch einmal wieder mit ihr sprach und mit ihr sprechen mußte, gleich sagen, und zwar sofort, wenn er sie im Kabarett sah.

Aber nein, besann er sich eines anderen, dann noch nicht, sondern er wollte damit warten, bis sie gearbeitet hatte, denn er sah es voraus, daß sie sich darüber von neuem erregen würde, und er wollte sie für ihr Auftreten nicht noch nervöser

und unruhiger machen, als sie es ohnehin jetzt schon oft genug war.

Das aber lag, ohne daß er etwas davon ahnte, an ihrem kranken Herzen. Ganz so schnell, wie sie es geglaubt, war ihr schwerer Anfall, der sie letzthin in der Garderobe befiel, als sie den Brief des Barons erhalten, denn doch nicht vorübergegangen. Selbst am nächsten Tag hatte ihr das Herz noch zu schaffen gemacht, daß sie zum Arzt gegangen war, um sich einige Tropfen oder sonst etwas verschreiben zu lassen.

Aber als der Doktor sie dann auf das genaueste untersucht hatte, da war sie, so schonend und so vorsichtig er sich auch ausdrückte, doch beinahe auf den Tod erschrocken. Daß es so schlimm mit ihr stände, und daß sie so vorsichtig sein müsse, ihren Beruf lieber heute als morgen aufgeben, oder wenigstens sofort für längere Zeit mit dem ganz aussetzen und ohne Rücksicht auf die bald beginnende winterliche Jahreszeit Bad Altheide oder ein anderes aufsuchen solle, das hatte sie denn doch nicht geahnt. Der Arzt war aus dem Kopfschütteln nicht herausgekommen, als sie ihm auf Befragen erklärte, daß sie seit Jahren jeden Abend und oft sogar auch des Nachmittags getanzt habe, und hatte ihr schließlich, als sie ihn bat, die ganze Wahrheit zu sagen, erwidert: Wenn Sie so

lange haben tanzen können, wird Ihr Herz, das trotz allem merkwürdig widerstandsfähig zu sein scheint, es unter Umständen auch noch weiter eine Zeitlang aushalten, aber ebensogut ist es möglich, daß es Ihnen sehr bald eines Tages ganz plötzlich einen bösen Streich spielt, und daß es dann für immer mit Ihrem jetzigen Beruf für Sie vorbei sein wird. Und dann hatte er sich erneut erkundigt, ob es für sie wirklich ganz ausgeschlossen sei, daß sie, wenn auch nur für zwei Monate, zu ihrer Stärkung und Erholung in ein Herzbad ginge, ob sie es auch dann nicht könne, wenn er dafür sorgen wolle, daß seine dortigen Kollegen umsonst behandelten, und daß ihr auch von seiten der Badedirektion eine ganz bedeutende Ermäßigung auf die Bäder und auf die anderen Heilmittel gewährt würde.

Aber wenn sie sich das zu Hause auch hin und her überlegt hatte, es ging nicht. Die paar hundert Mark, die sie sich erspart hatte, würden nicht weit reichen, und woraufhin sollte sie sich wohl etwas borgen? Wer würde ihr auch borgen, und wovon sollte sie es jemals zurückzahlen? Ja, wenn sie eher zum Arzt gegangen wäre, obgleich für sie dazu keine Veranlassung vorgelegen hatte, und wenn sie mit dem Baron darüber gesprochen, hätte er ihr ganz bestimmt von dem Erlös der Wohl-

tätigkeitsvorstellung einen Teil zukommen lassen. Aber nun war das Geld bereits anderweitig bestimmt, und jetzt, wo der Baron sie keines Wortes und keines Blickes mehr würdigte, war es ganz ausgeschlossen, daß sie auch dann einen Teil des Geldes angenommen hätte, wenn der von Anfang an für sie bestimmt gewesen wäre.

Nein, an eine Badereise war nicht zu denken, es mußte auch ohne sie gehen.

Die Tropfen, die der Doktor ihr verschrieben, würden schon helfen, und erst recht würde alles wieder gut werden, und ihr Herz würde sich schon ganz von selbst wieder beruhigen, wenn es ihr nur erst wieder irgendwie gelungen war, den Baron zu versöhnen. Und das mußte sie, denn sie litt nicht nur körperlich, sondern auch seelisch zu entsetzlich unter seiner völligen Nichtachtung.

Wenn er kurz vor ihrem Auftreten neben ihr stand, ohne auch nur ein Wort mit ihr zu wechseln, wenn er, nachdem er sie angesagt, an ihr vorüberging, ohne ihr wie früher die Hand zu drücken, wenn er ihrem Tanz nicht mehr zusah und ihr nicht mehr ein rasches freundliches Wort zurief, wenn sie an ihm vorüber in ihre Garderobe eilte, um sich dort für den nächsten Tanz umzuziehen, bei diesen und zahllosen anderen Gelegenheiten krampfte sich ihr Herz nicht nur immer wieder

von neuem zusammen, sondern dann war ihr auch, als würde sie abermals von ihm gedemütigt und erniedrigt.

Und oft lag es ihr in ihrer Not und Verzweiflung auf der Zunge, ihm zuzurufen: Schleudere mir die ganze Verachtung, die du für mich empfindest, meinewegen vor allen Leuten in das Gesicht, nimm meine Reitgerte und schlage mich, bis das Blut kommt, ich will stillhalten und nicht einen Klage-ton von mir geben, jede Strafe, die du über mich verhängst, will ich gern und freudig auf mich nehmen, aber daß du über mich hinwegsiehst, als lebte ich nicht mehr, daß ich dir anmerken muß, wie es dich auf der Bühne beinahe Überwindung kostet, nur meinen Namen auszusprechen, das ertrage ich nicht. Und immer wieder schrie es in ihr auf: Das habe ich auch nicht verdient.

Aber anstatt so zu ihm zu sprechen, litt sie schweigend weiter, denn sie fand nicht den Mut, das Wort an ihn zu richten.

Heute aber würde er sie ansprechen, das hatte sie ihm deutlich angesehen, als er, ehe sie auf die Bühne ging, neben ihr stand, und sie wußte auch, was er ihr sagen würde, daß Fräulein Lindner sie beide an einem der nächsten Tage erwartete, vorausgesetzt, daß er Fräulein Hertha nicht erklärt

hatte, sie, Dori, sei nicht mehr würdig, das Haus ihres Vaters zu betreten. Aber nein, das hatte er ganz bestimmt nicht getan, denn dann hätte er auf weiteres Befragen auch von Fräulein Welldorf sprechen müssen. Nein, in der Hinsicht hatte sie nichts zu befürchten, es blieb also nur zweierlei. Entweder teilte er ihr mit, daß er die Einladung angenommen, oder daß er diese unter irgendeinem Vorwand für sie beide abgelehnt habe.

Wofür hatte er sich entschieden?

Die Frage beschäftigte sie während des Tanzes unaufhörlich, nur an die dachte sie, und endlich erhielt sie darauf die Antwort; denn als ihre Arbeit fertig war, als sie an dem Baron vorüber in ihre Garderobe gehen wollte, stellte er sich ihr in den Weg und sagte: „Ich habe für uns beide zu Dienstag mittag um zwei Uhr bei dem Generaldirektor zugesagt, ich bekomme noch Bescheid, wann das Auto bei meinem Hotel ist und werde dich das noch wissen lassen, damit du dann pünktlich zur Stelle bist,“ und da er es gewohnt war, das, was er sich einmal vorgenommen hatte, auch auszuführen, wollte er ihr auch alles andere sagen, was er sich selbst heute nachmittag im Zusammenhang damit gesagt hatte, aber er brachte es nun doch nicht über seine Lippen; denn noch bevor er mit dem hätte beginnen können, stieß Dori, wenn

auch nur ganz leise, einen solchen Freudenruf aus, aus ihren Augen sprach ein solches grenzenloses Glück, und sie warf ihm einen solchen heißen Dankesblick zu, daß er sich wie ein roher Henkersknecht vorgekommen wäre, wenn er jetzt mit einem kurzen Wort all ihre Hoffnungen vernichtet hätte. Und er brachte das um so weniger fertig, als er erst in diesem Augenblick in aller Deutlichkeit sah, wie Dori darunter litt und leiden mußte, daß er ihr seine Freundschaft entzogen hatte. Das aber ergriff ihn so, daß er drauf und dran war, ihr zu verzeihen und ihr die Hand zu bieten.

Aber da dachte er wieder an die drei großen Lügen, die sie sich ihm gegenüber hatte zuschulden kommen lassen, und er zog seine Hand, die sich ihr schon ein ganz klein wenig entgegengestreckt hatte, wieder zurück.

Aber wenn Dori das auch sah, das betrückte und bekümmerte sie keineswegs. Ihr genügte es vollständig, daß er ihr die Hand hatte geben wollen, das war schon viel, das war viel mehr, als sie für möglich gehalten hätte. Was er heute gewollt, würde er nun sehr bald ganz bestimmt wirklich tun. Er war drauf und dran gewesen, ihr die Hand zu reichen. Das war auch der beste Beweis dafür, daß er sie heute nicht mehr ganz verachtete, und daß er das nicht tat, bewies

er ihr auch schon dadurch, daß er für sie beide die Einladung annahm.

Und wenn sie erst bei dem Generaldirektor zusammen bei Tisch saßen, würde alles, alles wieder gut werden. Da mußte er doch schon der anderen wegen sich auch mit ihr unterhalten. Und auch schon während der Autofahrt mußte er mit ihr sprechen, und erst recht auf der Rückfahrt; denn wenn sie bei Tisch ganz wie einst miteinander geplaudert hatten, konnte er nachher doch nicht stumm und steif neben ihr sitzen.

Ach, und dann wollte sie ihn um Verzeihung bitten, wie sie es nur immer konnte, und er würde und mußte ihr verzeihen. Und wenn er das getan, wollte sie ihm zu verstehen geben, wie gern sie ihm nach der Vorstellung wieder angehören würde. Und wenn er ihr den Wunsch erfüllte, wollte sie ihm eine Geliebte sein, wie er noch nie eine in seinen Armen hielt.

Ach, sie war ja so froh, so unbeschreiblich grenzenlos froh und glücklich, und wie glücklich sie war, das merkte sie an dem lauten Schlagen ihres Herzens. Das schlug beinahe ebenso stürmisch wie an dem Abend, als es zwischen dem Baron und ihr zum Bruch gekommen war. Aber heute ängstigte und erschreckte sie das nicht eine Sekunde,

denn heute war nur das Glück dafür die Veranlassung.

Ach, wenn es doch nur erst Dienstag mittag wäre. Mit ihr hatte Fräulein Hertha doch von Montag mittag gesprochen, warum war da der Tag nur um ganze vierundzwanzig Stunden verschoben worden?

Ach, wenn es nur erst Dienstag wäre! Aber wenn die Tage und die Stunden für sie auch noch viel langsamer dahinschlichen als die Schnecken, endlich war es doch so weit, und schon eine Viertelstunde vor der ihr von dem Baron angegebenen Zeit stand sie vor dem Hotel und hoffte, daß auch er schon vorher auf die Straße treten und nicht erst im letzten Augenblick erscheinen würde.

Aber der Baron kam erst, als das Auto vorgefahren war und als der Page es ihm gemeldet hatte. Dann aber erschien er, der unten in der Halle gesessen haben mochte, auch sofort, um sie lediglich durch ein Lüften seines Hutes zu begrüßen und um gleich darauf an ihrer Seite Platz zu nehmen.

Der Wagen fuhr an, aber Doris Hoffnung, daß der Baron schon jetzt mit ihr plaudern oder ihr wenigstens ein kleines Wort der Anerkennung über ihr Äußeres gönnen würde, ging nicht in Er-

füllung, und dabei hatte sie sich doch so hübsch gemacht, wie sie es mit ihren vorhandenen Mitteln nur immer konnte.

Allerdings, das Kleid, das er früher am meisten an ihr liebte, hatte sie absichtlich nicht angezogen, denn das hätte so aussehen können, als hätte sie es darauf angelegt, ihn schon dadurch wieder für sich zu gewinnen. Aber auch das Kleid, für das sie sich entschieden, stand ihr sehr gut, und als sie zu Hause einen letzten Blick in den Spiegel geworfen, war sie mit ihrer äußeren Erscheinung sehr zufrieden gewesen.

Aber er schien für sie gar kein Interesse zu haben und überhaupt gar keine Notiz von ihr nehmen zu wollen, um ihr schon jetzt dadurch klarzumachen: Es bleibt, auch wenn wir heute zusammen essen müssen, zwischen uns, wie es ist.

Aber wenn sie das aus seinem Benehmen auch deutlich herauszumerken glaubte, und wenn sie das natürlich auch bedrückte, es vermochte ihr doch nicht alle ihre Hoffnungen, die sie auf den heutigen Tag setzte, zu vernichten. Wenn er jetzt auch noch stumm war, auf der Rückfahrt würde er um so lebhafter mit ihr plaudern. Das stimmte sie so froh und glücklich, daß sie das Schweigen, das zwischen ihnen herrschte, schließlich kaum noch als ein solches empfand und ganz erstaunt auf-

blickte, als sie viel früher, als sie es gedacht, am Ziel der Fahrt angelangt waren.

Mit größter Herzlichkeit wurden sie beide willkommen geheißen. Mit etwas grimmigem Humor entschuldigte sich der Generaldirektor, daß er seine lieben Gäste nur in einem Lackstiefel und anstatt in dem dazugehörigen zweiten nur in einem Filzpantoffel empfangen könne, aber der Sekt, der verfluchte Sekt!

Aber trotz seines Scheltens über seinen Gichtanfall war die Stimmung des Hausherrn besser und lustiger, als der Baron es geglaubt hatte, und in warmen Worten gab er seiner Freude Ausdruck, zwei ihm und seiner Tochter so liebe Gäste bei sich zu sehen. Auf ihr gemeinsames Wohlergehen leerte er, als man zu Tisch gegangen war, sein erstes Glas eines ganz leichten Mosels, den er zur Vorsicht auch noch mit Sodawasser vermischt hatte, und über dessen schauerhaften Geschmack er sich in komischem Entsetzen schüttelte.

Man hatte heute nicht an der großen Tafel Platz genommen, sondern an einem sehr viel kleineren runden Tisch. Zur Rechten des Hausherrn saß Dori, neben ihr der Baron, der zu seiner Rechten Fräulein Hertha hatte.

Eine andere Tischordnung wäre nur möglich gewesen, wenn die beiden Herren und die beiden

jungen Mädchen nebeneinander gesessen hätten, und vorübergehend hatte Hertha auch daran gedacht, das so zu arrangieren, dann aber hatte sie sich eines anderen besonnen und sich gesagt: gerade wenn deine Vermutung, daß der Baron und Fräulein Dori sich erzürnt haben, richtig ist, gerade dann sollen sie nebeneinander sitzen, denn dann müssen sie sich miteinander unterhalten, und dadurch wird die Mißstimmung am schnellsten beseitigt.

Aber zu ihrem Leidwesen mußte sie bemerken, daß es damit doch nicht so schnell ging, wie sie es erwartet und erhofft hatte, so daß sie nun dem Baron einen halb erstaunten, halb vorwurfsvollen Blick zuwarf. Und der bemerkte ihn nicht nur, sondern er verstand ihn auch sofort und sagte sich im stillen: Fräulein Hertha hat ganz recht, du benimmst dich heute wirklich nicht so, wie du es müßtest. Was zwischen dir und Dori vorgefallen, ist eure Privatsache, die nicht hierhergehört. Durch den Benehmen oder dadurch, daß du Dori nicht ansprichst, die Mißstimmung, die zwischen euch beiden herrscht, auch auf die Gastgeber übertragen zu wollen, wäre eine große gesellschaftliche Ungezogenheit, die du dir nicht zuschulden kommen lassen darfst.

Und aus diesem Gedankengang und aus dieser

Erkenntnis heraus holte er nun, ohne es allerdings zu übertreiben, schon um dadurch nicht vielleicht noch nachträglich erst recht Verdacht und Argwohn zu erregen, nach, was er bisher absichtlich versäumt hatte, so daß die beiden anderen sich nach seiner festen Überzeugung sagen mußten: Wenn wir vorhin zu bemerken glaubten, daß der Baron Fräulein Dori aus irgendeinem Grunde zürne, dann haben wir uns das nur eingebildet.

Das sagten sich Vater und Tochter, ohne daß er es ahnte, nun allerdings nicht, wohl aber waren beide ihm dafür dankbar, daß er das, was vorlag, endlich vergessen und überwunden zu haben schien. Die allgemeine Unterhaltung, an der auch Dori sich jetzt lebhaft beteiligte, wurde lustig und angeregt, man dachte nicht mehr an den kleinen Mißton, der zuerst geherrscht, und selbst als der Nachtschiff serviert war, blieb man noch eine ganze Weile plaudernd sitzen, bevor man in das Zimmer des Hausherrn ging, um dort den Kaffee zu trinken und um dort zu rauchen.

Da aber geschah das Wunder, daß der Baron plötzlich Fräulein Hertha ohne die unvermeidliche Zigarette dasitzen sah, so daß er sie ehrlich erstaunt, aber zugleich auch etwas besorgt fragte: „Sie rauchen nicht, gnädiges Fräulein, fühlen Sie sich nicht recht wohl, und wenn dem so ist, sollen

Dori und ich da lieber aufbrechen, damit Sie sich niederlegen können?"

Hertha lachte lustig auf: „Sehe ich denn so aus, Herr Baron, als wenn ich mich nicht wohl fühlte? Mir geht es sogar ganz ausgezeichnet, und wenn ich jetzt nicht rauche, ja, haben Sie denn ganz vergessen, was Sie mir bei unserer letzten Begegnung auf der Straße sagten?"

Und als er sie groß anstarrte, weil er sich nicht vorzustellen vermochte, daß seine Worte wirklich irgendwelchen Eindruck auf sie gemacht haben könnten, fuhr sie fort: „Sie sollen sich als unser Gast doch bei uns wohl fühlen, und wie wollen Sie das, wenn Sie einem jungen Mädchen gegenüber sitzen müssen, gegen dessen ewiges Rauchen Sie nicht an können.“

„Sie scheinen meinem Kind neulich wirklich nicht schlecht den Kopf gewaschen zu haben, Herr Baron," mischte sich da der Generaldirektor in das Gespräch, „die Hertha ist, beinahe hätte ich gesagt, ganz verheddert nach Hause gekommen, und als ich ihr den gutgemeinten Rat gab, sich erst mal bei einer Zigarette zu beruhigen und mir dann zu erzählen, was vorgefallen sei, wissen Sie, was sie mir da zur Antwort gab?: ‚Ich mag jetzt nicht rauchen und will überhaupt versuchen, ob ich es mir nicht abgewöhnen kann, denn aus einem Ge-

sprach mit dem Baron habe ich herausgehört, daß es selbst heutzutage tatsächlich noch Herren gibt, die das viele Rauchen einer jungen Dame unschön finden.“ Und aus seinem Lachen klang ein sehr ernster Unterton hervor, als er jetzt schloß: „Baron, wenn Sie meinem Kind gelegentlich wieder den Kopf waschen und es dadurch tatsächlich erreichen, daß es sich die niederträchtigen Zigaretten ganz, oder wenigstens so gut wie ganz, abgewöhnt, dann will ich Ihnen im Garten meines Hauses ein Denkmal errichten, über dessen Inschrift wir uns später schon einigen werden.“

Der Baron wußte wirklich nicht, was er darauf erwidern sollte. Davon, daß er Fräulein Hertha den Kopf gewaschen hätte, wie der Vater es nannte, konnte doch gar keine Rede sein, dazu hätte er auch nie und nimmer ein Recht besessen. Und wenn sie trotzdem das Rauchen eingeschränkt hatte, mußte dazu irgendeine Veranlassung vorliegen, die er nicht kannte.

„Na, und Sie, Herr Baron, der Sie die Veranlassung sind, daß ich mich schon so gebessert habe, Sie sagen ja gar nichts?“ neckte ihn Fräulein Hertha.

„Was soll ich da sagen?“ gab er zur Antwort, „wenn ich ihn noch wüßte, könnte ich höchstens einen Gesangbuchvers anführen, in dem die Stelle

vorkommt: Da steht mein Geist vor Ehrfurcht still und – ja aber, hier stock ich schon, wer hilft mir weiter fort, frage ich nun mit Faust.“

„Ich!“ rief Hertha ihm lustig zu, aber als sie ihm nun helfen wollte, konnte sie es doch nicht, Dori konnte es erst recht nicht, und der Papi hatte am allerwenigsten eine Ahnung und bat: „Kinder, laßt mich auf meine alten Tage nur mit Gesangbuchversen in Frieden, die habe ich schon in der Schule nicht lernen und erst recht nicht behalten können. Die und die Bibelsprüche, die haben mich beständig zur Verzweiflung gebracht. Was Paulus sagte, schrieb ich dem Lukas zu, und Markus und Johannes konnte ich erst recht nicht auseinanderhalten. Und dann sollte man auch noch wissen, in welchem Kapitel und in welchem Vers das Wort stände, und das Donnerwetter und die Nachsitzstunden, wenn man es nicht wußte, und ich wußte es nie. Daß ich bei der Konfirmandenprüfung nicht durchfiel und überhaupt konfirmiert wurde, ist mir auch heute noch ein Rätsel, und die Pastoren, die alle Bibelsprüche aus dem Kopf wissen, sind für mich die klügsten Leute, die ich mir nur vorzustellen vermag.“

Alle lachten über die anscheinend ganz ernsthafte Art, in der der Hausherr das vorbrachte, und wieder saß man in lustiger, zwangloser Unter-

haltung zusammen, bis Hertha bat: „So, Fräulein Dori, nun wollen wir die Herren einmal sich selbst überlassen, schon damit ich angesichts der Dampfwolken hier nicht in Versuchung komme, mir doch wieder eine Zigarette anzubrennen. Wenn es Ihnen Spaß macht, zeige ich Ihnen einmal mein Zimmer.“

Damit war Dori sehr gern einverstanden, so blieben die Herren allein bei der Zigarre zurück, und da geschah es, daß der Hausherr im Laufe des Gespräches fragte: „Sagen Sie mir bitte, Baron, denn ich habe schon oft darüber nachgedacht, wie sind Sie eigentlich zum Kabarett gekommen?“

„Auf sehr einfache Art,“ lautete die Antwort. „In meiner Heimatstadt war eines Abends im Theater ein Fest zum Besten der Bühnengenossenschaft. Zu dem vielen, was da geboten wurde, gehörte auch ein Kabarett, und da ich mit den Schauspielern bekannt war und diese wußten, daß ich schriebsstellerte, bat man mich, das Amt des Conférenciers zu übernehmen. Die Sache lockte mich, so sagte ich zu, und der Zufall, der in unserem Leben ja immer eine sehr große Rolle spielt, fügte es, daß sich unter den vielen Gästen der Direktor eines auswärtigen großen Kabarett befand. Der sah und hörte mich, ich gefiel ihm, und als wir hinterher bei einer Flasche Wein zusammensaßen, erklärte er

mir, ich müsse natürlich noch viel lernen, aber Talent zum *Conférencier* hätte ich sicher. Na kurz und gut, als wir uns trennten, hatte ich ihm versprochen, zunächst einmal bei ihm Probe zu arbeiten. Das geschah, das Publikum und die Presse waren gegen mich gleich liebenswürdig und so blieb ich bei dem mir zuerst völlig neuen und fremden Beruf."

„Und Sie fühlen sich wohl in dem?“ erkundigte sich der Hausherr weiter.

Die Frage war nicht so leicht zu beantworten, das Ja konnte ebensowenig ein völlig uneingeschränktes sein wie das Nein. Er erzählte von den Licht- und Schattenseiten seiner Tätigkeit, die die Unruhe schon durch die beständigen Reisen mit sich brächte. Im Zusammenhang damit kamen sie beide auf das Reisen überhaupt, auf manche schöne Gegend des In- und Auslandes, die sie beide besucht, sie sprachen davon, wie schön und bequem das Reisen früher im Vergleich zu heute gewesen sei, und sie kamen auf den unglücklichen Krieg mit seinen in jeder Hinsicht so traurigen Folgen. Der *Generaldirektor* erzählte von der schweren Lage der Industrie, und er freute sich, nicht nur einen so aufmerksamen, sondern auch einen so intelligenten, klugen Zuhörer zu haben, der ihn durch manchen sachgemäßen Einwurf geradezu über-

raschte, so daß es ihm Ernst damit war, als er jetzt sagte: „An Ihnen ist wirklich ein Kaufmann verlorengegangen.“ Und die Unterhaltung war für beide Teile so anregend und fesselnd, daß sie es beinahe als eine ihnen nicht ganz liebe Störung empfanden, als die beiden jungen Mädchen wieder bei ihnen eintraten, und als Hertha fragte: „Na, Papi, habt Ihr Euch nun genug ausgesprochen? Zeit habe ich Euch dazu gelassen, länger als eine Stunde wart Ihr allein, jetzt wird es langsam Zeit, den Nachmittagstee zu trinken. Ich habe schon das Nötige veranlaßt, aber vorher will ich auch Ihnen noch das Haus zeigen, Herr Baron. Also kommen Sie, Fräulein Dori meinte, das eine oder das andere würde auch Sie sicher interessieren,“ und zu dem Vater gewandt, setzte sie hinzu: „Fräulein Dori wird dir inzwischen solange Gesellschaft leisten, Papi; ich hoffe, daß du ihr in der reizendsten Weise den Hof machen wirst, sie verdient es; außerdem haben ich und Fräulein Dori eben wirkliche Freundschaft miteinander geschlossen.“

„Also setzen Sie sich zu mir, liebes Fräulein Dorietta, und soweit ich alter Knabe es noch kann, werde ich Ihnen mit gütiger Erlaubnis meines Kindes den Hof machen. Hoffentlich enttäusche ich Sie aber nicht zu sehr, na, wir werden ja sehen.“

Der Baron und Fräulein Hertha hatten inzwischen das Zimmer verlassen, aber er konnte sich nicht helfen, so ganz wohl war ihm dabei nicht zumute. Bei ihren Worten, die sie dem Vater zurief, „Fräulein Dori verdient es, wir haben eben wirkliche Freundschaft miteinander geschlossen“, hatten ihre Augen beinahe vorwurfsvoll auf ihm geruht, und er wurde den Gedanken nicht los: Daß Fräulein Hertha dir jetzt das Haus zeigen will, ist sicher nur ein Vorwand, in Wirklichkeit will sie dich wegen Dori ausschelten.

Und daß er sich darin nicht irrte, glaubte er auch daraus schließen zu können, daß sie ihm die unteren Räume, durch die sie hindurchschritten, gar nicht näher zeigte, sondern daß sie ihm erklärte: „Die besehen wir uns nachher, wir fangen oben an.“ Und kaum war sie da mit ihm in einem mit hübschen Bildern und vielen Kostbarkeiten ausgestatteten Zimmer angelangt, und kaum hatte sie sich durch einen nochmaligen Blick davon überzeugt, daß sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, so daß sie beide sicher waren, nicht gehört zu werden, da stellte sie sich unmittelbar vor ihn hin und rief ihm leidenschaftlich erregt zu: „Sie schämen sich wohl gar nicht, Herr Baron?“

„Ich soll mich schämen, gnädiges Fräulein,“ verteidigte er sich verwirrt, weil er im Augenblick

wirklich nicht wußte, worauf sie anspielte, „aber warum denn nur?“

„Weil Sie, obgleich ich gerade das Ihnen nicht zugetraut hätte, ein ganz, ganz schlechter Mensch sind,“ und als er sie immer noch verständnislos anstarrte, setzte sie hinzu: „Wie kann ein Herr wie Sie nur so nachträglich sein, noch dazu, wenn man sonst ein so guter Mensch ist und sonst ein so gutes Herz hat wie Sie?“

„Ich ein guter Mensch, gnädiges Fräulein?“ unterbrach er sie, durch ihr Lob in Verlegenheit gesetzt.

„Tun Sie doch nicht so, Herr Baron, als wüßten Sie nicht ganz genau, daß ich mit meinen Worten recht habe,“ schalt sie ihn. Und als sie ihm jetzt anmerkte, daß er sie wirklich nicht verstand, fuhr sie fort: „Ihr gutes Herz haben Sie doch wahrlich zur Genüge dadurch bewiesen, daß Sie die Wohltätigkeitsvorstellung in das Leben riefen und alle Mühe und Arbeit, die damit verbunden war, auf sich nahmen. Na, und daß Sie auch sonst ein guter Mensch sind, haben Sie an dem ersten Abend, an dem wir bei Ihnen im Kabarett waren, doch auch deutlich genug gezeigt.“

„Ja, aber wodurch denn nur, gnädiges Fräulein?“ fragte er verlegen und verständnislos zu-

gleich. „Etwa durch meine Plauderei über das Grüßen?“

Hertha sah es ihm an, er verstellte sich nicht, sondern er wußte es wirklich nicht, wodurch er sich an jenem Abend nicht nur die Sympathie und das Herz ihres Vaters, sondern auch ihre Freundschaft und beinahe hätte sie sich in diesem Augenblick gesgat, auch ihre Zuneigung gewann. Das war die Art gewesen, in der er den Universalkünstler ansagte, und da hatte sie ihrem Papi hinterher vollständig beige stimmt, als der ihr erklärte: daß der Baron ein durch und durch anständiger Mensch ist, sieht man ihm auf den ersten Blick an, daß er aber auch ein guter Mensch ist, hat er durch die ganze Art bewiesen, in der er über seinen Kollegen sprach.

Durch die Ansage hatte er damals bei dem Vater, auch heute noch, einen großen Stein im Brett, durch die war er auch ihr persönlich nahe gekommen. Aber das alles durfte sie natürlich nicht verraten, sondern meinte lediglich: „Ich glaubte aus der Art, in der Sie uns allen an dem Abend von dem Leben des alten Artisten erzählten, auf Ihr gutes Herz schließen zu dürfen, und gerade deshalb verstehe ich es nicht, wie Sie gegen die arme Dori so nachträglich sein können.“

Nun fing er endlich an zu begreifen. Da handelte es sich, wie er es sich gleich gedacht, also doch um

Dori. Aber hatte die sich der neugewonnenen Freundin sofort rückhaltlos anvertraut, hatte sie der alles gestanden? Das war unmöglich, das war einfach undenkbar, und so fragte er denn mit unsicherer Stimme: „Hat Fräulein Dori Ihnen —“

„Nein, das hat sie nicht getan, wenn ich Ihre halbe Frage richtig verstehe,“ gab Hertha zur Antwort, „ich müßte ja aber auf beiden Augen blind sein, wenn ich es nicht hätte bemerken sollen, wie es zwischen Ihnen und der Dori steht. Ich wollte mit ihr darüber sprechen, deshalb führte ich sie in mein Zimmer, dort erbat ich mir ihr Vertrauen, um ihr, und damit auch Ihnen, helfen zu können, und da —“

„Und da hat Dori Ihnen alles erzählt?“ erkundigte er sich abermals, während von neuem die Angst in ihm wach wurde.

„Ich sagte Ihnen schon einmal, Herr Baron, daß Dori mir nichts erzählt hat, wenigstens keine Einzelheiten, die ich auch gar nicht hören wollte, schon weil sie mich nichts angehen. Dori sprach mir nur davon, daß sie Ihnen gegenüber eine ganz große, schwere Schuld auf sich geladen habe, für die sie wohl eine schwere Strafe verdiene, aber nicht eine solche Verachtung, wie Sie ihr die jetzt beständig zeigten. Ich wiederhole, ich habe nicht die leiseste Ahnung, was das für eine schwere Schuld ist, ich

weiß es nicht und will es auch gar nicht wissen, aber eins weiß ich: Die herzerbrechenden Tränen, die Dori in meinen Armen weinte, und die ich lange vergebens zu trocknen versuchte, bis es mir dann endlich doch gelang, haben mir bewiesen, daß und wie sehr Dori ihre Schuld, oder das, was sie getan hat, bereut. Mehr als ehrlich bereuen aber kann kein Mensch, und deshalb sage ich Ihnen jetzt eins, Baron, wenn Sie Dori nicht noch heute verzeihen und unter das, was war, nicht für alle Zeiten einen ganz dicken Strich machen, dann haben Sie es mit mir verdorben. Ja, ich weiß nicht einmal, ob ich Ihnen dann jemals wieder ein freundliches Wort gönnen könnte," und hoch aufatmend schloß sie: „So, nun wissen Sie Bescheid, und jetzt erwarte ich Ihre Antwort.“

Baron Altenborn sah es ein, dagegen gab es keinen Widerspruch. Fräulein Hertha kannte Doris Schuld nicht und wollte sie auch nicht wissen. Da hätte sie also keinerlei Verständnis dafür gehabt, wenn er sich gesträubt oder auch nur erklärt hätte: Ganz so schnell, wie Sie sich das denken, gnädiges Fräulein, geht es damit doch nicht, denn Sie werden mir ohne weiteres glauben, daß ich kein kleines Kind bin, das jemand ohne zwingende Veranlassung etwas übel nimmt und von einer Wiederversöhnung mit seinem Dickkopf nichts

wissen will. Nein, so liegt die Sache denn doch nicht.

Aber wie die in Wahrheit lag, interessierte sie gar nicht, wie sie es ein paarmal betont hatte. So mußte er schweigen, vor allem aber mußte er sich ihrem Wunsch fügen, denn er durfte sich ihre Freundschaft und damit den für ihn so anregenden Verkehr hier im Hause nicht verscherzen. Und noch eins kam hinzu, ihn umzustimmen, das waren Herthas Worte: Mehr als bereuen kann kein Mensch das, was er tat.

Trotzdem stand er noch einen Augenblick unschlüssig da, dann erklärte er mit fester Stimme: „Ich werde Dori verzeihen.“

„Und alles vergessen?“

„Ich werde zunächst mit aller Kraft versuchen, an das, was gewesen ist, nicht mehr zurückzudenken, und dann wird das Vergessen hoffentlich ganz von selbst kommen.“

Da reichte sie ihm mit einer schnellen Bewegung die Hand, um die kräftig zu drücken, während sie ihm dabei zurief: „Ich danke Ihnen, Herr Baron, ich freue mich, daß ich mich nicht in Ihnen getäuscht habe, und daß Sie doch der sind, für den ich Sie von Anfang an hielt. Ich will es Ihnen allerdings offen eingestehen, daß ich vorhin, als Dori bei mir weinte, an Ihnen sehr irre geworden bin,

und das tat mir auch Papis wegen leid, der wirklich sehr große Stücke auf Sie hält," und als fürchte sie, damit zuviel gesagt zu haben, setzte sie schnell hinzu: „Ich habe Dori erklärt, entweder käme ich nachher mit Ihnen, Herr Baron, zusammen in das Zimmer, das wäre das Zeichen, daß alles wieder gut ist, oder ich käme ohne Sie, und das hieße dann leider: alle meine Versöhnungsversuche sind gescheitert.“

„Das haben Sie sich sehr gut ausgedacht, gnädiges Fräulein," dankte er ihr, „da weiß Dori nachher gleich, woran sie ist, und mir persönlich bleibt es dadurch erspart, Dori in Gegenwart Ihres Herrn Vaters erklären zu müssen, daß der Friede wieder geschlossen ist, denn so etwas tut man am besten unter vier Augen und unter vier Ohren. Nun kann ich damit warten, bis wir nachher wieder im Auto sitzen.“

„Schade, daß ich nicht dabei sein kann," warf Hertha ein, „das glückliche Gesicht von Dori möchte ich gern sehen.“

„Na, ich glaube, das wird schon glücklich sein, wenn Sie nachher mit mir als Friedensengel wieder in das Zimmer treten, gnädiges Fräulein, wobei ich mit dem Friedensengel natürlich Sie und nicht mich meine.“

Und Doris Gesicht erstrahlte wirklich vor Glück, als sie, die trotz der reizenden, lustigen Unterhaltung, die der Generaldirektor mit ihr führte, kaum einen Blick von der Tür gewandt hatte, endlich und doch schneller, als sie es zu hoffen gewagt hatte, die beiden anderen zusammen zurückkommen sah. Und als Hertha nun auf sie zutrat, sich hinter sie stellte und ihr leise die Wangen streichelte, da haschte sie nach ihrer Hand und drückte die so fest, daß Hertha sich beherrschen mußte, um nicht einen leisen Schmerzensschrei auszustoßen. Und ihr Glück stieg ins Grenzenlose, als bald darauf auch der Baron unter dem Vorwand, sich eines der Bilder, das hinter ihrem Stuhl hing, näher ansehen zu wollen, sich von seinem Platz erhob, und als er, während er sich mit dem Hausherrn über das Bild unterhielt, hinter ihr stehen blieb und ihr dabei leise mit der Hand über den Kopf strich.

Da war sie so glücklich, daß es nach ihrer Ansicht ein größeres Glück gar nicht mehr geben konnte. Aber daß doch noch eine Steigerung möglich war, das merkte sie, als sie zwei Stunden später mit dem Baron wieder zur Stadt fuhr, als er ihr da die Hand gab und ihr mit herzlicher Stimme zurief: „Wir sind wieder die alten, Dori, was geschah, ist vergeben. Ich werde nie darauf zurück-

kommen, ich will auch versuchen, nie mehr daran zu denken."

Die Freudentränen stürzten ihr aus den Augen, und ehe sie wußte, wie ihr geschah, küßte er sie auf den Mund. Und während sie weiter dahinfuhren, hielt er ihre Linke in seiner Rechten, und sie lehnte ihren Kopf an seine Brust.

Sie war ja so, so glücklich, sie konnte nicht sprechen, kaum denken. Aber dann fiel ihr doch plötzlich wieder ein, daß sie sich vorgenommen hatte, ihm, falls er ihr verziehen haben sollte, zu verstehen zu geben, daß sie heute nacht — aber nein, das konnte sie unmöglich, der Wunsch mußte von ihm, der durfte nie und nimmer von ihr ausgehen, und heute durften sie einander auch ganz gewiß nicht angehören. Morgen, übermorgen, jeden anderen Tag, aber nicht heute, denn wenn auch die größte Liebe sie zusammenführen würde, es würde ihr dennoch wie eine Entweihung des heutigen Tages vorgekommen sein.

So fragte sie ihn nur, da sie das Glück immer noch nicht fassen, da sie immer noch nicht daran glauben konnte: „Baron, lieber Baron, ist alles, aber auch wirklich alles wieder so zwischen uns, wie es war?“

„Alles, kleine Dori,“ bestätigte er ihr.

Und dann kam es nach einer kleinen Pause zögernd über ihre Lippen: „Und wenn ich heute abend auftrete, Baron, wollen Sie dann vorher wieder neben mir stehen, mir ein freundliches Wort sagen, und wenn Sie mich angesagt haben, mir wieder die Hand drücken und mich wieder leise auf den Leib schlagen, damit es mir Glück bringt?“

„Auch das, Dori, auch das,“ versprach er ihr.

„Dann ist es gut, lieber Baron, dann ist alles wieder gut,“ dankte sie ihm mit leiser Stimme, „denn daß ich das alles habe entbehren müssen, daß Sie das nicht mehr taten, darunter habe ich in der letzten Zeit am meisten gelitten, das habe ich am meisten entbehrt.“

Leise drückte er ihr die Hand, leise gab sie ihm seinen Druck zurück, und ohne weiter miteinander zu sprechen, lediglich ihren Gedanken nachhängend, legten sie die Fahrt zurück, aber ihre Hände ließen sich nicht wieder los, bis der Wagen vor seinem Hotel hielt.

Schon zwei Stunden später trafen sie sich wieder im Kabarett. Das Haus war bereits zu Beginn der Vorstellung sehr gut besucht, und die Stimmung war glänzend. Das merkte der Baron sofort, als er die Eröffnungsconférence hielt, und das freute ihn für sie alle, da würde jede Nummer des Pro-

gramms die nötige Aufmerksamkeit und den wohlverdienten Beifall finden.

Und daß er sich über die Stimmung des Publikums nicht getäuscht hatte, bewies nicht nur die Anerkennung, die man ihm selbst bei seinem Abgang zollte, sondern auch der Empfang, den man der ersten Nummer gleich bei ihrem Auftreten bereitete.

Schon als dritte im Programm kam Dori. Aber als der Baron sich nach ihr umsah, ob sie fix und fertig zum Auftreten sei und ob er sie ansagen könne, da stand sie nicht wie sonst schon wartend im Vorraum der Bühne, sondern erschien erst im letzten Augenblick, und da sah sie so müde und abgespannt aus, und hatte solche tiefe schwarze Ringe unter den Augen, daß er erschrocken auf sie zu trat, um sie zu fragen: „Aber Dori, was ist dir denn nur? Bist du krank?“

Ein leises Lächeln, das aber etwas Gezwungenes hatte, umspielte ihren Mund: „Krank? Nein, lieber Baron, es war heute nur etwas zuviel für mich. Ich habe mich in der letzten Zeit zu sehr erregt und zu sehr gelitten. Ich habe zuviel durchgemacht, und nun heute die ersehnte und doch kaum geglaubte Versöhnung, das große Glück, das ist wohl etwas plötzlich gekommen. Sie wissen ja, mein Herz ist nicht das allerstärkste, aber lassen

Sie mich nur erst tanzen, dann geht es gleich wieder vorüber, und heute will ich tanzen, wie ich seit langem nicht getanzt habe. Heute will ich den Leuten mal zeigen, was Dori kann, heute sollen sie mal Augen machen."

„Willst du dich aber nicht gerade heute lieber etwas schonen, Dori?“ bat der Baron besorgt.

Aber Dori schüttelte den Kopf: „Heute? Heute könnte ich es selbst dann nicht, wenn ich es wollte, heute zittert und fiebert alles in mir und an mir, heute möchte ich mein Glück hineinschreien in den Saal, damit alle sich mit mir freuen, und da ich mich nicht aussprechen kann, will ich austanzen, also los, lieber Baron, es wird Zeit, bitte sagen Sie mich an.“

Gleich darauf betrat er die Bühne, und als er nach einigen Minuten zurückkam, drückte er ihr die Hand und schlug sie leise, damit es ihr Glück bringe, dreimal auf den Leib: „Na Hals- und Beinbruch, Dori.“

Aber anstatt nun gleich auf die Bühne zu gehen, stand Dori noch einen Augenblick beinahe zitternd da. Nun hatte der Baron ihr, wie sie es sich schon solange gewünscht hatte, bewiesen, daß er ihr nichts, aber auch nichts mehr nachtrage, und die freudige Erregung darüber ließ sie beinahe schwanken. Aber schnell hatte sie sich wieder in der Gewalt, noch be-

vor er seinen Arm hätte ausstrecken können, um sie zu stützen, und ebenso schnell küßte sie ihn auf den Mund.

„Aber Dori,“ lachte er etwas verlegen, „wenn das jemand gesehen hat!“

„Dann ist es auch noch so,“ meinte sie übermütig, „davon werden die anderen schon nicht sterben.“

Gleich darauf sprang sie auf die Bühne, auch ihrerseits von donnerndem Applaus empfangen, und der Baron, der hinter den Kulissen stand und kein Auge von ihr abwandte, mußte sich gestehen, wenn sie es sich vorgenommen hatte, dem Publikum heute ihre ganze Kunst zu zeigen, dann tat sie das nicht nur, sondern das gelang ihr auch. Mit solchem Feuer, mit solchem Temperament, aber auch mit so sorgfältiger Durchführung eines jeden einzelnen Schrittes und jeder Bewegung hatte sie kaum jemals zuvor getanzt, und der Beifall, der heute sogar einmal bei offener Szene einsetzte, ließ sie sich beinahe selbst übertreffen.

„Na, Baron, was sagen Sie jetzt?“ rief sie ihm lachend und übermütig zu, als sie nach dem ersten Tanz abging, aber ohne seine Antwort abzuwarten, eilte sie in die Garderobe, aus der sie gleich darauf umgekleidet wieder zurückkam.

Da erst konnte er ihr sagen: „Sehr gut, Dori,

sehr gut, aber trotzdem bitte ich dich nochmals, schone dich, mute dir nicht zuviel zu, überanstreng dich nicht unnötig, damit du nachher nicht zu müde bist, denn wir wollen nach der Vorstellung —“

Er kam nicht dazu, den Satz zu Ende zu sprechen, Dori mußte hinaus, denn die Musik hatte bereits auf das ihr gegebene Zeichen zum zweiten Tanz eingesetzt. Er hatte ihr sagen wollen: denn nach der Vorstellung wollen wir doch noch in meinem Hotel zusammen essen und dann nach langer Zeit wieder miteinander gemütlich plaudern. Dori aber glaubte, er hätte ihr zu verstehen geben wollen, daß ihre geheimen Wünsche, die sie für den Fall einer Versöhnung gehegt hatte, nun doch noch in Erfüllung gehen sollten.

Und wenn sie sich auf der Rückfahrt im Auto heute auch gesagt hatte: nein, so darf der heutige schöne Tag nicht enden, er als Mann dachte darüber natürlich anders, und wenn er es sich wünschte, mußte sie sich ihm auch geben, und sie mußte es nicht nur, sie würde es auch mit tausend Freuden tun, denn wenn sie heute glücklich war, dann sollte er es erst recht auch werden, und er, soweit es an ihr lag, noch viel, viel glücklicher als sie es war.

Ach, und wie war sie glücklich, wie war sie glücklich! Er hatte ihr nicht nur ganz verziehen,

seine Liebe und seine Leidenschaften zu ihr waren wieder erwacht, er begehrte sie von neuem, konnte er ihr einen größeren Beweis dafür erbringen, daß er alles nicht nur vergeben, sondern auch vergessen hatte?

Ach, sie war ja so glücklich! Wenn nur ihr dummes Herz vor lauter Freude und Glückseligkeit nicht so schrecklich stark geschlagen hätte, so stark und so laut, daß sie es ganz deutlich zu hören glaubte. Und wenn sie nur wenigstens nicht als zweiten den Jockeitanz gewählt hätte, der sie immer ganz besonders anstrengte, und den sie deshalb meistens auch bis zum Schluß aufsparte.

Sie merkte, wie ihre Kräfte anfangen nachzulassen, und nicht nur das, sie hatte ein Gefühl des Schwindels, und zum Überfluß wiederholte die Musik jetzt auch noch einen Teil des Tanzes. Das tat sie zwar jeden Abend, aber heute hätte sie es doch nicht nötig gehabt, denn heute — ja, was war nur mit heute, und was war nur mit ihr? So sonderbar war ihr noch nie gewesen. Vor ihren Augen tanzten lauter Punkte, und mit einemmal sah sie das Rampenlicht gar nicht mehr. War denn das ausgegangen? Sie sah alles schwarz, ganz schwarz, und mit einem gellenden Aufschrei fuhr sie plötzlich mit der Hand nach dem Herzen und wäre hintenüber geschlagen, wenn der Baron, der

keinen Blick von ihr gewandt und voller Entsetzen das Unglück hatte kommen sehen, nicht auf die Bühne gesprungen und sie aufgefangen hätte, während er zugleich dem Mann am Vorhang, der vor Schrecken den Kopf verloren hatte, ein rasches Wort zurief.

Der Vorhang ging zu, die Musik setzte, um die Aufmerksamkeit des Publikums abzulenken, sofort mit einem flotten Marsch ein, schon um dadurch anzudeuten, daß es sich da nur um einen leichten Unfall handele; der Baron aber trug Dori, fremde Hilfe ablehnend, in die Garderobe, die sie mit zwei anderen Kolleginnen teilte, die halb angezogen vor ihren Spiegeln saßen, um sich zu schminken, und die nun ganz entsetzt aufsprangen.

„Um Gottes willen — was ist geschehen — Dori, was ist dir?“

Aber sie erhielten keine Antwort auf ihre Fragen, sonderbar der Baron rief ihnen mit befehlender Stimme zu: „Nicht jammern, sondern helfen, wo kann ich Dori hinlegen?“

Ja, wo konnte er sie niederlegen? Ein Bett war in der Garderobe selbstverständlich ebensowenig da wie eine Chaiselongue. So blieb nur eins, er mußte sie auf den Fußboden betten, während die Kolleginnen aus ein paar Kleidungsstücken, die sie rasch und wahllos von der Wand rissen, eine

Art Kissen zusammenballen und es ihr unter den Kopf schoben, während Dori beständig jammerte und schrie: „Mein Herz, mein Herz, ich erstickte. Laßt mich nicht sterben, ich will noch leben — ich bin noch so jung, laßt mich nicht sterben.“

Dem Baron stand der kalte Schweiß auf der Stirn, und neben Dori kniend und ihre Wangen streichelnd, schalt er: „Wer wird denn gleich an das Sterben denken, Dori, so schnell geht es damit Gott sei Dank denn doch nicht. Du hast dich überanstrengt, das ist alles, in ein paar Minuten wird dir schon wieder viel besser sein.“

Aber er glaubte selbst nicht an das, was er ihr zum Trost sagte. So schnell würde Dori sich ganz bestimmt nicht erholen, und deshalb fragte er jetzt: „Ist schon zum Arzt geschickt?“

Daran hatte in der allgemeinen Aufregung noch keiner gedacht. Glücklicherweise war einer der Pagen auf der Bühne damit beschäftigt, die Requisiten für die nächste Nummer, den Kunstschützen, aufzubauen, und so ließ er den rufen: „Laufen Sie so schnell Sie können — nein, nehmen Sie ein Auto — hier ist Geld — fahren Sie zu dem ersten Arzt, der in der Nähe wohnt, treffen Sie den nicht an, dann zu dem nächsten, bis Sie einen finden, aber kommen Sie nicht ohne einen Arzt zurück.“

Der Page stürmte davon, die Kolleginnen aber hatten inzwischen Doris Bluse geöffnet, den Oberkörper frei gemacht und rieben ihr die Herzgegend mit Kölner Wasser ein. Eine der Kolleginnen versuchte ihr ein paar Tropfen Kognak einzuflößen, während die anderen ganz ratlos und entsetzt um sie herumstanden, denn Doris Unfall hatte sich blitzschnell hinter den Kulissen verbreitet, und wie sie in ihren eigenen Garderoben gestanden oder gesessen hatten, mitten aus dem Umkleiden heraus waren sie herbeigeeilt, um womöglich zu helfen oder wenigstens um gute Ratschläge zu erteilen.

Aber schon nach kurzer Zeit drängte der Baron die meisten wieder hinaus: „Herrschaften, das geht nicht — Ihr müßt Euch umziehen —, die Vorstellung darf keine Unterbrechung erleiden. Ihr wißt, der Direktor ist leider gerade heute geschäftlich verreist, da muß in seiner Abwesenheit erst recht alles klappen — helfen kann hier nur der Arzt —, also macht, daß Ihr raus kommt.“

Die mit dem Umkleiden noch am weitesten zurück waren, gingen. Einige aber, die erst später aufzutreten brauchten, blieben zurück, und einer, der als Soldat einmal als Krankenpfleger ausgebildet worden war, kniete hinter Dori nieder, ergriff, sich weit vornüber beugend, ihre Hände und versuchte künstliche Atembewegungen zu machen, um dadurch

ihre Herztätigkeit zu beleben. Aber jede dieser Bewegungen schien ihr unerträgliche Schmerzen zu bereiten, immer lauter wurde ihr Schreien, immer flehender ihr Ruf: „Laßt mich nicht sterben, laßt mich nicht sterben.“

Wieder streichelte der Baron ihr die Wangen, wieder wollte er ihr Trost zusprechen, aber ihm war die Kehle wie zugeschnürt, er brachte angesichts dieses Jammers kein Wort heraus.

Durch die geschlossene Tür und durch den geschlossenen Vorhang hindurch erklang der Radetzky-marsch der Kapelle, der reine Hohn auf das entsetzliche Trauerspiel hier in der Garderobe.

Und jetzt verstummte die Musik, das Klingelzeichen von der Bühne ertönte, die Vorstellung mußte weitergehen.

Ja, mußte sie es wirklich? Einen Augenblick stand der Baron unschlüssig da. Konnte ein Mensch und konnte das Publikum von ihm verlangen, daß er jetzt heraustrat und conférierte, daß er lustige Sachen erzählte, um seine Zuhörer zum Lachen zu bringen? Konnte ein Mensch von dem Kunstschützen, der, unter seiner Schminke aschfahl im Gesicht, zitternd neben ihm stand, verlangen, daß der auch heute wie alle Abend mit unfehlbarer Sicherheit seine Arbeit leistet, ohne auch nur ein einziges Mal das kleinste Ziel zu verfehlen?

Nein, das konnte kein Mensch verlangen, und er war sicher, der Direktor würde, wenn er zugegen wäre, die weitere Vorstellung ausfallen lassen. Aber vielleicht auch nicht, besann er sich gleich darauf, denn das Haus hatte sich inzwischen bis auf den letzten Platz gefüllt. Ob sich da die Direktion wirklich entschlossen hätte, allen das Eintrittsgeld zurückzuzahlen und auf die weitere Einnahme aus Küche und Keller zu verzichten? Wie jeder andere mußte auch er verdienen, um seinen großen Verpflichtungen nachkommen zu können. Aber davon ganz abgesehen, fiel die heutige Vorstellung aus, dann sprach sich das herum, und das würde vielleicht, nein sicher, auch morgen den Besuch beeinträchtigen. Aber davon ganz abgesehen, das Publikum hatte sein Geld bezahlt, um sich zu amüsieren, folglich mußte es auch unterhalten werden. Von dem, was hinter den Kulissen vorging, wollte und durfte es nie etwas erfahren, wie es ja auch niemals etwas von den Sorgen und Leiden der Künstler ahnte, die sich da oben auf der Bühne anscheinend immer so sorglos und heiter produzierten.

Abermals ertönte das Zeichen von der Bühne, und riß ihn aus seinen Gedanken heraus.

Er sah sich nach dem Kunstschützen um. Der stand da mit gefalteten Händen und blickte mit angestrengten Zügen und mit großen Augen, in denen

helle Tränen schimmerten, auf Dori, die sich in ihren Schmerzen und in ihrer Angst ruhelos hin und her wälzte, und die von Zeit zu Zeit immer noch herzerbrechend aufschrie.

Leise legte der Baron ihm die Hand auf die Schulter: „Kommen Sie, es wird höchste Zeit.“

Der sah ihn wie geistesgestört an, dann fragte er: „Ich soll raus? Ja, glauben Sie denn, daß ich heute arbeiten kann? Ich würde ja nicht einmal ein Scheunentor treffen.“

„Sage nie, das kann ich nicht, alles kannst du, ruft die Pflicht,“ sprach der Baron ihm mit Goethes Wort Mut zu, dann betrat er selbst zuerst die Bühne, auf der der Bühnenmeister anstatt des Pagen, der auf der Suche nach dem Arzt war, inzwischen alles für die Arbeit des Kunstschützen aufgebaut hatte.

Aber noch bevor er mit seiner *Conférence* hatte beginnen können, rief man ihm gleich bei seinem Erscheinen zu: „Wie geht es Fräulein Dorietta?“

„Besser, viel besser, es liegt für Sie, meine Herrschaften, und auch für uns Kollegen, glücklicherweise keine Veranlassung zu irgendwelcher Beunruhigung vor. Fräulein Dorietta wird sich bald wieder ganz erholt haben, und ich hoffe, daß sie Ihnen nachher persönlich für Ihre freundliche Anteilnahme, von der ich ihr erzählen werde, danken kann,“ log der

Baron darauflos, da er die Wahrheit nicht sagen konnte und durfte. Und der Erfolg seiner Worte blieb auch nicht aus, ein donnerndes Bravo ertönte, und er glaubte ganz deutlich zu hören, wie viele erleichtert aufatmeten.

Dann begann er zu conférieren. Er hatte sich vorgenommen, sich ganz kurz zu fassen, um so bald wie irgendmöglich wieder bei Dori sein zu können, aber dann sagte er sich plötzlich: wenn du kürzer als sonst arbeitest, wird das Publikum den wahren Grund erraten, es wird dir deine Unruhe anmerken und daraus schließen, daß es mit Dori doch nicht so gut steht, wie du eben sagtest, und das darf nicht sein.

So conférierte er denn ganz wie sonst, aber während er sprach, hörte er, wenn auch nur gedämpft, aus der Garderobe Doris Jammern und die Stimmen der anderen, die sie vergebens zu beruhigen versuchten.

Und dabei soll ich nun conférieren, dachte er, da muß ich hier nun auf der Bühne stehen und den Leuten dumme Geschichten erzählen, nur damit sie in guter Stimmung bleiben, während ein paar Schritte entfernt Dori vielleicht mit dem Tode ringt und vielleicht auch wirklich stirbt, wenn nicht bald ärztliche Hilfe zur Stelle ist.

Und während er weitersprach, ohne selbst zu wissen, was er eigentlich sagte, schoß es ihm durch den Kopf: Ob du deinen Vortrag nicht lieber unterbrichst und an die Anwesenden die Frage richtest, ob sich unter ihnen ein Arzt befindet? Aber dann hätte er sich damit ja auch selbst Lügen gestraft und das Publikum beunruhigt. Außerdem war es jetzt auch zu spät, die Frage zu stellen, das hätte er gleich tun müssen, als Dori zusammenbrach, und ferner war sie überflüssig, denn wenn ein Arzt zugegen wäre, hätte der sicher ganz von selbst seine Dienste angeboten und nicht erst darauf gewartet, daß man ihn rufen würde.

Gott sei Dank, endlich konnte er abgehen, um dem Kunstschützen Platz zu machen, aber als er gleich darauf wieder die Garderobe betrat, mußte er mit aller Gewalt an sich halten, um nicht seinerseits einen Schrei des Entsetzens auszustoßen, als er in Doris Gesicht sah. Das war das Gesicht einer Sterbenden, wachsbleich mit blauen Lippen, mit großen, starren, weitgeöffneten Augen und mit dem Todesschweiß auf der Stirn. Nur die krampfhaften Bewegungen ihrer Hände und das kurze Röcheln bewiesen, daß sie noch lebte.

Und der Page mit dem Arzt war immer noch nicht zur Stelle.

Was tun, was kann man nur tun? fragte er sich beständig. Aber ehe er darauf noch eine Antwort hätte finden können, begann Dori anscheinend den letzten schweren Kampf mit dem Tode, denn plötzlich richtete sie sich halb auf, und schriller als je ertönte ihr Schrei: „Laßt mich nicht sterben, helft mir doch, laßt mich nicht sterben.“

Und immer lauter und lauter wurde ihr verzweifeltes Jammern, daß er sich, so entsetzlich ihm der Gedanke auch war, sagte: Das geht nicht, es bleibt nur eins, wir müssen Dori in eine andere Garderobe tragen, das Publikum darf von dem, was sich hier abspielt, nichts ahnen und nichts hören.

Aber bestand denn nur die leiseste Möglichkeit, Dori, während sie sich jetzt in solchen Qualen und Schmerzen hin und her wand, in einen anderen Raum zu tragen? Nein, das war undenkbar.

Da öffnete sich die Tür, und der Bühnenmeister steckte seinen Kopf durch den Spalt, um ihm halblaut zu sagen: „Das geht nicht so weiter, das Publikum fängt an, unruhig zu werden, das Schreien muß aufhören.“

Was mache ich nur — was mache ich nur? fragte sich der Baron, keinen Blick von Dori abwendend. Wie viele Kameraden hatte er nicht im

Kriege fallen und unter den grausigsten Schmerzen und Leiden sterben sehen, so viele, daß er oft glaubte, das Sterben hätte für ihn jeden Schrecken verloren. Aber das, was er hier mit ansehen mußte, war doch wohl das Schrecklichste, das Fürchterlichste und das Traurigste, was er je erlebte, denn auf den Schlachtfeldern hatten die dem Tode Geweihten wenigstens ihren letzten Kampf auskämpfen können, ohne daß jemand ihnen zugerufen hätte: Das geht nicht, das geht nicht, das stört die anderen. Und wie oft hatten die Schreie der entsetzlich Verstümmelten nicht das Pfeifen und Sausen der Granaten übertönt. Hier aber mußte die Sterbende Rücksicht nehmen auf das Publikum, das in seinem Vergnügen nicht gestört werden wollte und durfte.

Da kam ihm ein rettender Gedanke, den er aber selbst so roh und so brutal fand, daß er ihn zuerst nicht auszusprechen wagte. Dann aber tat er es doch, schon weil ihm trotz allen Nachdenkens nichts anderes einfiel, und so sagte er denn zu den gleich ihm fassungslos herumstehenden Kollegen: „Es gibt nur eins, wir müssen singen, um so lauter singen, je lauter die arme Dori jammert. Auch das wird man natürlich hören, aber das wird man nur für irgendeinen störenden Lärm hinter der Szene halten, vielleicht wird man auch glauben, es

würde auf der Straße gesungen. Es hilft alles nichts, wir müssen singen."

Und er begann mit dem ersten besten Gassenhauer, der ihm gerade einfiel. Nach und nach stimmten die anderen ein. Wer das von ihm gewählte Lied kannte, sang es mit, die anderen sangen entweder etwas Lustiges oder etwas Ernstes, und während sie sangen und sich dabei nach dem Baron richteten, der seine Stimme um so lauter erhob, je schwerer Dori mit dem Tode kämpfte, kniete er selbst neben ihr, hielt ihr die linke Hand vor den Mund und streichelte unablässig mit seiner Rechten ihre Wange und Haare, während ihm dabei die hellen Tränen aus den Augen stürzten.

Da richtete Dori sich plötzlich halb auf und stieß noch einmal einen lauten Schrei aus. Dann fiel sie gleich darauf hintenüber, um starr und regungslos liegenzubleiben.

Es war vorbei, und als endlich, endlich der Arzt erschien, konnte er nur noch den inzwischen eingetretenen Tod feststellen.

Und während Dori kalt und starr auf dem Fußboden der Garderobe lag, ertönte aus dem Saal das Lachen und der Beifall des Publikums.

★

Drei Tage später wurde Dori zur letzten Ruhe bestattet. Mit Rücksicht auf das Publikum und um nicht etwa den Glauben aufkommen zu lassen, es würden mit Rücksicht auf den Todesfall die weiteren Vorstellungen bis zur erfolgten Beisetzung ausfallen, hatte man Doris Ende so geheim wie nur möglich gehalten und sich entschlossen, die Anzeige und den Nachruf der Kollegen erst nach einigen Tagen bekanntzugeben. Ebenso waren die Zeitungen gebeten worden, vorläufig das traurige Ereignis nicht in ihren Spalten zu erwähnen. Ganz verheimlichen aber hatte man Doris so plötzlichen Tod natürlich doch nicht können, und die ihn erfuhren, wenigstens soweit es sich da um regelmäßige und treue Besucher des Hauses handelte, bewiesen ihre Teilnahme und ihre Trauer dadurch, daß sie eine Kranzspende schickten. So kam es, daß Doris Sarg fast unter der Fülle der Blumen verschwand, welche man ihr als letzten Gruß gesandt hatte.

Am Nachmittag um drei Uhr versammelte sich die Trauergemeinde zum letzten Abschied in der Kapelle des Friedhofes, und da man auch die Stunde der Beisetzung geheimgehalten, blieben dadurch alle Neugierigen fern, die doch nur gekommen wären, um sich das traurige Schauspiel anzusehen, ohne irgendwie mit ihrem Herzen

dabei zu sein. Die aber erschienen, waren wirkliche Leidtragende und Teilnehmende, in erster Linie Doris Direktion, alle Kollegen und Kolleginnen der „Libelle“, aber auch alle anderen in der Stadt weilenden Artisten und Artistinnen. Und als letzte, kurz vor Beginn der Trauerfeier, erschien, von dem Baron am Portal erwartet und von diesem in die Kirche geleitet, Fräulein Hertha, mit einem großen Palmenarrangement in der Hand, das sie, obwohl ihr Vater und sie bereits einen Kranz geschickt, der kaum gewonnenen und so jäh wieder verlorenen Freundin als allerletzten Gruß von sich und dem Vater, dem es aus geschäftlichen Gründen ganz unmöglich gewesen war, sie zu begleiten, überbringen wollte.

Hertha nahm an der Seite des Barons unmittelbar vor dem Sarge Platz, und wenig später nahm die Trauerfeier mit einem Orgelspiel ihren Anfang, das sie so ergriff, daß sie auf nichts anderes achtete. Aber so mächtig die Orgel auf sie wirkte, ebenso kalt ließ sie die Predigt des Geistlichen, und doch hätte gerade er es nach ihrer Ansicht bei diesem so traurigen Sterbefall besonders leicht gehabt, warme, zu Herzen gehende Worte zu finden. Aber vielleicht stieß der Geistliche sich daran, daß die, die da vor ihm ruhte, nur eine Artistin gewesen war, die im Sinne der

Kirche vielleicht keinen allzu frommen Lebenswandel geführt und den Gottesdienst nicht allzu oft aufgesucht haben mochte, und dazu kam sicher auch, daß die Verstorbene ihm als Mensch ganz fremd gewesen war, daß er über sie und über ihren Charakter nichts zu sagen wußte, und daß er sich auch deshalb lediglich in allgemeinen Worten erging, die er schon hunderte Male in seinen Leichenreden gesprochen haben mochte.

Nein, der Geistliche vermochte es wirklich nicht, den Weg zu ihrem trauernden Herzen zu finden. Er brachte es nicht einmal fertig, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, und so ließ sie denn jetzt heimlich und verstohlen ihre Blicke über die kleine Trauergemeinde schweifen, soweit ihr das von ihrem Platz aus möglich war. Es war das erste mal in ihrem Leben, daß sie soviel Künstler und Artisten in nächster Nähe, gewissermaßen in Zivil, anstatt wie sonst im Kostüm auf der Bühne sah. Alle waren sehr sauber und ordentlich gekleidet, aber trotzdem sah man vielen auch an ihrer Kleidung die Not an. Nur die wenigsten waren im schwarzen Anzug oder auch nur im schwarzen Paletot erschienen, die meisten von ihnen hatten ihren Straßenanzug an, und viele von ihnen trugen, wohl weil sie auch diese kleine Ausgabe gescheut hatten, nicht einmal einen Trauerflor um

den Arm, ebenso wie sie den nicht um ihren Hut gelegt hatten. Und wie die Kleidung der männlichen, war auch die der weiblichen Artisten. Aber wenn deren äußere Erscheinung auch nicht recht zu dem Ernst der Stunde paßte, in allen Gesichtern sah sie den Ausdruck tiefster und ehrlichster Ergriffenheit. Es mochte nicht einer unter ihnen sein, den der so plötzliche Tod der jungen Kollegin nicht auf das tiefste erschütterte. Das nahm sie für die Künstler sehr ein, auf der anderen Seite aber fesselte ihre Blicke noch etwas anderes, etwas das sie heute auch zum erstenmal sah; das waren die vielen charakteristischen oder wenigstens alles andere als gewöhnlichen Gesichter der Künstler.

Woran lag es, daß auch die, ebenso wie die Schauspieler, eine so ausgeprägte Physiognomie hatten, obgleich sie im Gegensatz zu diesen des Abends ihren Gesichtsausdruck doch nicht jedesmal dem Charakter der von ihnen dargestellten Personen anzupassen brauchten? Woher kam es, daß man selbst auf den ersten Blick jedem von ihnen den Artisten ansah? Und welche klugen, scharfgeschnittenen Köpfe bemerkte sie unter ihnen.

Die Artisten bildeten, wie sie erkannte, auch schon äußerlich eine Menschenklasse für sich, die es sicherlich verdienten, auch als Menschen nicht gering bewertet zu werden, denn in seiner Art

mochte wohl fast ein jeder von ihnen eine wirkliche Persönlichkeit sein, schon weil man es ihnen ansah, daß sie sich den Namen, den sie heute führten, in jahrelanger ernster Arbeit selbst geschaffen hatten.

Aber dann blickte sie doch wieder heimlich und verstohlen auf den Baron, der, wie stets, untadelhaft angezogen, den Zylinder in der Hand, starr und beinahe leblos neben ihr saß. Keine Miene zuckte in seinem Gesicht, während seine Augen sich auch nicht einen Augenblick von dem Sarg abwandten, als wolle und müsse er durch diesen hindurch noch einmal Doris hübsches, liebes Antlitz sehen.

Aber so sehr sein stummer und doch so beredter Schmerz sie, die ja selbst zum Sterben traurig war, auch ergriff, in erster Linie beschäftigte sie jetzt mehr als je der Gedanke: Er paßt doch wirklich in keiner Weise zu den anderen Artisten und Künstlern, er ist den meisten sicher an gesellschaftlicher Bildung, an Wissen und auch sonst in jeder Hinsicht überlegen, so ist es beinahe ein Jammer, daß er, so ehrenhaft sein Beruf auch ist, Abend für Abend vor einem doch oft recht ungebildeten Publikum auf der Bühne stehen muß, während seine Zuhörer unterdessen essen, trinken und rauchen. Und da fiel ihr zum ersten-

mal ein, daß auch sie das stets getan hatte, wenn sie im Kabarett war, und wenn er da oben vor ihr stand. Und sie schämte sich dessen plötzlich so, daß sie ihn deswegen am liebsten sofort um Verzeihung gebeten hätte.

Unterdessen sprach der Geistliche in seiner monotonen, einschläfernden Weise immer weiter, bis dann doch endlich das Wort „Amen“ den Schluß seiner Rede anzeigte.

Arme Dori, dachte Hertha, ich hätte dir wohl gewünscht, daß dir ein herzlicheres Abschiedswort mit auf deinen letzten Weg gegeben worden wäre, und dieses Wort bekam Dori auch noch, als sich bald darauf die Trauergemeinde auf den Weg zu dem offenen Grab gemacht hatte und als der Sarg ihren Blicken entschwunden war.

Da trat, nachdem der Geistliche mit dem Vater-
unser die Feier beschlossen, Baron Altenborn, der bisher neben ihr gestanden, an das Kopfende des Sarges. Für einen Augenblick sahen alle, wie er mit sich kämpfen mußte, um seiner Erregung Herr zu werden, dann begann er mit lauter, überall verständlicher und doch mit weicher, gütiger Stimme zu sprechen: „Ich bin von meiner Direktion, von dem Obmann der Loge, von den hier am Ort weilenden Logenmitgliedern und von deinen

früheren näheren Kollegen und Kolleginnen gebeten worden, dir, liebe Dori, in unserer aller Namen einen Abschiedsgruß nachzurufen."

Und dem Menschen und der Künstlerin, die da so früh hatte sterben müssen, widmete er einen so warmen, ehrlichen und tiefempfundenen Nachruf, daß alle wirklich auf das tiefste ergriffen waren, als einer nach dem anderen nun, nachdem er geendet, an das offene Grab trat, um mit drei Händen Erde, auf ihren Sarg geworfen, von Dori Abschied zu nehmen.

Langsam und vorsichtig führte der Baron Fräulein Hertha, die in Tränen aufgelöst an seiner Seite ging, zu ihrem Auto, das vor dem Eingang des Friedhofs auf sie wartete. Aber als er, der auch unfähig war, etwas zu sagen, sich dort mit einem stummen Händedruck von ihr verabschieden wollte, bat sie ihn: „Bitte, Baron, begleiten Sie mich nach Hause, ich lasse Sie nachher wieder zurückfahren, ich kann jetzt nicht allein sein.“

Er nahm an ihrer Seite Platz, und während sie dahinfuhren, dachte er zurück an den letzten Dienstagnachmittag, an dem Dori hier in demselben Wagen auf demselben Platz, den jetzt Fräulein Hertha innehatte, neben ihm saß, den

Kopf an seine Brust gelehnt, voll des Glückes, daß er ihr verziehen, und daß alles wieder zwischen ihnen so war, wie es gewesen. Und wie schon sooft in den letzten Tagen, mußte er sich auch jetzt wieder fragen, ob er Dori auch wohl dann so schnell verziehen haben würde, wenn Fräulein Hertha das nicht so kategorisch von ihm verlangt hätte. Sicher nicht, aber dann wäre Dori heute vielleicht noch am Leben, denn einzig und allein die große Freude, mit ihm wieder versöhnt zu sein, hatte sie doch getötet. Aber wer konnte wissen, ob sie es sich nicht erst recht zu Herzen genommen hätte, wenn er ihr nicht verziehen, und wenn Fräulein Hertha ihr hätte erklären müssen: „Ich habe versucht und getan, was in meinen Kräften stand, aber alles war vergebens.“

Fragen, Fragen, Fragen, auf die er keine Antwort fand und auf die er auch niemals eine finden würde. Aber gerade deshalb empfand er es jetzt voller Dankbarkeit, daß Fräulein Hertha ihn gewissermaßen gezwungen hatte, Dori zu verzeihen, und daß sie nun wenigstens mit ihm versöhnt aus ihrem jungen Leben hatte scheiden können.

Wie würde er wohl selbst bis an sein Lebensende darunter gelitten haben, wenn er damals

unerbittlich geblieben wäre? Den großen Schmerz, den er da beständig mit sich hätte herumtragen müssen, hatte Fräulein Hertha ihm erspart, und ein warmes Gefühl, das nicht nur Dankbarkeit allein war, wallte plötzlich für sie in ihm auf, das schon deshalb, weil sie gleich ihm die arme Dori von ganzem Herzen lieb hatte.

„Ach, lieber Baron, es ist zu schrecklich, ich kann es immer noch nicht glauben, daß Dori so früh hat sterben müssen,“ klang es da aus Herthas Mund verzweifelt und herzerbrechend an sein Ohr, und als suche und als fände sie dadurch einen Halt in ihrem Schmerz, haschte ihre linke Hand nach seiner rechten.

Und wie damals Doris Hand, hielt er jetzt Fräulein Herthas, die er gleich darauf tröstend streichelte und drückte. Und als er jetzt fühlte, wie Fräulein Hertha seinen Händedruck erwiderte, wurde jäh die Hoffnung, aber auch der Glaube in ihm lebendig, daß diese kleine Hand, die in der seinen ruhte, dereinst wenn sie beide erst Doris Tod überwunden hätten, für immer die seine werden möge und würde.

Und wenn er sich des Gedankens, der mit einemmal in ihm wach wurde, in diesem Augenblick auch beinahe schämte — vielleicht hatte Dori

so früh und so jung sterben müssen, damit er und Fräulein Hertha dereinst zusammen glücklich wurden, zumal die arme Dori selbst ihm das Glück, das ganz große Glück, ja doch nicht hätte geben können.

E n d e.

81 030 Wörter
488 630 Zeichen